

FRANÇAIS  
D'IDENTITÉ  
N° 21833  
Marseille  
Infirmière  
3 Avril 1920  
Dpt. Gard  
Regine  
Française  
Empreinte  
digital



MARTHE  
COHN  
Im Land  
des Feindes

Eine jüdische Spionin  
in Nazi-Deutschland

Schöffling & Co.

Dies ist die wahre Geschichte der französischen Jüdin Marthe Hoffnung Cohn, die ihr Leben aufs Spiel setzte, um in Nazi-Deutschland kriegswichtige Vorhaben auszukundschaften. Aus einer Familie in der Grenzregion stammend, wird sie aufgrund ihrer ausgezeichneten Deutschkenntnisse als Spionin ins Land des Feindes geschickt. In hochdramatischen und gefährlichen Situationen beweist sie Geistesgegenwart und ungeheuren Mut. Marthe Cohns Geschichte beeindruckt durch den Kampfgeist einer Frau, die in ihrer Jugend alles riskierte und auch heute noch unermüdlich als Zeitzeugin für Gerechtigkeit und Freiheit eintritt.



€ 26,00

€[A.] 26,80

*Im Land des Feindes* erzählt die wahre Geschichte der französischen Jüdin Marthe Hoffnung Cohn, die ihr Leben aufs Spiel setzte, um in Nazi-Deutschland kriegswichtige Vorhaben auszukundschaften.

Aus einer Familie in der Grenzregion stammend, die verfolgte jüdische Kinder bei sich aufnimmt und später Menschen in die Freie Zone schmuggelt, ist ihr dieses Engagement eine Selbstverständlichkeit. Die Résistance, der sich Marthe unbedingt anschließen will, lehnt die zierliche Frau zunächst ab, doch aufgrund ihrer ausgezeichneten Deutschkenntnisse und ihrer unauffälligen Erscheinung wird sie als Spionin nach Deutschland geschickt. In hochdramatischen und gefährlichen Situationen beweist sie Geistesgegenwart und ungeheuren Mut.

Marthe Cohns Geschichte, geprägt vom leidvollen Schicksal ihrer Familie und ihres ganzen Volkes, beeindruckt durch den Kampfgeist einer Frau, die in ihrer Jugend alles riskierte und auch heute noch unermüdlich als Zeitzeugin für Gerechtigkeit und Freiheit eintritt.



Marthe Cohn wurde 1920 in Metz geboren. Ihre Familie engagierte sich in der Résistance. Für ihren Einsatz als Spionin erhielt sie 1945 das Croix de Guerre und später hohe Ehrungen des französischen Staates. Nach dem Krieg war sie als Krankenschwester in Indochina im Einsatz. Heute lebt sie mit ihrer Familie in Kalifornien.

Petra Post und Andrea von Struve übersetzen seit nun mehr 30 Jahren gemeinsam Belletristik und Sachbücher aus dem Englischen, mit Schwerpunkt Biografie, Zeitgeschichte, Frauenliteratur und Thriller, darunter Werke von Morris Berman, Margaret Drabble und Raul Hilberg.

Autorenfoto: © Renaissance Literary & Talent  
Umschlagfotos: © Getty Images/Mel Curtis;  
Marthe Cohn

[www.schoeffling.de](http://www.schoeffling.de)

**Marthe Cohn**  
**mit Wendy Holden**  
**Im Land des Feindes**

*Eine jüdische Spionin in  
Nazi-Deutschland*

Aus dem Englischen übersetzt  
von Petra Post und Andrea von Struve

Schöffling & Co.

Für meine Familie, der ich viel zu verdanken habe, besonders für  
meinen Grossvater, meine Mutter und meinen Bruder Fred, die uns  
stets inspiriert, ermutigt und unterstützt haben.

*Deutsche Erstaussgabe*

Erste Auflage 2018

© der deutschen Ausgabe:

Schöffling & Co. Verlagsbuchhandlung GmbH,  
Frankfurt am Main 2018

Originaltitel: *Behind Enemy Lines*.

*The True Story of a French Jewish Spy in Nazi Germany*

Originalverlag: Three Rivers Press, New York

Copyright © 2002 by Beyond Entertainment

Copyright © 2016 by Marthe Cohn

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck & Bindung: Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-89561-667-9

[www.schoeffling.de](http://www.schoeffling.de)

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

## Inhalt

Gefährliches Terrain	7
Das Lothringer Kreuz	10
Eine fremde Welt	41
Die Schlinge zieht sich zu	67
Ein leuchtender Stern	86
Grenzüberquerung	105
Gebrochene Versprechen	124
Geplatze Träume	148
Die Scherben auflesen	174
Eine ungewöhnliche Spionin	195
Erneute Grenzüberquerung	217
In der Höhle des Löwen	235
Die Kunst der Verstellung	254
Der Anfang vom Ende	279
Die Wahrheit und ihre Folgen	300
Aufbruch zu neuen Ufern	325
Der Kreis schliesst sich	357
Epilog	379
Danksagung	384
Zitat- und Bildnachweis	387

## Gefährliches Terrain

Für Angst blieb keine Zeit. Meine Mission war eindeutig. In einer klirrend kalten Nacht im Februar 1945 verliess ich kurz vor Mitternacht mit vier Offizieren und zwanzig marokkanischen Soldaten die französische Kleinstadt Thann. Die Männer waren mit Maschinengewehren, Maschinenpistolen und Handgranaten bewaffnet und für die Kälte bestens gewappnet. In meiner Rolle als Martha Ulrich, einer jungen Krankenschwester auf der Flucht vor den Alliierten, gehörte es zu meiner Tarnung, weder bewaffnet noch winterfest gekleidet zu sein. Ich trug einen einfachen Wollrock, eine Jacke, Mütze und Handschuhe, an den Füßen lediglich Skistiefel und darunter Kniestrümpfe.

Es war stockfinster und eisig kalt. Die mächtigen Tannen und Kiefern schluckten das wenige Licht in jener Winternacht. Nur der Schnee schimmerte hell. In einer langen Reihe stapften wir durch die hohen Schneewehen – vierzehn Männer vor und zehn hinter mir. Während meine Begleiter bis über die Knie einsanken, reichte mir der Schnee sogar bis zu den Hüften. Bei jedem Schritt musste ich mein Bein mit beiden Händen aus dem Schnee ziehen, aber zum Glück verlor ich nie das Gleichgewicht. Mein einziger Trost war, dass mir dabei warm wurde. Ich spürte, dass die Männer mich nicht aus den Augen liessen, um mir zu Hilfe zu eilen, falls ich stürzen sollte. Doch mein Ehrgeiz, mit ihnen mitzuhalten, trieb mich voran.

Fünf Stunden lang marschierten wir in völligem Schweigen, da wir wussten, dass ringsum die Deutschen lauerten. In einer so stil-

len, froststarrten Umgebung tragen Geräusche erstaunlich weit. Seit wir Thann mit seinen windschiefen Häusern hinter uns gelassen hatten, waren wir mindestens fünf Kilometer bergauf, dann bergab in Richtung Amselkopf gegangen. Die verschneiten Gipfel der Vogesen ragten hoch über uns auf.

Am Rand eines kleinen Tals blieb unser Anführer stehen und sah mich ernst an. Hier würde meine Eskorte umkehren. Wir befanden uns in einem Kiefernwald, der so dicht war, dass wir kaum etwas sehen konnten. Keiner sagte ein Wort; wir verständigten uns nur mit Handzeichen. Unser Führer leuchtete mit einer abgeschirmten Taschenlampe auf seine Karte und zeigte mir noch einmal den schmalen Pfad, dem ich am Südhang des Berges folgen sollte. Es gab mehrere parallel verlaufende Wege. Sobald ich den zweiten Pfad erreicht hätte, sollte ich bis Sonnenaufgang warten, dann etwa eine Stunde an der Bergflanke entlanggehen, bis ich am Ende des Passes auf einen schwer bewaffneten feindlichen Posten stossen würde.

«Die Deutschen schiessen auf alles, was sich bewegt», hatte mich unser Führer am Vorabend gewarnt. «Denken Sie daran, tot nützen Sie niemandem was.»

Stumm winkten mir die Männer zum Abschied und verschwanden zwischen den Bäumen. Leutnant Neu, der inzwischen ein guter Freund war, drückte meinen Arm.

Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und stapfte weiter durch die Finsternis. Ich durchquerte das Tal und fand den zweiten Pfad, der in Richtung Osten führte. Meinen Anweisungen folgend, kauerte ich mich hinter einen Baum und wartete, bis die ersten Sonnenstrahlen den Himmel erhellten. Dann ging ich weiter. Ich war so angespannt, dass ich weder Müdigkeit noch Hunger noch Kälte spürte.

Nachdem ich ein kurzes Stück den Hang entlanggelaufen war,

sah ich unten im Tal zwei deutsche Soldaten, die bäuchlings auf dem Boden lagen und sich mit Tannenzweigen getarnt hatten. Sie hoben die Köpfe, unternahmen aber nichts, um mich aufzuhalten. Ich reckte das Kinn und gab vor, sie nicht gesehen zu haben. Vermutlich waren sie Beobachter und wollten ebenso wenig entdeckt werden wie ich. Ich ging weiter und versuchte nicht daran zu denken, dass sie jederzeit den Abzug drücken konnten.

Ich wusste, dass ich meinem Ziel ganz nah war. Es konnte gar nicht anders sein. In Gedanken trieb ich mich unaufhörlich an.

Nur noch ein kleines Stück, Marthe. Bleib ruhig, lächle, weine, spiel Theater, wenn's sein muss. Denk an den Oberst, denk daran, wie wichtig die Mission für ihn und seine Männer ist.

Ich erinnerte mich daran, wie er mich am Abend zuvor auf beide Wangen geküsst hatte. Dann hatte er sich rasch abgewandt, damit ich nicht bemerkte, dass ihm die Tränen in die Augen gestiegen waren.

Plötzlich sprang unterhalb von mir ein Soldat hinter einem Baum hervor. Sein Gewehr war direkt auf mich gerichtet, das Bajonett blitzte bedrohlich auf. Obwohl ich mit einem solchen Empfang gerechnet hatte, hätte ich vor Schreck beinahe aufgeschrien. Ich holte tief Luft und schluckte. Dann sprangen drei weitere Soldaten hinter den Bäumen hervor, ihre Maschinengewehre im Anschlag, die Helme mit Tannenzweigen getarnt.

Als ich mich vorsichtig im Dämmerlicht umblickte, sah ich, dass ganz in der Nähe tote Soldaten auf dem Boden lagen; ihr Blut sickerte in den Schnee. Offenbar hatte es hier vor Kurzem ein Gemetzel gegeben.

«Nicht schießen!», rief ich und hob die Hände.

## Das Lothringer Kreuz

Ich bin in Metz geboren, einer Stadt in Lothringen, die von einer mächtigen Kathedrale überragt wird, in einer Region im Nordosten Frankreichs, die auf eine komplizierte und wechselvolle Geschichte zurückblickt. Da die französischdeutsche Grenze nur etwa 45 Kilometer weiter östlich verlief, war die Gegend schon seit tausend Jahren Ziel feindlicher Übergriffe. 1871 annektierten die Deutschen das Gebiet und hielten es fast fünfzig Jahre besetzt.

Als ich am 13. April 1920 – keine zwei Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkriegs – zur Welt kam, hatte sich die politische Landkarte Europas verändert und Elsass-Lothringen befand sich erneut in französischer Hand. Da wir in dieser historisch bedeutenden Grenzregion als wahre französische Patrioten aufgewachsen waren, erfüllte es uns alle mit Stolz, als General de Gaulle im Zweiten Weltkrieg das Lothringer Kreuz mit den zwei Querbalken zum Symbol des freien Frankreich erkor.

Metz war eine geschäftige, weltoffene Stadt mit barocken Giebelhäusern und klassizistischen Fassaden. In den Stahlwerken und Kohlegruben des Umlands arbeiteten Polen, Italiener und Tschechen. Da Metz eine Garnisonsstadt war, wimmelte es in den Strassen von Soldaten. Am Ostufer der Mosel gelegen, war die Stadt ein wichtiger Knotenpunkt auf der Handelsroute zwischen Paris und Strassburg. Im 12. Jahrhundert wurde Metz freie Reichsstadt und hatte sich einen ganz eigenen Charakter bewahrt: Davon zeugten das mittelalterliche französische Viertel mit der

gotischen Kathedrale Sainte-Étienne im Zentrum und die elegante «Ville Allemande» mit ihren Bürgerhäusern, die unter preussischer Besatzung entstanden war. Aufgrund seiner bunten Vielfalt an Plätzen aus dem 17. Jahrhundert, italienisch anmutender Strassenzüge und deutscher Prachtbauten war Metz keineswegs der triste Ort, den seine geografische Lage und seine industriellen Wurzeln hätten erwarten lassen.

Meine Eltern waren praktisch als Deutsche aufgewachsen. Da sie den Grossteil ihres Lebens in einem besetzten Gebiet verbracht hatten, war es ihnen verboten, ihre Muttersprache zu sprechen. In der Schule wurde Deutsch gelehrt und jedem, der in der Öffentlichkeit auch nur ein einziges französisches Wort von sich gab, drohte Arrest. Als ich zur Welt kam, waren beide Sprachen erlaubt. Sieben Jahre lang hatte ich in der Schule Deutsch als Zweitsprache. Wir Geschwister unterhielten uns mit unseren Schulfreunden und einigen Nachbarn auf Französisch, aber mit unseren Eltern und den meisten Angehörigen ihrer Generation auf Deutsch. Französisch war für uns eine Art Geheimsprache. Wenn wir nicht wollten, dass unsere Eltern mitbekamen, was wir im Schilde führten, schwatzten wir fröhlich auf Französisch drauflos.

Unser eigentlicher Familienname war Hoffnung Gutglück, was der Einfachheit halber zu «Hoffnung» abgekürzt wurde. Ich hiess mit Vornamen «Marthe», französisch ausgesprochen. Mein Grossvater mütterlicherseits, Moishe Bleitrach, war ein wunderbarer Mann, ein angesehener orthodoxer Rabbiner und Gelehrter. Zum Zeitpunkt meiner Geburt war er fast sechzig Jahre alt und trug einen langen Bart. Eine meiner frühesten Kindheitserinnerungen ist sein dröhnendes Lachen, wenn ich daran zog.

Als ich etwa zwei Jahre alt war, hing ich wie eine Klette an meiner Mutter Regine. Sie war eine kleine, blonde, hübsche Frau, die

ich geradezu vergötterte. Sie war warmherzig und lebenslustig und wirkte eher wie eine ältere Schwester. Sobald sie sich aus meinem Blickfeld entfernte, bekam ich einen hysterischen Anfall und schrie, bis ich blau im Gesicht wurde. Dann nahm mich einer meiner älteren Brüder, Fred oder Arnold, oder meine Schwester Cécile auf den Arm und schlug mir mit sichtbarem Vergnügen auf den Rücken, bis ich wieder normal atmete. Als ich mit vier Jahren begriff, dass meine Geschwister mir mein Theater übernahmen, beschloss ich – Pazifistin, die ich schon damals war –, sie und meine arme Mutter endlich in Frieden zu lassen.

Sechzehn Monate nach meiner Geburt kam meine jüngere Schwester Stéphanie zur Welt, ein entzückendes, pummeliges kleines Ding mit dunkelbraunen Löckchen – das exakte Gegenteil von mir. Ich war klein, mager, blass und hellblond, genau wie meine Mutter. Kein Wunder, dass ich rasend eifersüchtig war.

«Sie mag ja hübsch sein», tönte ich gegenüber Stéphanies zahlreichen Verehrern, «aber dafür bin ich sehr intelligent.» Doch meine Eifersucht legte sich bald, denn ich konnte gar nicht anders, als Stéphanie mit ihrem sonnigen Naturell und ihrem Engelsgesicht ins Herz zu schliessen. Sie und Cécile waren die umgänglichsten von uns allen. Und so wurde aus dem Püppchen, das ich hätschelte und lieb koste, die Spielgefährtin, Freundin und Vertraute meiner Kindheit.

1924 kam meine Schwester Hélène zur Welt, ein zerbrechliches kleines Wesen; 1925 folgte das Nesthäkchen Rosy.

Bald darauf sollte ich eingeschult werden. Aber weil ich für meine sechs Jahre sehr klein war, meinten die Lehrerinnen, dass ich für die erste Klasse nicht reif genug wäre, und steckten mich zu meiner Schwester Stéphanie in die Vorschule. Trotz meiner Proteste setzten sie mich neben sie.

Während die anderen das Alphabet lernten, schwieg ich verstockt und schmolte. Da ich schon ganze Bücher lesen konnte, war es unter meiner Würde, mich am Unterricht zu beteiligen. Als die Lehrerin fragte, ob jemand von uns ein Lied vortragen wolle, streckte Steph zu meiner Bestürzung den Finger in die Höhe. Unsere ganze Familie – mit Ausnahme von Cécile und meiner Mutter – war völlig unmusikalisch. Deshalb zog ich hastig ihren Arm nach unten und zischte: «Lass das, dumme Gans! Du weisst doch, dass du nicht singen kannst.»

Aber die Lehrerin hatte sie bereits gesehen und rief sie nach vorn. Während ich mir die Hände vors Gesicht hielt, trällerte sie «Je cherche après Titine», ein Chanson, das damals sehr populär war. Ich wäre vor Scham am liebsten im Boden versunken. In der Mittagspause lief ich nach Hause und erzählte meiner Mutter, was passiert war.

«Ich bleib da auf keinen Fall», sagte ich und zog einen Flunsch. «Die halten mich für ein Kleinkind. Und dann hat Steph auch noch vorgesungen!» Meine Mutter konnte sich kaum ein Lachen verkneifen. Am Nachmittag brachte sie mich zur Schule zurück und legte der Lehrerin meine Geburtsurkunde vor, um zu beweisen, dass ich alt genug für die erste Klasse war. Von da an blieb ich von Stephanies Gesangskünsten verschont.

Ich hasste die Schule und wünschte mir nichts sehnlicher, als mich zu Hause zu verkriechen und zu lesen. Jedes Buch, das uns die Lehrerin als Lektüre empfahl, kannte ich bereits. Ich war frustriert und langweilte mich zu Tode.

Als ich mir einmal in der Stadtbücherei neue Bücher ausleihen wollte, warf die Bibliothekarin einen Blick auf meine Liste und musterte mich streng über den Rand ihrer runden Brillengläser hinweg. «Tut mir leid, aber du bist noch viel zu jung, um so etwas

zu lesen.» Kaum war ich zu Hause, erzählte ich meinem ältesten Bruder Fred davon, der schnurstracks mit mir zur Stadtbücherei ging, um die Bibliothekarin zur Rede zu stellen.

«Meine Schwester darf lesen, was sie will», sagte er höflich, aber bestimmt. «Es ist Sache meiner Eltern zu entscheiden, welche Bücher gut für sie sind und welche nicht.» Nachdem er sich so beherzt für mich eingesetzt hatte, liebte ich ihn mehr denn je.

Als kleines Mädchen fühlte ich mich Fred besonders nah. Er war eher wie ein Vater als ein Bruder für mich. Jeden Abend las er uns nach dem Essen aus der Zeitung vor, ein tägliches Ritual, dem ich voller Ungeduld entgegensah. Ich sass auf dem Boden, an die Beine meiner Mutter gelehnt, und lauschte gebannt den neuesten Nachrichten über die politischen Entwicklungen in Europa.

Besonders fesselte mich das Schicksal des jüdischen Uhrmachers, Dichters und Anarchisten Samuel Schwartzbard, der nach den antijüdischen Pogromen von 1919 und 1920 aus der rumänischen Provinz Bessarabien, dem heutigen Moldawien, nach Paris geflohen war, wo er Arbeit in einer Uhrenfabrik fand. In Paris machte er den ehemaligen General und Oberbefehlshaber der ukrainischen Streitkräfte, Symon Petljura, ausfindig, der mittlerweile Chef der ukrainischen Exilregierung in Paris war. Seine Truppen hatten an der jüdischen Bevölkerung in seiner Heimat schreckliche Gräueltaten verübt.

Am Morgen des 25. Mai 1926 lauerte Schwartzbard Petljura vor seinem Haus auf und gab mehrere tödliche Schüsse auf ihn ab. Es kam zu einem aufsehenerregenden Mordprozess, der für internationale Schlagzeilen sorgte. Dank Schwartzbards Verteidiger Henry Torres ging es in diesem Verfahren jedoch weniger um die Ermordung Petljuras als um den Tod von 60'000 Juden, für die

Torres Petljura verantwortlich machte. Zahlreiche Zeugen berichteten von den grauenvollen Verbrechen, die Petljuras Kosaken begangen hatten. Sie hatten ganze Dörfer niedergebrannt und ihre Opfer, unter denen auch Kinder waren, gefoltert, vergewaltigt, verstümmelt und ermordet.

Ich war schockiert über diese Enthüllungen. Ich konnte nicht begreifen, wie man anderen Menschen so etwas antun konnte, einfach nur, weil sie Juden waren. Als Fred uns vorlas, dass die Geschworenen den Anarchisten freigesprochen hatten, vergoss ich Freudentränen. An diesem Abend beschloss ich, Anwältin zu werden, um den Schwachen und Hilflosen zu ihrem Recht zu verhelfen.

Fred war ein liebevoller, fürsorglicher Bruder. Aber er konnte einen auch ganz schön piesacken. Manchmal lauerten er und Arnold uns im Flur unserer Wohnung auf, fielen über uns her und verpassten uns schmerzhaft Kopfnüsse. «Los, nehmt die Fäuste hoch und wehrt euch, ihr Heulsusen!», riefen sie dann. Erst heute weiss ich, dass er uns beizubringen versuchte, wie man sich gegen körperliche Angriffe verteidigt.

Jeden Donnerstag, wenn meine Mutter für das Sabbatmahl einen Karpfen eingekauft hatte, jagte Fred mich mit dem riesigen, zappelnden Fisch durch die Wohnung. Das klaffende Maul und die stierenden Glupschaugen versetzten mich in Angst und Schrecken. Einmal keilte Fred mich in der Küche zwischen Herd und Wand ein und ich war so in Panik, dass ich die Luft anhielt. Meine Mutter, die sich sonst nicht in unsere ausgelassenen Spiele einmischte, riss Fred zur Seite. «Das reicht!»

Dann zog sie mich hinter dem Herd hervor und schlug mir kräftig auf den Rücken, damit ich wieder Farbe ins Gesicht bekam. «Das war das letzte Mal, dass du Marthe so getriezt hast», ermahnte sie ihn. Er tat es nie wieder.

Papa war ein schwieriger, grüblerischer Mann, der ein Leben lang unter seiner unglücklichen Kindheit litt. Kein Wunder, dass er sich mit seiner Vaterrolle schwertat. Seine Mutter starb, als er drei Jahre alt war. Nachdem sein Vater wieder geheiratet hatte, wurden er und sein kleiner Bruder Benoît – das jüngste der fünf Kinder und noch ein Säugling – ins Waisenhaus gesteckt, wo er nur eine rudimentäre Schulbildung erhielt. Der Kontakt zu seinem gewalttätigen Vater beschränkte sich auf wenige unschöne Begegnungen. Seine Stiefmutter brachte zwei Söhne mit in die Ehe, die mit seinen älteren Geschwistern im gemeinsamen Haushalt leben durften. Dass man ihn und Benoît einfach abgeschoben hatte, war eine Kränkung, über die er nie hinwegkam.

Meine Eltern lernten sich durch ihre Geschwister kennen. Ein Bruder meiner Mutter heiratete eine von Vaters Schwestern. Papa verliebte sich sofort in die hübsche, zierliche Blondine. Aber auch meine Mutter war von dem gut aussehenden, schüchternen jungen Mann sehr angetan. Als einziges Mädchen unter sieben Brüdern war sie es gewohnt, verhätschelt zu werden, doch die zarten Gefühle meines Vaters waren etwas gänzlich anderes. Ihr Vater war strikt gegen diese Verbindung. Er hielt Mutters Freund für viel zu ungebildet.

«Ich kann meine einzige Tochter unmöglich einem derart unkultivierten Menschen anvertrauen. Da kann ich sie auch gleich einem Affen in die Arme werfen», sagte er. Mein Vater, dem diese Bemerkung zu Ohren kam, verzieh ihm sein Leben lang nicht.

Grosspapa hatte recht mit seinen Vorbehalten. Meine Eltern passten überhaupt nicht zusammen. Nach Freds Geburt brachte meine Mutter noch einen Jungen zur Welt. Er hiess Eugene. Dann folgte das erste Mädchen, Cécile. Als Eugene mit zwei Jahren an Scharlach starb, wäre ihre Ehe an dem schmerzhaften Verlust fast zerbrochen. Maman verlangte die Scheidung und zog mit den

beiden Kindern zu ihren Eltern. Aber Papa beschwor sie, wieder zurückzukommen, und versprach ihr, in Zukunft ein besserer Ehemann zu sein. «Ausserdem hast du kein Recht, mir meine Kinder wegzunehmen», erklärte er ihr. Dem konnte sie nichts entgegensetzen. Mehr um Freds und Céciles als um ihrer selbst willen kehrte sie zu meinem Vater zurück und gebar ihm fünf weitere Kinder.

Aber wir verlebten auch heitere, unbeschwerte Stunden mit Papa. Er dachte sich spannende Geschichten aus und spielte mit uns. Wir schwammen zusammen in der Mosel oder unternahmen lange Spaziergänge. Doch obwohl er uns sehr liebte, konnte er keine wirkliche Nähe zu uns herstellen. Er war schrecklich eifersüchtig auf Maman, zu der wir eine innige Beziehung hatten. Allerdings erinnere ich mich noch, wie ich als kleines Mädchen wegen einer Blinddarmentzündung ins Krankenhaus musste und mein Vater in Tränen ausbrach, als man mich in den Operationsaal schob. Ich war so gerührt von diesem Gefühlsausbruch, dass ich meine eigenen Ängste ganz vergass. Doch meist erlebten wir unseren Vater als mürrischen, launischen Mann, der grundlos losbrüllte und uns wie ein preussischer General herumkommandierte.

Sobald er das Haus verliess, änderte sich schlagartig die Atmosphäre. Wir Kinder plapperten munter drauflos und alberten herum. Meine Mutter entspannte sich spürbar und war sehr nachsichtig mit uns. Selbst wenn wir durch die Wohnung tobten oder uns manchmal lautstark zankten – «wie die Zigeuner», pflegte sie dann zu sagen –, liess sie uns meist gewähren.

Beim gemeinsamen Abendessen mit unserem Vater hatten wir uns allerdings zu benehmen. Dann wagten wir es nur, den Mund aufzumachen, wenn er guter Laune war. Wir alle fürchteten die

Momente, in denen er uns oder Maman grundlos anherrschte. Denn sobald er sich in Rage geredet hatte, war er nicht mehr zu bremsen. Da er nicht sehr wortgewandt war, warf er mit immer derberen Ausdrücken um sich. Wir durften nicht eher den Tisch verlassen, bis er seine Tirade beendet hatte. Manchmal sprang er auf und stiess zwischen den Zähnen hervor: «Am liebsten würde ich euch windelweich prügeln. Aber dann wäre ich kein bisschen besser als mein Vater.» Und im nächsten Moment rauschte er aus dem Zimmer.

Als Kind hatte ich keinerlei Verständnis für die Launenhaftigkeit meines Vaters. Es machte mich wütend, dass er mit seinen Ausbrüchen unser Familienleben vergiftete. Als ich mich einmal bei meiner Mutter über ihn beklagte, seufzte sie und sagte: «Es könnte schlimmer sein. Immerhin spielt er nicht, trinkt nicht und bündelt nicht mit anderen Frauen an.»

«Schade», erwiderte ich, worauf sie mich entsetzt ansah. «Wenn er sich eine Geliebte nehmen würde, hätten wir wenigstens unsere Ruhe.»

Trotz meines Grolls gegen ihn tat er mir auch leid. Es schien, als hätte er keinerlei Kontrolle über sein Verhalten, als handele er unter einem inneren Zwang. Nur selten kam hinter der schroffen Fassade seine empfindsame Seite zum Vorschein. Er stand immer etwas im Abseits, während wir mit unserer Mutter zu einer festen Einheit verschmolzen waren.

Beruflich war er recht erfolgreich. Er besass einen kleinen Fotoladen, der auf Vergrösserungen und Einrahmungen spezialisiert war: Agrandissements Photographiques Encadrements. So konnten wir uns eine grosszügige Sechs-Zimmer-Wohnung im zweiten Stock eines Hauses in der Rue du Maréchal-Pétain leisten, ein gutes Stück vom ehemaligen jüdischen Getto entfernt. Als

meine jüngeren Schwestern alt genug für die Schule waren, ging meine Mutter ihm im Laden zur Hand. Aber im Grunde half sie ihm, die täglichen Anforderungen des Lebens zu meistern. Mit unendlicher Geduld und eisernem Willen gelang es ihr, unser Zuhause in einen heiteren Ort zu verwandeln.

Wir hatten ein Dienstmädchen namens Sophie, das bei uns wohnte und mit uns Kindern in der Küche zu Mittag ass. Für uns war sie weniger eine Angestellte als eine grosse Schwester. Als sie nach zehn Jahren unsere Familie verliess, um zu heiraten, brachte mich das so aus dem Gleichgewicht, dass ich krank wurde. Einmal die Woche polierte Sophie sämtliche Holzböden, sodass die ganze Wohnung nach Bohnerwachs roch. Dieser Geruch ruft bis heute noch lebendige Erinnerungen an meine Kindheit in mir wach.

Wir waren eine sehr religiöse Familie und befolgten alle rituellen Vorschriften, auch wenn mein Vater bestimmt nicht so gläubig war wie meine Mutter. Freitagabends entzündete sie die Kerzen, mein Vater und meine Brüder setzten ihre Kippas auf und sprachen die Gebete. Maman führte einen streng koscheren Haushalt. Wir hatten getrenntes Geschirr für Fleisch- und Milchprodukte und bei keiner Mahlzeit kam beides zugleich auf den Tisch. Meine Mutter war eine hervorragende Köchin und verstand es, jüdische Spezialitäten mit französischen und deutschen Speisen zu kombinieren. So gab es Karpfen oder gehackte Leber, Suppe, Huhn, Kalbs- oder Rinderbraten, Salat, frisches Gemüse und zum Nachtisch Obst. Freitags und an Feiertagen war die Wohnung vom Duft der frisch gebackenen Challa, der Kuchen und Aufläufe erfüllt. Vor dem Essen wurden über die Challa und den Wein hebräische Segenssprüche gesagt. Und nach dem Essen folgte ein Dankesgebet. Wir beteten auch abends vor dem Einschlafen und morgens nach dem Aufwachen.

Meine Mutter und Cecile, die wunderbare Stimmen hatten, sangen nach dem Abendessen alte jiddische Lieder. Wir jüngeren Kinder sangen mit, ohne den Text zu verstehen. Wenn unser Vater lauthals mit einstimmte, verzogen wir das Gesicht, denn er sang noch falscher als wir.

Meine Eltern legten grössten Wert darauf, dass wir eine möglichst umfassende, liberale Schulbildung genossen. Deshalb schickten sie uns auf staatliche Schulen, wo wir mit katholischen und protestantischen Kindern in Kontakt kamen. Meine Schwestern und ich besuchten ein Mädchengymnasium. Nachdem wir anfangs zu Hause bei einem Privatlehrer und später im Cheder Hebräisch lesen gelernt hatten, erteilte uns am Gymnasium Oberrabbiner Nathan Netter Religionsunterricht. Obwohl im übrigen Frankreich eine strikte Trennung zwischen Staat und Kirche herrschte, waren die strenggläubigen Elsässer und Lothringer seit 1918 von dieser Regelung ausgenommen. Jedes Schulkind hatte Anspruch auf Religionsunterricht bei einem Vertreter seiner Glaubensgemeinschaft.

Jeden Samstag gingen wir fein herausgeputzt in die Synagoge, die sich im ärmsten Viertel von Metz befand. Als ich ungefähr fünf Jahre alt war, lauerte uns nach dem Gottesdienst eine Horde zerlumpter Jungen vor der Synagoge auf.

«Dreckige Juden», rief einer von ihnen und spuckte uns vor die Füße. Die anderen warfen mit Steinen nach uns. Einer traf mich am Schienbein, was höllisch wehtat. Als mein Vater die Jungen böse anfunktete, traten sie den Rückzug an, blieben aber in sicherer Entfernung stehen und beschimpften uns weiter.

Bestürzt sah ich meinen Vater an, der meinen Blick stumm erwiderte. Ich konnte nicht fassen, dass man uns so behandelte, nur weil wir Juden waren. Was spielte denn unsere Religion für eine Rolle? Ich starrte meinen Vater an, beschwor ihn wortlos, etwas

zu unternehmen. Ohne den Blick von mir abzuwenden, zog er langsam seinen schweren Ledergürtel aus der Hose. Dann drehte er sich um und stürmte mit dem Gürtel in der erhobenen Hand auf die Jungen zu.

«Wer von euch hat uns dreckige Juden genannt?», brüllte er und liess den Gürtel durch die Luft sausen. Mit offenem Mund sah ich zu, wie er die Strasse entlangrannte, während Fred und Arnold mich hinter sich herzogen. Ich glaube, ich habe meinen Vater nie mehr geliebt als in jenem Moment.

Zum ersten Mal hatte ich am eigenen Leib erfahren, was es hiess, im Vorkriegseuropa Jüdin zu sein; und es sollte nicht das letzte Mal sein. Ein paar Jahre später schickte mich meine Mutter mit einem Einkaufsnetz zum Laden um die Ecke, um ein Dutzend Eier zu besorgen. Auf dem Heimweg versperrte mir ein Nachbarmädchen, das ich vom Sehen kannte, den Weg.

«Du dreckige Jüdin», sagte sie und stemmte die Hände in die Hüften.

«Ich bin nicht dreckig!», rief ich empört.

«Doch, bist du. Dreckig! Dreckig! Eine dreckige Jüdin!», höhnte sie.

Ohne nachzudenken holte ich aus und schleuderte ihr das Netz mit den Eiern an den Kopf. Eiweiss und Dotter liefen ihr über die Stirn und tropften auf ihr Kleid. Ich rannte nach Hause zu meiner Mutter, die mit mehlbestäubten Händen in der Küche stand. Ich erzählte ihr haarklein, was geschehen war.

Meine Mutter bückte sich und drückte mich fest an sich. Lächelnd strich sie mir eine Strähne aus der Stirn. «Du hast dich völlig richtig verhalten, Marthe», sagte sie. «Lass es dir nicht gefallen, wenn jemand solche schlimmen Dinge zu dir sagt.»

Trotz einiger ähnlich unangenehmer Erlebnisse und der ange-

spannten Atmosphäre, die mein Vater häufig zu Hause verbreitete, habe ich meine Kindheit überwiegend in positiver Erinnerung. Meine fröhlichen, liebevollen Geschwister und meine rührige Mutter, die uns dazu ermunterte, unseren Horizont zu erweitern und über uns hinauszuwachsen, machten das alles wett. «Jeder von euch kann etwas bewirken», sagte sie zu uns. «Bleibt euch selbst treu und lasst euch von niemandem unterkriegen.»

Die Idole meiner Kindheit waren Maurice Bellonte und Dieudonné Costes, die beiden französischen Flieger, die 1930 einen Transatlantikflug von Paris nach New York unternahmen. Als ich von ihren Grosstaten las, wünschte ich mir nichts sehnlicher, als eines Tages Pilotin zu werden. Seit ich als kleines Mädchen zum ersten Mal ein Flugzeug über Metz gesehen hatte, träumte ich davon. Deshalb konnte ich mein Glück kaum fassen, als ich erfuhr, dass unsere beiden Nationalhelden bei ihrem Triumphzug durch Frankreich nicht nur durch Metz kommen, sondern direkt an unserem Haus vorbeifahren würden. Die Aussicht, die beiden lebenden Legenden von unserem Balkon aus bestaunen zu können, versetzte mich in einen wahren Freudentaumel. Und so drängten sich am grossen Tag die Schaulustigen am Strassenrand und schwenkten französische Fähnchen, während wir Kinder mit Maman auf dem Balkon standen und den beiden Flugpionieren aus vollem Hals zujubelten. Das war das erste Mal, dass ich mich in der Öffentlichkeit so lautstark gebärden durfte. Danach brachte ich vor Heiserkeit kaum einen Ton heraus.

«Wenn ich gross bin, werde ich Pilotin», krächzte ich, als mich Maman abends ins Bett brachte.

«Ja, mein Schatz», erwiderte sie lächelnd und küsste mich auf die Stirn. «Ganz bestimmt.»

Etwa zur selben Zeit wurde die neu erbaute katholische Kapel-

le Sainte-Thérèse eingeweiht. Eine Klassenkameradin lud mich zu der feierlichen Zeremonie ein, und da meine Eltern nichts dagegen hatten, ging ich mit. Allerdings hielt ich mich im Hintergrund. Es behagte mir nicht, mich zu meiner Freundin und ihrer Familie in eine Kirchenbank zu setzen; ich wollte zuschauen, nicht teilnehmen. Ich war beeindruckt von dem Prunk, dem Weihrauch, der Musik, den Chorknaben und den prächtigen Gewändern des Bischofs und der Priester. Der präzise Ablauf des Hochamts, bei dem alle einer perfekt einstudierten Choreografie folgten, faszinierte mich.

Danach war ich noch einmal zur Glockenweihe dort – eine ebenfalls sehr feierliche Zeremonie – und zur Erstkommunion einiger Freundinnen. Schon von Kindesbeinen an interessierte ich mich für andere Religionen. Manchmal begleiteten wir unser Dienstmädchen Sophie in den evangelischen Gottesdienst. Meine Eltern hatten nicht die geringsten Befürchtungen, dass unser jüdischer Glaube darunter leiden könnte. Obwohl mich die katholischen Messen in Sainte-Thérèse sehr beeindruckten, änderte dies nichts an meiner religiösen Überzeugung.

Ich hatte einen grossen Freundeskreis, hauptsächlich Schulkameradinnen, aber der Mittelpunkt meines Lebens war meine Familie, mit der ich am meisten Zeit verbrachte. Stéphanie und Cécile standen mir am nächsten. Wir waren praktisch unzertrennlich: Wir schliefen im selben Zimmer, gingen zusammen zur Schule, nahmen gemeinsam unsere Mahlzeiten ein und spielten miteinander. Wenn wir am Wochenende oder in den Ferien ins Kino oder Theater gehen wollten, war uns dies nur tagsüber und in Begleitung eines unserer Brüder erlaubt. Aber vorher mussten wir irgendwelche häuslichen Pflichten übernehmen, beispielsweise unser Zimmer aufräumen und unserer Mutter zur Hand gehen.

Manchmal nahmen diese Arbeiten so viel Zeit in Anspruch, dass wir nicht rechtzeitig vor Einbruch der Dunkelheit fertig wurden – ein Umstand, den mein Vater natürlich bewusst einkalkuliert hatte.

Immer häufiger begann ich mich gegen Papas despotisches Gebaren aufzulehnen, was zu erbitterten Auseinandersetzungen führte.

«Wenn du so weitermachst, steck ich dich in eine Besserungsanstalt. Da werden sie dir schon Gehorsam beibringen!», rief er manchmal entnervt.

Cecile beehrte nie auf und bekam deshalb meist ihren Willen. Stéphanie war viel zu friedfertig, um sich mit jemandem anzulegen. Sie nahm die häuslichen Verhältnisse widerspruchslos hin. Meine jüngeren Geschwister hielten es ebenso. Nur Rosy, die ziemlich naseweis war, schaffte es stets, ihren Kopf durchzusetzen.

Meine Mutter redete immer wieder beschwichtigend auf mich ein.

«Such doch nicht ständig Streit mit ihm», sagte sie dann. «Nimm dir ein Beispiel an Cécile und halte dich etwas zurück.» Aber das konnte ich nicht. Je älter ich wurde, desto mehr wurmte es mich, dass Papa uns mit seiner schlechten Laune terrorisierte. Ich traute mich kaum, nach der Schule eine Freundin mit nach Hause zu bringen, denn man wusste nie, in welcher Stimmung man ihn antreffen würde. Maman nahm jeden Gast herzlich auf, aber Papa verschreckte meine Freundinnen mit seiner Schroffheit so sehr, dass sie nicht mehr wiederkamen.

Meine beste Freundin hiess Sophie Weyne und war die Tochter einer guten Bekannten meiner Mutter. Sie war blond und sehr hübsch. Obwohl wir weder in derselben Gegend wohnten, noch dieselbe Schule besuchten, trafen wir uns regelmässig. Wir waren ein Herz und eine Seele.

Wenn ich nicht wegdufte, kam Sophie zu uns – trotz der Anwesenheit meines miesepetigen Vaters. Manchmal brachte sie auch ihre ältere Schwester Regine mit. Dann sassen wir mit Cécile und Stephanie um den Esstisch und unterhielten uns stundenlang über Filme, Bücher und manchmal auch Jungen.

Damals gab es nur einen Jungen, der sich für mich interessierte, und der wurde mir bald ziemlich lästig. Er hiess Grandidier, war gross und schlaksig und in meinen Augen ein ungehobelter Gassenjunge. Ich weiss nicht, was er an mir fand, aber er war anscheinend total vernarrt in mich. Zwei Jahre lang folgte er mir wie ein Hündchen. Er postierte sich vor unserem Haus und starrte stundenlang zu unseren Fenstern hinauf. Wenn ich allein oder mit Stephanie herauskam, um zur Schule, zur Synagoge oder einkaufen zu gehen, heftete er sich an unsere Fersen. Wir rannten dann so schnell wir konnten, um ihn abzuhängen. Als Cecile und ich einmal einen Jahrmarkt besuchten und vor dem Karussell anstanden, tauchte er plötzlich neben uns auf und wollte uns zu einer Fahrt einladen. Zu allem Überfluss versuchte er, mich auch noch zu einer Verabredung zu überreden.

«Na, komm schon», drängte er mich. «Wir könnten doch wenigstens mal nachmittags zusammen spazieren. Das ist doch nicht zu viel verlangt, oder?»

Ich schüttelte den Kopf und sagte, dass er mir auf die Nerven gehe und mich gefälligst in Ruhe lassen solle.

Dann schickte er mir aus heiterem Himmel eine Karte – die erste private Post, die ich je bekommen hatte. Ich war entsetzt. Mein Vater, der jeden Morgen den Briefkasten leerte, zitierte mich in sein Arbeitszimmer und stellte mich zur Rede.

«Du bist viel zu jung für einen Freund», sagte er streng und reichte mir die anstosserregende Karte, auf der mir Grandidier

seine unsterbliche Liebe gestand. «Du wirst diesen Jungen nicht wiedersehen.»

«Aber Papa, ich habe kaum ein Wort mit ihm gewechselt», protestierte ich. «Ich habe mich kein einziges Mal mit ihm getroffen.» Glücklicherweise glaubte er mir. Aber der hartnäckige Granddier sollte mir noch eine ganze Weile nicht von der Pelle gehen.

Ich interessierte mich nach wie vor mehr für Bücher als für Jungen. Von Kindheit an war Lesen in unserer lebhaften Familie meine Zuflucht gewesen. Mein Grossvater hatte die Liebe zu Büchern in mir geweckt. Meine Mutter, die sehr belesen war, hatte er ebenso stark inspiriert wie mich. Auch Fred war ein Bücherwurm. Ich genoss es, bäuchlings auf der Bank im grossen Erkerfenster unseres Wohnzimmers zu liegen und mich in ein Buch zu vertiefen. Hinter dicken Vorhängen verborgen, ignorierte ich die Ermahnungen meiner Eltern, die mich zu irgendwelchen Hausarbeiten riefen, und verschlang stattdessen *Ivanhoe*, *Robinson Crusoe*, *Robin Hood* oder *Der Schweizerische Robinson*. Mich faszinierten Walter Scotts historische Romane, die Theaterstücke von Molière, Racine und Corneille und die Gedichte Mussets, Vignys und Baudelaires.

Da ich mehr Zeit mit Lesen als mit Lernen verbrachte, war ich eine schlechte Schülerin, was mir immer wieder Tadel von meinen Lehrerinnen einbrachte: «Deine Schwestern sind Muster-schülerinnen, vor allem Stephanie. Warum nimmst du dir kein Beispiel an ihr?»

Was Bildung angeht, übte mein Grossvater den grössten Einfluss auf mich aus. Ab meinem 14. oder 15. Lebensjahr übernachteten Cécile und ich regelmässig bei meinen Grosseltern, um ihnen Gesellschaft zu leisten. Wir gingen dann nach dem Abendessen zu ihrer Wohnung, die nur ein paar Strassen entfernt lag.

So sehr wir uns auf Grosspapa freuten, so wenig erpicht waren wir auf Grossmamas Gesellschaft. Sie war eine schwierige Frau mit blitzenden blauen Augen, einem scharfen Verstand und einer spitzen Zunge. Sie hatte ihre sieben Söhne stets meiner Mutter, ihrer einzigen Tochter, vorgezogen. Und als wir auf der Welt waren, mussten wir hinter den Kindern unserer Onkel zurückstehen. Während sie beispielsweise meinen Cousins und Cousinen grosszügige Geschenke machte, gingen wir leer aus. Sie behandelte meine Mutter wie ihr Dienstmädchen und trieb meinen Grossvater mit ihren ständigen Nörgeleien zur Verzweiflung. Trotzdem trug er sie auf Händen. Wenn sie ihm allerdings zu sehr zusetzte, sagte er seufzend: «Das kommt davon, wenn man eine schöne Frau heiratet.» Als ich diesen Satz zum ersten Mal hörte, war das eine Offenbarung für mich. Ich hätte nie gedacht, dass mein frommer Grossvater für weibliche Reize empfänglich war. Da begriff ich, dass nicht nur junge Leute ihren Leidenschaften erliegen können.

Jeden Morgen um vier stand mein Grossvater auf, um zu beten und die hebräischen Schriften zu studieren, von denen er eine äusserst kostbare Sammlung besass. Er führte eine rege Korrespondenz mit Gelehrten aus aller Welt und verbrachte den Grossteil seiner Zeit mit der Auslegung hebräischer Texte und dem Verfassen von Gedichten und Briefen. Grosspapa nahm eine führende Stellung innerhalb der jüdischen Gemeinde von Metz ein. Er hatte nicht nur die orthodoxe Synagoge gegründet, sondern auch alle anderen traditionellen jüdischen Einrichtungen wie die Mikwe, das Ritualbad, und den Cheder, die hebräische Schule. Darüber hinaus hatte er an der Errichtung des jüdischen Friedhofs mitgewirkt und veranlasst, dass die Gebeine jüdischer Bürger von einem katholischen Friedhof in einer lothringischen Nachbargemeinde dorthin umgebettet wurden.

Gegen sieben Uhr verliess er sein Arbeitszimmer, um die frisch gebackenen Bagels zu holen, die direkt vor die Haustür geliefert wurden. Dann bereitete er für mich und Cecile das Frühstück. Jedes Mal erlebten wir aufs Neue, wie sich der grosse Gelehrte in einen fürsorglichen Grossvater verwandelte. Cécile und ich setzten uns fröhlich an den Küchentisch, auf den er eine weisse Leinentischdecke gebreitet und feine Porzellantassen gestellt hatte. Während des Frühstücks bombardierten wir ihn mit Fragen, meist über Politik oder über griechisch-römische Geschichte, die sein Steckenpferd war.

Es ist dem Beispiel meines Grossvaters, meiner Mutter und meines Bruders Fred zu verdanken, dass ich mich schon früh für das aktuelle politische Geschehen interessierte. Von meinem sechsten Lebensjahr an las ich täglich die Morgenzeitung. Aber auch Grosspapas fesselnde Erzählungen über die griechisch-römische Kultur, in die er Geschichten über unsere israelitischen Vorfahren einflocht, weckten einen grossen Wissensdurst in mir. Ich verschlang Bücher über Könige, Kaiser, Prinzen und wunderschöne Königinnen und ihre schicksalhaften Beziehungen zu Göttern und Halbgöttern, die – im Gegensatz zu dem Gott, den wir verehrten – ebenso niederträchtig handelten wie Menschen. Als junges Mädchen las ich immer wieder die Werke Homers und Bücher über römische Geschichte, natürlich in französischer Übersetzung. Ich tauchte in eine Welt ein, in der sich historische Fakten mit Mythen und Legenden vermischten, und erlebte hautnah die fantastischen Abenteuer göttlicher, halbgöttlicher und sterblicher Helden mit.

Grosspapa machte uns Kinder auch mit jüdischen Geboten vertraut, die ihm am Herzen lagen, darunter Wohltätigkeit, oder Zedaka, und Toleranz.

«Die Menschen sind intolerant, weil sie sich vor allem fürchten, was sie nicht verstehen oder was ihnen fremd erscheint», sag-

te er zu mir. «Du darfst nie einen Menschen nach seiner Religion, Hautfarbe oder seinen Überzeugungen beurteilen. Wenn jemand deine Hilfe braucht, frag nicht nach seiner Rasse oder seinem Glauben, sondern hilf einfach. Und brüste dich nicht mit deinen guten Taten, denn das würde die Person, der du geholfen hast, herabsetzen.»

Dann zitierte er zur Verdeutlichung eine Stelle aus der Bibel oder einer anderen Quelle. Sein überragender Intellekt beflügelte mich. Er und Fred waren meine grossen Vorbilder.

Nach und nach schlich sich in unseren Alltag ein Gefühl der Bedrohung ein. Einmal fuhr mein Vater in ein Dorf ausserhalb von Metz, um bei einem Kunden ein paar gerahmte Fotos abzuliefern. Als er dessen Haus betreten wollte, kamen zwei Gendarmen auf ihn zu und fragten nach seinem Ausweis.

«Einen kleinen Moment bitte, Herr Wachtmeister», sagte mein Vater respektvoll zu dem älteren der beiden. «Ich muss nur schnell die Rahmen hier abstellen.»

Als er die Bilder vorsichtig an die Hauswand lehnte, erklärte der Beamte kurzerhand, er sei verhaftet. Die beiden Polizisten behaupteten später, mein Vater wäre ihrer Aufforderung nicht unverzüglich nachgekommen und hätte sich deshalb der Insubordination schuldig gemacht. Papa blieb vierundzwanzig Stunden lang verschwunden und wir hatten keine Ahnung, was mit ihm passiert war. Meine besorgte Mutter ging sogar aufs Polizeirevier, um eine Vermisstenanzeige aufzugeben.

Als mein Vater am nächsten Tag heimkehrte, von Schrammen und blauen Flecken übersät, war er ein gebrochener Mann. Ein Gendarm hatte ihn auf der Wache eine Treppe hinuntergestossen und bewusstlos geschlagen. Der Verhandlungstermin war für den folgenden Monat festgesetzt worden.

Mein Vater, der ein sehr stolzer Mann war, kam über die demütigenden Erlebnisse jenes Tages nicht hinweg. Er, der immer eine grosse Hochachtung vor Militär und Polizei gehabt hatte, verstand nicht, weshalb man ihn ohne jeden Grund so drangsaliert hatte. Wahrscheinlich bestand sein einziges «Verbrechen» darin, Jude zu sein. Diese Begegnung mit staatlicher Willkür brachte sein ganzes Weltbild ins Wanken. Vermutlich rief der Vorfall auch schlimme Kindheitserinnerungen in ihm wach.

Kurz darauf erkrankte Papa schwer an Hepatitis. Er wurde ganz gelb im Gesicht und musste das Bett hüten. Nachdem ihn der Arzt untersucht hatte, meinte dieser, dass die Lage sehr ernst sei. Maman war ausser sich. Es dauerte Wochen, bis Vater sich wieder erholte. Da er so lange krank gewesen war, hatte man seinen Prozess immer wieder aufschieben müssen. Als es schliesslich zur Verhandlung kam, sorgte sein Fall für Schlagzeilen. Die Zeitungen berichteten, dass man einen Vater von sieben Kindern grundlos zusammengeschlagen habe, woraufhin der Richter ein Einsehen hatte und ihn freisprach.

Damals begann ich vieles, was ich bisher als gegeben hingenommen hatte, infrage zu stellen. So beschloss ich eines Tages, Vegetarierin zu werden. Obwohl meine Mutter meine neuen Ernährungsgrundsätze für eine vorübergehende Laune hielt, versuchte sie nicht, mir meinem Entschluss auszureden, sondern bereitete eigens für mich fleischlose Gerichte zu.

Als ich allerdings erklärte, dass ich Hebräisch lernen wolle, war sie bestürzt. «Nur Jungen studieren die heiligen Schriften. Mädchen doch nicht», sagte sie kopfschüttelnd.

«Ich bin's leid, Gebete herunterzuleiern, die ich nicht verstehe», hielt ich ihr entgegen. «Ich weigere mich, wie ein Papagei irgendwelche Worte nachzuplappern. Ich denke nicht mal an

Gott, wenn ich bete. Stattdessen gehen mir alle möglichen Gedanken durch den Kopf. Es ist doch reine Heuchelei, zu beten, wenn man mit dem Herzen nicht dabei ist.»

Maman konnte meine Rebellion gegen unsere religiösen Praktiken nur schwer akzeptieren. Kein einziges Ereignis in ihrem Leben, nicht einmal Eugenes Tod, hatte ihren starken, aufrichtigen Glauben je erschüttert. Dass ich meinen Infrage stellte, betrückte sie sehr. Trotzdem verlangte sie nie mehr von mir, dass ich betete.

Auch Grosspapa zog es vor, mich gewähren zu lassen. Als er bemerkte, dass Cecile und ich die Tischgebete nicht mehr mitsprachen, sorgte er taktvoll dafür, dass er in diesen Momenten nicht im Zimmer war. Er wollte uns nicht durch seine Anwesenheit dazu nötigen, gegen unser Gewissen zu handeln.

Zu jener Zeit vollzogen sich in ganz Europa tiefgreifende Veränderungen. In Italien hatten Mussolini und die Faschisten die Macht ergriffen. Deutsche Truppen waren ins französische Rheinland einmarschiert. In England starb König Georg V. In Spanien herrschte Bürgerkrieg. In Berlin gewann der schwarze us-amerikanische Leichtathlet Jesse Owens bei den Olympischen Sommerspielen vier Goldmedaillen und musste sich von Adolf Hitler öffentlich demütigen lassen. In Frankreich betrat der Weltkriegsveteran Oberstleutnant François de La Rocque mit seiner rechtsextremen, ultranationalistischen Organisation Croix de Feu die politische Bühne. De La Rocque verstand es, die Massen zu mobilisieren. Unter seinem Einfluss kam es zu schweren Unruhen, die den Rücktritt der linksgerichteten Regierung zur Folge hatten. Je un-verhohlener sich Politiker und Kriegstreiber zur Judenfrage äuserten, desto mehr Gehör fanden sie beim einfachen Volk. Durch fanatische Demagogen aufgestachelt, fühlte sich der Mann auf der

Strasse in seinen Ressentiments bestätigt. Als der jüdische Sozialist Léon Blum Premierminister wurde, führte dies zu weiteren Ausschreitungen. Mittlerweile trat der Antisemitismus in Frankreich offen zutage. Es wurden Forderungen laut, Juden von öffentlichen Ämtern auszuschliessen, so wie es in Deutschland bereits der Fall war. Diese Entwicklungen machten mir Angst, ebenso die wachsende Bedrohung durch Hitler und die Nationalsozialisten. Dennoch hielt ich an meiner pazifistischen Haltung fest.

«Krieg ist keine Lösung», erklärte ich grossspurig. «Die Politiker sollten sich zusammensetzen und miteinander reden. Kriege bringen nichts als Tod und Zerstörung. Es muss eine Alternative geben.»

Fred und Arnold waren da anderer Meinung. «Hitler muss aufgehalten werden und zwar schnell. Du verstehst das nicht, Marthe. Du hast den letzten Krieg nicht miterlebt.»

Trotz seiner ausgezeichneten Leistungen war Fred mit siebzehn von der Schule abgegangen, um in Antwerpen eine Ausbildung zum Diamantenhändler zu machen. Als jedoch die Diamantenindustrie infolge der Weltwirtschaftskrise einbrach, zog er nach Nancy, wo er die Schneiderwerkstatt meines Onkels Henri übernahm. Mein Bruder Arnold folgte bald nach und fing bei ihm als Zuschneider an. Jeden Sonntag kam Fred mit dem Zug nach Metz, nur um uns Mädchen abends auszuführen. Mein Vater hätte uns niemals allein vor die Tür gelassen. Sophie und meine anderen Freundinnen waren furchtbar neidisch auf uns. Fred war der vollendete Kavalier: Er lüftete den Hut zur Begrüssung und behandelte uns wie richtige Damen. Ich vergötterte ihn geradezu und war jedes Mal kreuzunglücklich, wenn er wieder wegfuhr.

Auf dem Gymnasium langweilte ich mich entsetzlich. Durch die Romane von Zola, Balzac, Dumas, Tolstoi, Jules Verne und Jack London inspiriert, wünschte ich mir nichts sehnlicher, als

von der Schule abzugehen und die Welt zu sehen, ehe es zu spät war. Meine Zukunftspläne waren allerdings reichlich unausgegoren. Mal träumte ich von einer Karriere als Anwältin, dann wollte ich Pilotin werden, obwohl ich so klein war, dass ich mit meinen Füßen kaum die Pedale erreicht hätte. Mit siebzehn war ich ausgewachsen und brachte es auf gerade mal 1,50 Meter. Ich war erheblich kleiner als meine Geschwister. Selbst meine Mutter mit ihren 1,57 Meter überragte mich. «Ich werde niemals einen kleinen Mann heiraten», sagte ich einmal zu ihr. «Ich will schliesslich keine Zwerge zur Welt bringen.»

Maman schüttelte lächelnd den Kopf. «Wie kommst du nur auf solche Gedanken, Marthe?»

1937 verabschiedete ich mich freudestrahlend von meinen Lehrerinnen, um bei Cécile Modes anzufangen, dem Hutsalon meiner Schwester, der sich im Zentrum von Metz, am Place de la République befand. Mir hatte zwar nie eine Laufbahn als Modistin vorgeschwebt, aber ich war froh, endlich den Zwängen des öffentlichen Erziehungswesens zu entkommen. Alle fanden, dass Cécile wunderschöne Hüte machte. Es waren raffinierte Kreationen für junge und jung gebliebene Frauen. Ich besitze immer noch ein Foto, auf dem Cécile, meine Freundin Sophie, ihre Schwester Regine und ich Céciles Modelle tragen. Damals führten wir ein rundum sorgloses Leben. Erst rückblickend erkenne ich, wie grossherzig es von Cécile war, mich einzustellen. Ich war so ungeschickt, dass ich mehr als einen Hut ruinierte. Einmal hätte ich fast das ganze Atelier in Brand gesetzt, weil ich abends vergass, das elektrische Bügeleisen auszuschalten. Es brannte über Nacht ein riesiges Loch in unseren Arbeitstisch. Aber Cécile hatte eine Engelsgeduld mit mir und war nie böse auf mich. Sie wusste wohl, dass es schlimmere Dinge auf der Welt gab, über die man sich aufregen konnte.

Im Sommer 1938 fuhr ich mit Stéphanie, Rosy, Héléne, Sophie und ein paar Freundinnen in ein Ferienlager im Vallée de Chevreuse nicht weit von Paris. Wir waren dort schon einmal mit unseren Eltern gewesen, aber diesmal waren wir alt genug, um allein verreisen zu dürfen. Wir verbrachten herrliche Wochen mit Schwimmen, Radfahren, Spielen und Herumalbern. Ich besitze noch einen Stapel Schwarz-Weiss-Fotos, auf denen wir ausgelassen vor der Kamera posieren. Niemand ahnte, dass mit diesen unbeschwerten Sommertagen unsere Jugend zu Ende gehen sollte.

Im Oktober desselben Jahres marschierten deutsche Truppen in die Tschechoslowakei ein. Einen Monat später begann für die Juden Deutschlands – die bereits zahllose persönliche Einschränkungen wie soziale Ausgrenzung und Ausgangssperren hinnehmen mussten – ein Martyrium ohnegleichen, während die grosse Mehrheit der nichtjüdischen Bevölkerung tatenlos zusah. Die von der Regierung inszenierte Reichskristallnacht markierte einen entscheidenden Wendepunkt in der deutschen «Judenpolitik». Hunderte von Synagogen wurden in Brand gesteckt und Tausende jüdischer Geschäfte verwüstet. Horden junger Braunhemden zogen randalierend durch die Städte und zertrümmerten systematisch die Schaufenster jüdischer Läden. Zahllose Juden wurden festgenommen oder auf offener Strasse niedergeschlagen; einundneunzig von ihnen starben.

Wir waren schockiert, als wir von diesen Ereignissen erfuhren. Wir hatten Verwandte in Düsseldorf, die Färbers. Cécile Färber, die Nichte meines Vaters, erwartete ihr drittes Kind. In der Kristallnacht stand die Gestapo vor der Tür und wollte Céciles Mann verhaften. Sie demolierten die gesamte Einrichtung, zerschlugen die Fenster und bedrohten die Familie. Irgendwie gelang es Cécile, sie davon abzubringen, ihren Mann festzunehmen. Noch in derselben Nacht floh er nach Holland, während sie sich bis zur

Geburt ihrer Tochter Mindele bei ihrem Dienstmädchen versteckte. Dann folgte sie ihm nach. Später gingen sie nach Palästina und liessen Mindele in der Obhut holländischer Verwandter zurück. Ihre beiden Söhne, den zweijährigen Josie und den dreijährigen Jacquie, schickten sie zu uns. Fred und Cécile fuhren mit der Bahn bis zur Grenze, wo sie die beiden Jungen in Empfang nahmen. Das mutige Dienstmädchen hatte die Kinder bis dorthin begleitet. Sie alle riskierten es, von deutschen Grenzposten verhaftet zu werden, aber sie sahen es als ihre Pflicht an, zu helfen. Ein paar Tage später brachten wir Josie zu Tante Hélène, einer älteren Schwester meines Vaters, nach Nancy. Jacquie blieb bei uns. Die übrige in Deutschland lebende Familie meines Vaters – darunter seine ältere Schwester Feigel, ihr Mann und ihre jüngste Tochter Berthe – wurde verhaftet und nach Polen deportiert. Sie kehrten nie mehr zurück.

Als der dreijährige Jacquie, der kein Wort Französisch sprach, bei uns eintraf, war er völlig verstört. Er sah uns mit grossen Augen an und sagte kein Wort. Doch als sein Blick auf meine damals vierzehnjährige Schwester Hélène fiel, fing er an zu strahlen. Er schloss sie sofort ins Herz und wich ihr nicht mehr von der Seite. Hélène freute sich, einen kleinen «Bruder» zu haben, mit dem sie spielen konnte, und sie genoss seine Zuwendung. Aber da sie wie Fred eine schelmische Ader hatte, piesackte sie den armen Jacquie oft unerbittlich. Oder sie kommandierte ihn herum. Sie sagte zu ihm, sie habe kalte Hände, worauf er zu ihr rannte, um sie ihr zu wärmen. Oder sie bat ihn, ihr etwas zum Anziehen zu bringen. Doch wenn sie sich mit ihm beschäftigte, hatte sie eine unendliche Geduld, um die ich sie heimlich beneidete. Wir alle wussten, dass Jacquie seine Familie lange Zeit nicht wiedersehen würde – mög-

licherweise nie. Dass Hélène ihn unter ihre Fittiche nahm, schien ihn über die schmerzliche Trennung hinwegzuträsten.

Nach den Ereignissen in der Kristallnacht beschloss unsere Familie, jüdischen Flüchtlingen aus Deutschland beizustehen. Auf Anregung unseres jungen Rabbi Elie Bloch erklärten sich viele Mitglieder der jüdischen Gemeinde bereit, ihren Beitrag zu leisten. Meine Mutter gehörte zu den aktivsten Helferinnen.

Wir fanden die Untätigkeit der französischen Regierung empörend und diskutierten oft darüber, welche Massnahmen man gegen Deutschland ergreifen könnte.

«Die Franzosen haben genauso viel Schuld an dieser Katastrophe wie die Engländer», schimpfte meine Mutter. «Sie lassen es zu, dass Hitler einfach irgendwo einmarschiert und sich nimmt, was er will. Offensichtlich hat niemand den Mumm, ihm die Stirn zu bieten.»

Wir nahmen mindestens zehn Familien, die aus Deutschland geflohen waren, vorübergehend bei uns auf. Was sie uns über ihr Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft erzählten, war weit schlimmer als alles, was wir durch die Presse wussten. Man hatte ihnen nach und nach ihre Bürgerrechte entzogen, ihre Renten einbehalten, ihnen Schmuck, Aktien und Kunstgegenstände geraubt, ihnen verboten, Auto zu fahren, Radio zu hören oder sich nach Einbruch der Dunkelheit auf der Strasse aufzuhalten. An den meisten Läden und Betrieben hingen Schilder mit der Aufschrift: JUDEN UNERWÜNSCHT. Auf Schritt und Tritt wurden sie beschimpft oder gar misshandelt.

Meine Mutter brachte die Flüchtlinge für ein paar Tage bei uns unter und versorgte sie, bis sie Weiterreisen konnten. Stéphanie, Cécile und ich versuchten, sie ein wenig aufzuheitern, während mein Vater ihnen finanziell unter die Arme griff. Da man ihre Bankkonten gesperrt hatte, waren viele ohne einen Pfennig in der

Tasche aufgebrochen und hatten nur das Notwendigste mitgenommen. Sie waren unterwegs zu Verwandten in Frankreich, den Niederlanden, Skandinavien, Amerika oder Palästina.

Das Schicksal dieser Menschen erschütterte mich tief, aber offen gestanden glaubte ich keinen Moment lang, dass uns einmal das Gleiche passieren könnte. Nicht in Frankreich.

«Das werden die Franzosen niemals zulassen», beruhigte ich meine Mutter, die sich allmählich ernste Sorgen machte. Ich war überzeugt davon, dass man Hitler durch geschicktes Taktieren aufhalten könne. Als ich von Chamberlains Besuch bei Hitler erfuhr, jubelte ich. Hitler mochte verrückt sein, aber mit der richtigen Strategie würde man ihn schon zur Vernunft bringen. Ich war jung und idealistisch. Ich glaubte an das Gute im Menschen und vertraute darauf, dass es sich am Ende auch durchsetzen würde. Die Ereignisse des Jahres 1939 sollten mich allerdings eines Besseren belehren.

Doch zunächst geschah etwas, das mein Leben schlagartig verüsterte. Am Tag vor Pessach starb mein geliebter Grossvater. Sein Herz hörte einfach auf zu schlagen. Vielleicht hatte er den Wahnsinn in Europa nicht mehr länger ertragen. Er wurde 76 Jahre alt. An einem warmen Frühlingstag bestatteten wir ihn unter Tränen auf dem jüdischen Friedhof, dessen Errichtung zum Teil sein Verdienst war. Hunderte von Menschen schlossen sich dem Trauerzug an, der mitten durch Metz führte. Kinder sprachen uns an und erzählten, dass Grosspapa ihnen immer etwas Süßes zugesteckt hatte. Bedürftige Familien berichteten, dass er ihnen regelmässig zum Sabbat Kohle und Lebensmittel gebracht habe. Er hatte die schweren Säcke eigenhändig ins dritte oder vierte Stockwerk hinaufgeschleppt. Es überraschte und rührte uns, dass er so beliebt gewesen war. Grosspapas Tod war ein

grosser Verlust für uns. Doch einige Jahre später waren wir unendlich dankbar dafür, dass er nicht mehr hatte erleben müssen, was in Frankreich geschah. Unser Grossvater hatte, wenn auch nicht bewusst, einen würdevollen Tod den entwürdigenden Schikanen vorgezogen, die uns erwarteten.

Als im September desselben Jahres Deutschland und die Sowjetunion in Polen einmarschierten und Frankreich und Grossbritannien ihnen den Krieg erklärten, wurde mir endgültig klar, wie naiv meine Hoffnung auf eine friedliche Lösung gewesen war. Meine Eltern ängstigten sich weit mehr als wir Kinder. Schliesslich hatten sie schon einen Weltkrieg miterlebt. Als Vater dreier Kinder war Papa zwar vom Militärdienst freigestellt worden, aber natürlich hatte die Familie unter den Härten des Kriegs gelitten. Wenn Cécile und Fred nachts von den Bombardements der Alliierten geweckt wurden, lief Maman ins Kinderzimmer und sprach mit ihnen das Schma Israel. «Höre Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr ist einzig!», betete sie inbrünstig. Meine Geschwister beruhigten sich sofort und schliefen trotz des Lärms wieder ein.

In Frankreich erfolgte die allgemeine Mobilmachung. Fred, der in Nancy eingezogen wurde, kam direkt an die Maginot-Linie, ein schwer befestigter Verteidigungsgürtel entlang der Grenze zu Deutschland. Arnold leistete seinen Militärdienst in Tunesien ab und blieb dort bei seinem Regiment. Die ganze Familie, besonders meine Mutter, hatte grosse Angst um meine Brüder.

Nicht lange danach veröffentlichte die Stadtverwaltung eine amtliche Bekanntmachung: Alle Familien, die es sich leisten konnten, sollten die Stadt verlassen.

«Weggehen?», rief mein Vater empört. «Wohin denn? Alles, was wir haben, ist hier in Metz. Hier haben wir uns eine Existenz aufgebaut.» Er hatte seinen Fotoladen und Cecile ihren Hutsalon; unsere jüngeren Schwestern besuchten noch die Schule. Und was

sollte mit unserer Grossmutter geschehen? Und mit Grosspapas kostbarer Bibliothek?

«Für Ihre Familie ist Poitiers vorgesehen», sagte uns der gestresste Beamte der Stadtverwaltung. «Es ist ja nur eine vorübergehende Vorsichtsmassnahme, bis sich alles wieder beruhigt hat. Betrachten Sie es als einen Kurzurlaub. Versuchen Sie, bei Verwandten oder Freunden unterzukommen. Nehmen Sie nur mit, was Sie unbedingt benötigen. Aber verlieren Sie keine Zeit.»

Benôit, der jüngste Bruder meines Vaters, wohnte in Poitiers, etwa siebenhundert Kilometer von der deutschen Grenze entfernt. Das schien am anderen Ende der Welt zu sein. Deshalb gingen alle davon aus, dass die Stadt vom Krieg verschont bliebe. Da die Argumente der Behörden nicht von der Hand zu weisen waren, beschlossen wir nach einer kurzen Beratung mit Freunden und Verwandten, so bald wie möglich aufzubrechen.

«Seht es als verspäteten Sommerurlaub an», versuchte meine Mutter uns aufzumuntern, als es am nächsten Morgen ans Packen ging. «Ehe ihr euch verseht, sind wir wieder zu Hause.»

Ich war mittlerweile 19 Jahre alt und sah unserer Abreise mit gemischten Gefühlen entgegen. Während ich meine persönlichen Sachen in einem kleinen Koffer verstaute, gingen mir tausend Gedanken durch den Kopf. Metz war mein Zuhause. Hier hatte ich meine Freundinnen und meine Arbeit. Andererseits könnte ein neues Leben in einer fremden Stadt ein grosses Abenteuer sein, auch wenn mich die ungewisse Zukunft ein wenig ängstigte. Aber was würde Cécile machen, die sich mit ihrem Hutsalon einen treuen Kundenstamm aufgebaut hatte? Und Stephanie, die unbedingt Ärztin werden wollte? Und würden Héléne und Rosy, die hervorragende Schülerinnen waren, die Schule abschliessen können?

Als ich aufblickte, sah ich Jacquie mit schreckgeweiteten Augen im Türrahmen stehen.

«Kommen jetzt die Deutschen?», fragte er und steckte schnell wieder den tröstenden Daumen in den Mund. Dieser unschuldige kleine Junge, der miterlebt hatte, wie verrohte Gestapo-Beamte in sein Zuhause eingedrungen waren und alles kurz und klein geschlagen hatten, und der brutal dem Schoss seiner Familie entrissen worden war, musste furchtbare Angst haben.

Ich tadelte mich innerlich für meinen Egoismus, lief zu ihm und drückte ihn fest an mich. «Nein, Jacquie», sagte ich und strich ihm über sein flaumiges braunes Haar. «Die Deutschen werden nicht in Frankreich einmarschieren. Niemals. Das versprech ich dir.»

## Eine fremde Welt

Poitiers war für uns eine fremde Welt. Oberhalb des Zusammenflusses zweier Flüsse auf einem Hügel gelegen, umgeben von den Dörfern im Tal, war Poitiers, verglichen mit dem geschäftigen, kosmopolitischen Metz, eher ländlich und verschlafen. Anders als noch vor ein paar Jahren, als Scharen von Juden aus dem Osten hierherkamen, lebten jetzt nur noch drei oder vier jüdische Familien in dieser überwiegend katholischen Gegend. Ich hatte den Eindruck, dass die Leute nicht mal wussten, wie ein Jude aussah, und überrascht feststellten, dass wir weder Hörner noch Schwänze hatten. Sie waren warmherzig und freundlich und gaben uns das Gefühl, willkommen zu sein. Schliesslich waren wir Landsleute und fürchteten wie sie den gemeinsamen Feind.

Mit unseren wenigen Habseligkeiten kamen wir zunächst bei Onkel Benoît und seiner schwangeren Frau Fannie in ihrer kleinen Wohnung am Place de la Liberté im Zentrum der Stadt unter. Benoît war Börsenhändler und einer der wenigen Menschen, mit denen sich mein Vater verstand. Er hatte in seinem Leben schon viel mitgemacht: Seine erste Frau war bei einem Autounfall ums Leben gekommen, ein Kind war gestorben, als es noch ganz klein war, und sein überlebender Sohn war autistisch und sprach kein Wort. Trotz dieser Schicksalsschläge war Benoît gelassen und unbeschwert, also das genaue Gegenteil seines aufbrausenden Bruders. Mein Vater hatte Benoît im Waisenhaus unter seine Fittiche genommen und die beiden Brüder standen sich seitdem sehr nah.

Benoîts Gegenwart hatte eine beruhigende Wirkung auf meinen Vater.

Es war für Benoît und Fannie sicher nicht leicht, plötzlich neun Leute – einschliesslich meiner Grossmutter – bei sich aufzunehmen. Wir blieben allerdings nur ein paar Tage und zogen dann in die leere Wohnung darunter. Später stiessen noch Jacques Onkel Oskar Kluger und ein paar andere Verwandte aus Metz zu uns, darunter mein geliebter Onkel Léon – ein jüngerer Bruder meiner Mutter –, seine Frau Claire und ihre gemeinsame Tochter Myriam.

Léon war Geschäftsmann. Er besass einen Laden in Metz und hatte ebenso wie wir alles zurücklassen müssen. Er verehrte meine Mutter und schätzte meinen Vater. Er sah gut aus, war intelligent und freundlich und als eins von acht Kindern an Trubel gewöhnt. Wie alle Brüder meiner Mutter mochte er mich besonders gern, weil ich ihn an sie als junges Mädchen erinnerte. Wir waren sehr froh, dass er uns in dieser fremden Stadt Gesellschaft leistete.

Mehrere Tage lang schliefen wir, wo wir gerade ein Plätzchen fanden: auf Sofas oder dem Fussboden, bis uns die Stadtverwaltung Unterkünfte zuwies. Cécile und ich teilten uns ein Zimmer in der Wohnung einer netten, gutbürgerlichen Familie, den Lafons, die überaus freundlich zu uns waren. Madame Laffon hatte einen Sohn im Ersten Weltkrieg verloren und wir konnten ihr keinen grösseren Gefallen tun, als ihr zuzuhören, wenn sie uns jeden Tag seine zerknitterten Briefe von der Front vorlas und weinte, als wäre es das erste Mal. Sie schien nicht über den Verlust hinwegzukommen.

Tagsüber versammelten wir uns in Benoîts Wohnung oder erkundeten die Innenstadt und abends kehrten wir in unsere jeweiligen Unterkünfte zurück. Wir hatten weder ein eigenes Geschäft noch irgendwelche Einkünfte, ja nicht einmal ein eigenes Dach

über dem Kopf. Vater konnte nicht arbeiten, da er nur gebrochen Französisch sprach und kaum jemand in Poitiers Deutsch verstand. Cécile, Stéphanie und ich streiften tagelang durch die engen, verwinkelten Gassen, bewunderten die Kathedrale, die wunderschönen romanischen Kirchen, die Universität und die gallo-romanischen Ruinen. Wir schlenderten durch das Strassengewirr und staunten über die Fachwerkhäuser aus dem 15. Jahrhundert und die Residenz der Herzöge von Aquitanien. Bald schon konnten wir die Stadt wie unsere Westentasche.

Nach einem Monat, als sich die Situation im restlichen Europa nicht gebessert hatte, begriffen wir, dass dies nicht nur ein kurzer Urlaub war. Cécile fand ein möbliertes Haus mit einem grossen, ummauerten Garten in Chauvinerie, am Ende eines steilen Hügels nördlich des Bahnhofs, und so war unsere Familie endlich wieder vereint.

«Lasst uns ein eigenes Geschäft aufmachen», schlug Maman kurz nach unserem Einzug enthusiastisch vor. «Dann hätten wir ein Einkommen und ausserdem was zu tun.»

Mit Onkel Léons Hilfe und dem Geld, das uns Fred bei seinem letzten Heimaturlaub gegeben hatte, mieteten wir einen Laden in der Rue de la Regratterie und eröffneten einen Kleidergrosshandel. Wir taufte unser Unternehmen «Etablissement Elby», L. B., nach den Initialen meines Onkels. Onkel Léon fuhr mit seinem Wagen in entlegene Dörfer und bot unsere Waren in kleinen Läden an. Schon bald florierte das Geschäft und Cécile, Léon und ich arbeiteten ununterbrochen, sechs Tage die Woche, um unsere Kunden zufriedenzustellen.

Maman blieb zu Hause und kümmerte sich um den Haushalt, während Papa die Auktionshäuser abklapperte und alte Uhren und Lampen ersteigerte, um sie später weiterzuverkaufen. Héléne, Rosy und Jacque gingen zur Schule. Die friedliebende, stille

und bescheidene Stéphanie, die immer noch unbedingt Ärztin werden wollte, begann ihr Medizinstudium an der örtlichen Universität. Jeden Abend kam sie strahlend nach Hause und erzählte uns begeistert, was sie gelernt hatte. Sie war intelligent und aufgeweckt und äusserst warmherzig. «Mein grösster Wunsch ist es, anderen Menschen zu helfen», sagte sie oft und ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich nicht so selbstlos war wie sie.

In unserer knapp bemessenen Freizeit arbeiteten wir als freiwillige Helferinnen im örtlichen Flüchtlingszentrum, einer Einrichtung, die französische Flüchtlinge unterstützte, die aus dem Osten Frankreichs nach Poitiers strömten. Auf der Flucht vor den Deutschen hatten Hunderttausende ihre Heimat verlassen. Stéphanie und ich hatten uns kurz nach unserer Ankunft in Poitiers freiwillig gemeldet. Wir verbrachten viele Stunden in diesem Zentrum am Bahnhof und kümmerten uns um die Hunderte Menschen, die täglich eintrafen. Als wichtiger Knotenpunkt auf der Bahnstrecke zwischen Paris und Bordeaux war Poitiers nicht nur als Evakuierungsort für Flüchtlinge aus Metz bestimmt worden, sondern auch als Durchgangsstation für alte Männer sowie Frauen und Kinder, die hier ein oder zwei Tage Rast einlegen konnten, bevor sie in die ihnen zugewiesenen Städte im Westen oder Süden weiterreisten. Da wir selbst Flüchtlinge waren, hatten wir Mitleid mit diesen Menschen und versuchten, ihnen ihre Situation zu erleichtern, indem wir für die Elsässer und Lothringer, die kaum Französisch sprachen, dolmetschten.

Wir wurden sofort herzlich aufgenommen von den jungen Männern und Frauen des örtlichen Jugendherbergswerks, die dort ebenfalls als Freiwillige arbeiteten. Unter ihnen war Nonain, ein kleinwüchsiger Kommunist, der lautstark über Hitler und die Brutalität seiner Armeen herzog.

«Dieser Dreckskerl ist einfach grössenwahnsinnig», wettete er. «Er wird keine Ruhe geben, bis er ganz Europa in Schutt und Asche gelegt hat.» Er verteidigte vehement die kommunistischen Anschläge gegen die Faschisten in Italien, Spanien und Deutschland und war äusserst besorgt wegen der Auswirkungen des Hitler-Stalin-Pakts.

Über Nonain lernten wir Heinrich kennen, einen grossen blonden Deutschen, der wegen seiner kommunistischen Überzeugung seine Heimat und seine Familie verlassen hatte und seine Arbeitsstelle aufgeben musste. Er war sogar in Spanien gewesen und hatte sich den Republikanern im Kampf gegen Franco angeschlossen. Seit 1936 hatten meine älteren Geschwister und ich die republikanische Armee sowohl moralisch als auch finanziell unterstützt. Wir mochten Heinrich, wir wussten, wie es war, aus seiner Heimat vertrieben zu werden. Deshalb hatte er unser ganzes Mitgefühl. Er sah gut aus, hatte leuchtend blaue Augen und eine Schwäche für Cecile, die ihn ihrerseits links liegen liess. Meine Eltern hingegen waren ihm zugetan. Durch ihn hatten sie die seltene Gelegenheit, Deutsch zu sprechen, und so luden sie ihn häufig zu uns zum Essen ein. Dann diskutierten wir meist angeregt über Politik. Es imponierte mir, wie ergreifend er von seinen Überzeugungen sprach, und ich bedauerte es, dass nicht alle Deutschen so waren wie er.

«Warum bist du eigentlich so unfreundlich zu Heinrich?», fragte ich eines Abends Cécile in der Küche, nachdem er den Abend bei uns verbracht hatte.

«Weil ich ihm nicht über den Weg traue», erklärte sie kategorisch.

«Aber Cécile!», rief ich. «Du kannst doch nicht allen Deutschen misstrauen. Heinrich empfindet gegenüber Hitler das Gleiche wie wir. Oft ist er der Erste, der ihn kritisiert.»

«Das ist mir egal», erwiderte sie. «Ich traue ihm trotzdem nicht.» Und dabei blieb sie.

Fast ein ganzes Jahr lang passierte nichts, was die tägliche Routine unseres neuen Lebens in der französischen Provinz gestört hätte. Der Laden ernährte uns, die Flüchtlinge kamen und gingen, und unsere Freundschaften mit anderen jungen Leuten wie den Mitgliedern des örtlichen Jugendherbergswerks vertieften sich. Wenn wir in der Natur wanderten oder im Clain schwammen, vergassen wir fast, dass unser Leben bedroht war. Wir veranstalteten Picknicks im Park, zelteten mit unseren Freunden und kamen anschliessend müde und glücklich nach Hause, wo wir von weiteren müssigen Tagen träumten.

Währenddessen ging der Sitzkrieg weiter: Die französischen Truppen hatten sich hinter der Maginot-Linie verschanzt, die deutschen hinter dem Westwall. Von kleineren Scharmützeln abgesehen, verharrten sie in ihren Stellungen. Grossbritannien hatte mehrere Hunderttausend Soldaten nach Frankreich geschickt, um unsere Verteidigung zu stärken, während die tapferen Finnen in Skandinavien ihr Bestes gaben, um die plündernden Russen zurückzudrängen. Zum ersten Mal seit dem Ersten Weltkrieg wurden die Lebensmittel rationiert, es gab eine Verdunkelungspflicht bei Fliegeralarm und wir lernten, wie wir uns bei Giftgasangriffen zu verhalten hatten.

Im Frühjahr 1940, als Hitler in Dänemark und Norwegen einmarschierte und Holland und Belgien kurz darauf in einem Blitzkrieg eroberte, nahm die Bedrohung für uns konkretere Gestalt an. Wir dachten an Jacques kleine Schwester Mindele, die irgendwo in den Niederlanden lebte, und bangten um ihre Sicherheit.

Zum Glück war Jackie zu jung, um die Folgen der deutschen Überfälle zu begreifen, und so beruhigten wir ihn jedes Mal,

wenn er nach seiner Familie fragte, mit irgendwelchen Ausflüchten. Trotzdem war er verbittert darüber, dass seine Mutter ihn und seine Geschwister «im Stich gelassen» hatte. Oft klammerte er sich an meine Mutter und fragte: «Tante, das hättest du nie gemacht, oder?» Sie erklärte ihm dann, dass seine Mutter keine andere Wahl gehabt hatte, aber das schien er nicht zu verstehen.

Jeden Abend drängten wir uns ängstlich um das Radio in banger Erwartung der Nachrichten von Radio France. Wir erfuhren von Chamberlains Rücktritt in London und seinem Nachfolger Winston Churchill, vom Vormarsch der deutschen Truppen nach Nordfrankreich und den Massenevakuierungen französischer und britischer Einheiten aus Dünkirchen. Calais und Boulogne fielen an die Deutschen, die anschliessend den ganzen Nordosten, einschliesslich Metz, besetzten. Wir dachten oft an unser Haus in der Rue du Maréchal-Pétain, an unsere Freunde, die zurückgeblieben waren, und an Grosspapas kostbare Bibliothek. Unser Premierminister Paul Reynaud trat zurück und Pétain, ein Held aus dem Ersten Weltkrieg, nach dem auch unsere Strasse benannt war, kam an die Macht.

«Wir leben in aufregenden Zeiten», sagte ich eines Abends atemlos zu meiner Mutter, nachdem wir das Radio ausgeschaltet hatten und in völliger Stille dasassen.

«Etwas weniger aufregende Zeiten wären mir lieber», erwiderte sie knapp und wandte sich wieder den Socken zu, die sie gerade stopfte. Mein Vater lehnte sich in seinem Sessel zurück und schloss die Augen.

In meinem damaligen Optimismus war ich davon überzeugt, dass unserer Familie nichts passieren konnte, solange wir als Nation den Deutschen Paroli boten. Wir waren weit genug südlich, um vor dem Feind sicher zu sein. Wir lebten ein Leben, das wir uns vor etwa einem Jahr nicht hätten vorstellen können. Wir ar-

beiteten hart und vergnügten uns am Wochenende. Mein Pazifismus war ungebrochen. Aber im Mai 1940 änderte sich die Situation schlagartig.

Jeden Morgen gingen Cécile und ich den Hügel hinunter zum Bahnhof und dann auf der anderen Seite wieder hinauf zu unserem Laden, wo wir den ganzen Vormittag unsere Kunden bedienten. Unsere Mittagspause verbrachten wir zu Hause bei unseren Eltern, aber nachmittags kehrten wir wieder zum Laden zurück. Die Tage waren lang und die Arbeit anstrengend, aber wir verdienten genug, um unseren Lebensunterhalt bestreiten zu können. Ausserdem war ich mir sicher, dass unsere Situation nicht von Dauer war, sondern dass wir bald nach Metz zurückkehren und unser normales Leben wiederaufnehmen würden.

Eines Nachmittags verliessen Cécile und ich wie üblich das Haus, als meine Schwester die Ladenschlüssel aus ihrer Tasche fischte und sagte: «Marthe, geh schon mal vor und schliess den Laden auf. Ich will nur schnell bei Madame Guillaume vorbeischaun und die Miete bezahlen. Das dauert keine zehn Minuten.»

Ich nahm die Schlüssel, winkte ihr zum Abschied und machte mich auf den Weg. Es war ein sonniger, klarer Tag. Ich beobachtete, wie die Wolken über den tiefblauen Himmel zogen, und lauschte den Vögeln, die ihre Frühlingsserenaden sangen. Als ich die Stufen zur Fussgängerbrücke hochstieg, die über die Gleise führte, warf ich einen Blick nach unten. Das Bahnhofsgelände war voller Menschen. Ein Versorgungszug war eingetroffen und überall wimmelte es von Soldaten. Tausende Flüchtlinge standen auf den Bahnsteigen und warteten auf Züge, die sie weiter nach Süden bringen sollten. Heute waren es besonders viele, da auch unzählige Holländer und Belgier vor den deutschen Invasoren geflohen waren.

Ich schaute auf meine Armbanduhr und sah, dass es schon Viertel vor zwei war. Wenn ich nicht zu spät kommen wollte, musste ich mich beeilen. In der Rue Boncennes, einer Strasse unweit unseres Geschäfts, hörte ich plötzlich das Dröhnen von Flugzeugen. Daran war nichts Ungewöhnliches. Aber aus irgendeinem Grund blieb ich stehen und sah zum Himmel hinauf. Wegen der grellen Nachmittagssonne musste ich die Augen zusammenkneifen. Es waren zwei Flugzeuge, die ungewöhnlich tief flogen und direkt auf die Bahngleise zuhielten. Als sie näherkamen, konnte ich sogar die Piloten erkennen. Unter jedem Cockpit hob sich die italienische Flagge deutlich ab.

Ein feindlicher Luftangriff.

Mein Magen krampfte sich zusammen, aber ich sagte mir, dass meine Angst völlig unbegründet sei. Bestimmt hatten sie es auf eine andere Stadt abgesehen. Hier in Poitiers gab es keine lohnenswerten Ziele. Ich suchte nicht einmal irgendwo Schutz. Aber als die erste Bombe abgeworfen wurde und kurz darauf von einem der Häuser an den Gleisen eine Rauchwolke aufstieg, gefror mir das Blut in den Adern. Der Zug. Der Versorgungszug. Der Bahnhof. Die Flüchtlinge. O Gott, Cécile!

Dann war alles voller Lärm und Rauch und Explosionen. Bomben fielen vom Himmel. Der Bahnhof verschwand unter einer Wolke aus beissendem schwarzen Rauch; der Versorgungszug verwandelte sich in einen Feuerball. Menschen schrien und rannten wild durcheinander, um sich irgendwo in Sicherheit zu bringen. Ich sah, wie sich ein Paar mittleren Alters in den Eingang eines nahe gelegenen Hauses flüchtete, und rannte hinterher. Zu zwölf drängten wir uns in den kleinen Hausflur. Zu ängstlich, um das Geschehen mit anzusehen, drückten wir uns an die Wände, die Hände über den Ohren. Ich presste die Ellbogen an

die Knie und kauerte mich zusammen. Jede neue Explosion erschütterte den Boden unter uns und jedes Mal erschreckte ich mich zu Tode.

«Sie haben es auf die Eisenbahn abgesehen!», rief uns ein junger Mann von der Haustür aus zu, während wir schweigend, im Sitzen oder Stehen, abwarteten. Nach einer scheinbaren Ewigkeit wurden die Abstände zwischen den einzelnen Detonationen grösser und das Dröhnen der Flugzeuge schwächer. Ein letzter, ohrenbetäubender Knall, dann herrschte Stille. Offenbar hatten die italienischen Soldaten ihren Auftrag erfüllt und flogen mit leeren Bombenkammern wieder in Richtung Osten davon.

Wir traten zögernd und blinzelnd ins Freie, voller Angst vor dem, was uns erwarten würde. Überall war Rauch und Staub und wir hatten Mühe, etwas zu sehen. Als ich zitternd dastand, galt mein erster und einziger Gedanke meiner Mutter. Ich dachte weder an die verletzten Flüchtlinge und Soldaten noch an Cécile, sondern wollte nur so schnell wie möglich nach Hause, um Maman zu sagen, dass mir nichts passiert war. Ich ging ein paar Schritte und fing dann an zu laufen. Ich steuerte auf die kleine Fussgängerbrücke zu, über die ich erst Minuten zuvor gekommen war. Rauch und Flammen hüllten den Zug darunter ein. Die Luft war so dick, dass ich kaum die andere Seite erkennen konnte.

Die Menschen um mich herum standen unter Schock. Ich war die Einzige, die nicht wie gelähmt war. Mit der Hand vor dem Mund und tränenden Augen entschloss ich mich, rasch die Brücke zu überqueren. Aber kaum hatte ich einen Schritt getan, sah ich, wie ein Eisenbahnarbeiter auf der anderen Seite wild mit den Armen fuchtelte und mir zurief, dass ich stehen bleiben solle.

«Arrêtez! Arrêtez! Bleiben Sie, wo Sie sind!» Aber ich musste unbedingt nach Hause. Ich konnte an nichts anderes denken. Hustend rannte ich durch die Flammen und den dicken schwar-

zen Rauch und verlor beinahe das Gleichgewicht, als unter mir ein weiterer Teil des Zugs explodierte. Ich hielt mich kurz am Geländer fest und rannte dann weiter. Am anderen Ende angekommen, packte mich der Eisenbahner und riss mich zur Seite.

«Sind Sie denn vollkommen verrückt geworden?», schrie er und starrte mich wütend an. «Haben Sie denn nicht die Gefahr erkannt? Das war ein Munitionszug. Der ist hoch explosiv. Das ganze Ding hätte direkt unter Ihren Füßen in die Luft gehen können!»

Ich befreite mich aus seinem Griff und erklärte, dass ich dringend nach Hause müsse.

Ich drängte mich an ihm vorbei und setzte meinen Weg fort. Ich brauchte zwanzig Minuten, um mich durch die Scharen von Menschen zu kämpfen, die mir entgegenkamen und sehen wollten, was passiert war und wie sie helfen konnten. Als ich endlich unser Haus erreichte, kam mir Maman mit ausgestreckten Armen durch den kleinen Vorgarten entgegengelauften. Sie war in Tränen aufgelöst. Sie hatte schon zu viele Bombardierungen miterlebt.

«Marthe! Marthe!», schluchzte sie. Mein Gesicht war russgeschwärzt, meine Haare zerzaust, aber sie war froh, dass ich zu Hause und in Sicherheit war.

«Mir geht's gut, Maman, mach dir keine Sorgen», sagte ich und strich ihr beruhigend über den Rücken. Über ihre Schulter hinweg sah ich meinen Vater und den kleinen Jacquie, beide waren sichtlich erleichtert, dass ich wohlbehalten zurück war.

«Tante, Tante», rief Jacquie. «Ich hab dir doch gesagt, dass ihnen nichts passiert.»

Meine Mutter schob mich ein Stück von sich und sah mich erschrocken an. «Aber wo ist Cécile?»

Ich wurde blass, denn mir wurde bewusst, dass ich überhaupt

nicht mehr an meine Schwester gedacht hatte. Schnell erwiderte ich: «Ihr geht's gut. Sie wollte direkt zum Laden gehen, um nachzusehen, ob alles in Ordnung ist.»

«Gott sei gedankt!» Meine Mutter stiess einen Seufzer aus und knetete ihre Schürze, die vom Backen ganz mehlig war. Da Hélène und Rosy in der Schule auf der anderen Seite der Stadt waren, musste sie sich um sie zum Glück keine Gedanken machen.

Sie lief auf meinen Vater zu und rief: «Fischel, was ein Segen! Unsere Kinder sind in Sicherheit.»

Sobald es ging, verdrückte ich mich und eilte mit einem dicken Kloss im Hals den Hügel hinunter. Im Tal wimmelte es inzwischen von Helfern, die auf die Gleise kletterten, um sich um die Verletzten zu kümmern. Es sah aus wie auf einem Schlachtfeld. Hunderte von Menschen waren ums Leben gekommen. Frauen und Kinder lagen auf dem Bahndamm, blutüberströmt, mit ihren Lieben im Arm. Der Zug war vollkommen zerstört, aber das Feuer war jetzt unter Kontrolle. Auf der Suche nach Cécile sah ich in jedes einzelne Gesicht und betete, dass sie überlebt hatte. Madame Guillaumes Häuschen war unbeschädigt. Ihre Nachbarn hatten weniger Glück gehabt.

Nachdem ich meine Schwester im Tal nicht finden konnte, rannte ich den Hügel wieder hinauf zum Laden. Vielleicht war sie ja dort, überlegte ich, vielleicht hatte sie gehofft, mich wohlbehalten hinter der Theke anzutreffen. Aber dort war auch keine Spur von ihr. Ich stand etwas unschlüssig herum und fragte mich, wie ich meiner Mutter beibringen sollte, dass ich Cécile nicht gefunden hatte.

Ich hörte sie, bevor ich sie sah – ein leises Keuchen ein paar Schritte hinter mir. Ich fuhr herum und stand einer bleichen, verweinten Cécile gegenüber. «Marthe», flüsterte sie, als ich in ihre ausgebreiteten Arme stürzte. Sie war unverletzt, hatte die Bom-

bardierung im Schutz der Bäume in Madame Guillaumes Garten überlebt. Aber sie hatte grosse Angst um mich gehabt, und war, nachdem die Flugzeuge verschwunden waren, über die Gleise gerannt und hatte überall nach mir gesucht. Da sie mich nicht unter den Verletzten fand, klapperte sie sämtliche Krankenhäuser der Stadt ab, die Verwundete aufgenommen hatten. Nachdem ihre Suche erfolglos geblieben war, beschloss sie, es ein letztes Mal beim Laden zu versuchen, bevor sie den Heimweg antrat, um unseren Eltern die schlimme Nachricht zu überbringen.

Weinend vor Erleichterung gingen wir Arm in Arm nach Hause, fassungslos über unser Glück, noch einmal davongekommen zu sein. Obwohl unser Leben durch die Auswirkungen des Kriegs auf den Kopf gestellt worden war, hatten wir ihn bisher nie am eigenen Leib erlebt. Nie mehr würde ich mir die Radiobeichte über Luftangriffe in Europa anhören, ohne daran zu denken, was ich heute durchlitten hatte. Mit gerade mal 20 Jahren begriff ich, dass sich unser Leben unwiderruflich verändert hatte. Es gab keine Gewissheiten mehr.

Wir waren bestürzt, als Onkel Léon ankündigte, dass er mit seiner Frau und seiner Tochter nach Toulouse ziehen wolle. Grossmutter entschloss sich, ihren Sohn und seine Familie zu begleiten. «Hier wird es zu gefährlich», warnte Léon meine Mutter. «Ihr solltet auch Weggehen, bevor es zu spät ist.»

Maman schüttelte den Kopf. «Wir sind zu viele, um wieder ganz von vorn anzufangen. Einmal reicht. Ich werde meinen Kindern das nicht wieder zumuten. Es wird schon alles gutgehen.» Und so verabschiedeten wir uns unter Tränen und mit Küssen von unserer Grossmutter und wünschten allen viel Glück.

«Bis bald», sagte Léon betont munter und küsste meine Mutter auf beide Wangen.

«Vielleicht», erwiderte sie leise.

Sie fuhren noch am selben Abend in Onkel Leons Auto los und schlossen sich Tausenden von Flüchtlingen an, die vor der immer weiter vorrückenden deutschen Armee in Richtung Süden flohen. Aber meine Grossmutter und ihre Schwiegertochter Claire verstanden sich nicht und nach kaum zwei Wochen musste Cécile unsere Grossmutter wieder abholen. Cécile blieb eine Woche bei Onkel Léon und seiner Familie in Toulouse, lernte deren neue Freunde kennen und genoss den Tapetenwechsel. Als sie mit unserer Grossmutter zurückkam, wirkte sie irgendwie beschwingt.

Einen Monat später, im Juni 1940, besetzten die Deutschen Frankreich. Die Maginot-Linie fiel und wir erhielten die Nachricht, dass Fred gefangen genommen worden war. Von Arnold hörten wir nichts; wir wussten nur, dass er in Tunesien stationiert war. Am 14. Juni erfuhren wir, dass die Wehrmacht Paris eingenommen hatte und die Champs-Élysées entlang marschierte. Ganz Frankreich stand unter Schock. Ich kochte vor Wut. Wenn ich mir vorstellte, dass jetzt die deutsche Hakenkreuzfahne vom Eiffelturm wehte, hätte ich platzen können. Meine Brüder hatten recht gehabt: Mit Hitler konnte man nicht verhandeln. Und jetzt versuchte Marschall Pétain einen Waffenstillstand mit ihm auszuhandeln. Ich war angewidert und fühlte mich betrogen.

«Ich weiss nicht, was mit der Welt los ist», klagte meine Mutter und schüttelte bekümmert den Kopf. Zum ersten Mal sah man ihr jedes ihrer 48 Jahre an.

Die Stimmung meines Vaters hatte sich auch nach unserem Umzug in den Süden nicht gebessert und er und ich kreuzten immer noch regelmässig die Klingen. Nur selten liess er sich seine

Besorgnis um unsere Familie anmerken, aber seine Laune wurde von Tag zu Tag schlechter.

«Warum musst du deinen Vater nur immer so provozieren?», rügte mich meine Mutter. «Es macht die Sache nicht leichter, wenn ihr euch gegenseitig an die Kehle geht.»

Aber im Gegensatz zu meinen Schwestern, die ein gutes Verhältnis zu ihm hatten, reagierte ich nur allergisch auf ihn. Alles, angefangen bei der Art, wie er manchmal mit unserer Mutter sprach, bis zu seiner Schroffheit gegenüber Jacquie, brachte mich auf. Vor allem Jacquies Erziehung war ein Thema, bei dem wir regelmässig aneinandergerieten. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, dass dieser arme kleine Junge ständig zurechtgewiesen wurde.

«Lass endlich Jacquie zufrieden! Meinst du nicht, dass er schon genug mitgemacht hat?», wettete ich immer wieder.

«Ich rede mit ihm und mit jedem anderen in diesem Haushalt, wie es mir passt», erwiderte Papa scharf. «Ich wäre dir dankbar, wenn du mir in Zukunft keine Vorschriften mehr machen würdest. Jetzt geh auf dein Zimmer.»

Wochen und Monate vergingen, ohne dass wir ein freundliches Wort miteinander wechselten. Ich vermied es, mit ihm zu sprechen, und er redete nur über Maman mit mir, wie beispielsweise beim Essen: «Sag Marthe, dass sie die Kartoffeln rüberreichen soll.» Wir waren beide stur wie Esel.

Als sich unser Haus mit Uhren und Lampen füllte, die von meinem Vater bei Versteigerungen zum Mindestpreis erworben, repariert und restauriert, aber selten verkauft wurden, nervte mich das unablässige Ticken zunehmend. Ausserdem wurde ich jede Nacht stündlich von ihrem Schlagen geweckt. Ich schämte mich für sein gebrochenes Französisch, seine derbe Sprache und seine mangelnde Bildung, und seine Launenhaftigkeit brachte mich zur Verzweiflung. Erst viele Jahre später begriff ich, wie

schwer es für ihn in einer fremden Stadt, noch dazu in ständiger Sorge um uns, gewesen sein muss. Während uns die aussergewöhnlichen Umstände zusammengeschweisst hatten, blieb er ein Aussenseiter.

Als die Deutschen im Juli 1940 in Poitiers einmarschierten, waren wir ein besiegt Volk. In dem fragwürdigen Abkommen, das der servile Pétain mit den Deutschen geschlossen hatte, war unser Land in eine besetzte und eine unbesetzte Zone, die sogenannte Zone libre, aufgeteilt und der Regierungssitz nach Vichy verlegt worden. Aufgrund einer Laune der Geografie lag Poitiers in der besetzten Zone. Die Grenze zwischen Freiheit und Besatzung verlief weniger als vierzig Kilometer südlich von uns, dennoch dachte keiner von uns daran, sie zu überqueren. Wozu auch? Wohin sollten wir gehen? Wir waren bereits einmal umgezogen und es hatte uns viel Mühe gekostet, wieder Fuss zu fassen. In dem Jahr seit unserer Ankunft in Poitiers hatten wir ein neues Geschäft eröffnet, ein neues Zuhause gefunden und Freundschaften geschlossen. Niemand wusste, ob die Grenze – oder Ligne de démarcation – nach unserem Umzug nicht weiter nach Süden verlegt würde, und dann wäre alles umsonst gewesen. Pétain versprach seinem Volk, dass sich das Leben unter deutscher Besatzung nicht wesentlich verändern würde, und die meisten Menschen vertrauten und glaubten ihm.

Etwa um diese Zeit verschwand unser guter Freund Heinrich plötzlich aus unserem Leben, als hätte es ihn nie gegeben. Nonain erzählte uns, dass Heinrich sofort seine Sachen gepackt habe und geflüchtet sei, als er gehört hatte, dass sich die Deutschen Poitiers näherten.

«Er hat gesagt, dass die Nazis ihn erschossen würden, wenn sie ihn in die Hände bekämen», erklärte Nonain. «Armer Kerl, ich hoffe, es geht ihm gut.» Ich war traurig, dass ich keine Gelegen-

heit gehabt hatte, mich von dem gut aussehenden Deutschen zu verabschieden. Ich fragte mich, ob wir ihn je wiedersehen würden.

In derselben Woche sah ich zum ersten Mal einen Nationalsozialisten. Cecile und ich waren gerade auf dem Weg nach Hause zum Mittagessen, als er auf einer khakifarbenen BMW mit aufheulendem Motor um die Ecke geschossen kam. Wir blieben stehen und starrten ihn an.

Ich kniff Cecile in den Arm und flüsterte ihr zu: «Hoffentlich bricht er sich das Genick.» Zu meinem Erstaunen kam in diesem Moment das Motorrad auf dem heissen Asphalt ins Schleudern und er landete mit einem dumpfen Schlag auf dem Boden. Cecile war sichtlich beeindruckt, aber dummerweise hatte er sich kaum etwas getan.

Zunächst änderte sich wirklich nicht viel in Poitiers, ausser dass wir überall auf deutsche Soldaten stiessen und aufpassen mussten, was wir sagten. Im direkten Umgang mit uns überschlugen sie sich vor Höflichkeit, als hätten sie den strikten Befehl erhalten, uns auf keinen Fall zu beleidigen. Sie wollten, dass die Franzosen sie mochten und ihnen vertrauten, und benahmen sich in Frankreich besser als anderswo. Natürlich vertrauten wir ihnen kein bisschen und warteten nur darauf, dass sie ihr wahres Gesicht zeigten. Tatsächlich änderte sich die Stimmung peu à peu. Pétain schlug sich auf die Seite der Deutschen, die London bombardierten und die Kanalinseln besetzten. Er warf seinen Gegnern, darunter der ehemalige Premierminister Léon Blum, vor, für die Niederlage Frankreichs verantwortlich zu sein. General de Gaulle, der von London aus die «Freien Franzosen» in aller Welt zum Widerstand aufgerufen hatte und zum Symbol für die Befreiung geworden war, wurde in Abwesenheit zum Tode verurteilt.

Fast unmerklich schlichen sich die Veränderungen in unseren

Alltag ein. Als Erstes wurde im September 1940 eine Meldepflicht für Juden eingeführt. Die Vorstände aller jüdischen Haushalte mussten im Rathaus erscheinen und die Namen und Geburtstage sämtlicher Familienmitglieder angeben. Wer dieser Aufforderung nicht nachkam, wurde zu einer Gefängnisstrafe oder gar zum Tode verurteilt. Mein gesetzestreuer Vater ging brav am 3. Oktober 1940, dem für den Buchstaben H vorgegebenen Datum, aufs Amt. Ohne zu zögern, liess er – wie die meisten jüdischen Väter in Frankreich – jedes Mitglied unseres Haushalts registrieren, ohne zu ahnen, welche fatalen Folgen dies haben würde. Unsere neuen Ausweise wurden mit einem roten JUIF- oder JUIVE – Stempel versehen. An alle Franzosen wurden Lebensmittelkarten, sogenannte *Cartes de rationnement*<sup>^</sup> ausgegeben.

Das Klima zwischen den deutschen und den französischen Juden wurde immer angespannter. Meine Mutter wurde zunehmend bedrückter und liess sich durch nichts aufheitern. Sie hatte jede Hoffnung auf gegeben. Leider lag sie richtig mit ihren düsteren Vorahnungen. Im selben Monat ordnete die Vichy-Regierung an, dass sich alle jüdischen Geschäfts- und Firmeninhaber registrieren lassen mussten. Jüdische Geschäfte und Büros trugen jetzt Schilder mit der Aufschrift MAISON JUIVE. Elby bildete keine Ausnahme. Als wir eines Morgens zu unserem Laden kamen, war die Tür mit Schildern bepflastert, die jeden wissen liessen, dass wir Juden waren. Unseren treuen Kunden war das allerdings egal.

Im selben Monat tauchte völlig unerwartet unser Bruder Arnold auf. Nachdem man alle jüdischen Soldaten aus der französischen Armee entlassen hatte, war er mit dem Schiff nach Frankreich zurückgekehrt. Wir waren überglücklich, dass er wieder bei uns war, und dankbar für seine Unterstützung, denn schon bald übernahm er bei Elby Onkel Léons Aufgaben.

Es dauert nicht lange, bis Juden von allen öffentlichen Ämtern und von Lehrtätigkeiten ausgeschlossen wurden. Jüdisches Eigentum wurde beschlagnahmt und ausländische Juden wurden verhaftet und interniert. Die Deutschen schränkten uns immer mehr ein und bauten darauf, dass wir uns klaglos in unser Schicksal fügten. Jeden Tag wurden neue Verordnungen erlassen; so wurden unter den «Arisierungsgesetzen» jüdische Geschäfte geschlossen. Verstöße gegen die neuen Bestimmungen konnten mit dem Tod bestraft werden. Zwar waren nichtjüdische Franzosen ebenfalls von Einschränkungen betroffen, aber nicht im selben Mass wie wir.

Eines Tages kamen zwei deutsche Soldaten in unseren Laden. Cecile und ich bedienten gerade einen Kunden. Die Männer sahen sich interessiert um, befragten die Waren und schienen ihren Wert abzuschätzen. Nicht ahnend, dass wir beide Deutsch sprachen, sagte der eine zum anderen: «Stehlen wir doch einfach das Zeug von diesen dreckigen Juden. Bringt uns bestimmt ein hübsches Sümmchen ein.»

Aufgebracht liess ich den Kunden stehen und rannte auf die Strasse. Ich schaute mich um und entdeckte, wonach ich suchte – einen Offizier der Wehrmacht.

«Entschuldigen Sie, Monsieur», sagte ich zu dem Wehrmachtsoffizier, «zwei Ihrer Männer sind in unserem Laden. Dazu haben sie nach den neuen Vichy-Gesetzen kein Recht. Wir könnten Ärger bekommen. Bitte sorgen Sie dafür, dass sie gehen.» Er tat, wofür ich ihn gebeten hatte, und erteilte in Gegenwart von Cécile und mir den beiden einen scharfen Verweis.

Kurz danach bekamen wir Besuch von einem Franzosen, der uns darüber informierte, dass er von den Deutschen als Gerant commissaire eingesetzt worden war, ein Nichtjude, der unser Geschäft übernehmen sollte. Daraufhin räumten wir den Laden

komplett aus, packten die kostbarsten Waren in Koffer und trugen sie nach oben in die Wohnung von Madame Le Touchais, mit der wir uns angefreundet hatten. Wenige Tage später brachten wir sie zu Madame Blondet, der früheren Putzfrau von einem unserer Cousins, der wir vertrauen konnten.

«Wir lassen nichts für die Nazis zurück», stiess Cécile hervor. «Nicht das Geringste.» Lächelnd tätschelte ich ihre Schulter.

Als ich eines Nachmittags mit einem besonders schweren Koffer auf dem Weg zu Madame Blondet war, kamen mir an der Kirche Notre-Dame la Grande zwei deutsche Soldaten entgegen. Ich senkte den Blick und starrte auf ihre blanken Stiefel. Bevor ich einen Ton herausbrachte, ergriff einer der beiden den Koffer.

«Lassen Sie mich Ihnen behilflich sein, Fräulein», sagte er lächelnd. «Der ist doch viel zu schwer für ein so hübsches junges Mädchen.»

Mühelos trug er den Koffer, während ich neben ihm herlief. In sicherer Entfernung von Madame Blondets Wohnung nahm ich ihn ihm wieder ab und bedankte mich mit meinem schönsten Lächeln.

Ich malte mir aus, wie der Commissaire in ein paar Tagen kommen würde, um unser Geschäft zu übernehmen, und einen gähmend leeren Laden vorfände. Zu gern hätte ich Mäuschen gespielt.

Cécile und ich waren jetzt arbeitslos; wie sollten wir unsere Familie ernähren? Ich wollte mir in Poitiers Arbeit suchen, während Cécile vorhatte, in Paris mit einem Teil unserer Waren einen neuen Laden zu eröffnen. Paris kam mir entsetzlich weit weg vor. Ausserdem war es mit Sicherheit gefährlicher als unser verschlafenes Städtchen. Aber wir hatten Verwandte in der Hauptstadt,

darunter Onkel Max, der jüngste Bruder meiner Mutter, der dort als Arzt praktizierte, und Cécile war fest entschlossen, in Paris ihr Glück zu versuchen und uns von dort Geld zu schicken.

«Mach dir um mich keine Gedanken», sagte sie und umarmte mich. «Pass gut auf die anderen auf, du bist jetzt die Älteste.» Und ehe wir uns versahen, hatte sie gepackt und war fortgegangen. Ich vermisste sie schrecklich.

Aber wie heisst es so schön: Immer, wenn sich eine Tür schliesst, öffnet sich eine andere. Im Dezember 1940 kam Fred nach Hause. Wir waren übergücklich, ihn zu sehen, aber entsetzt über seine körperliche Verfassung. Wir gaben ihm etwas zu essen und lauschten mit offenem Mund seinen Schilderungen. Nachdem die Deutschen die Maginot-Linie durchbrochen hatten, war er gefangen genommen und in ein Lager in Strassburg gebracht worden. Danach hatten wir nichts mehr von ihm gehört. Als er zufällig ein Gespräch zwischen zwei deutschen Wachen belauschte, erfuhr er, dass alle Gefangenen am nächsten Tag nach Deutschland überführt werden sollten. Sofort setzte er seinen sorgfältig ausgetüftelten Fluchtplan in die Tat um, zog die zivilen Sachen an, die er an einem sicheren Ort versteckt hatte, und schaffte es, mitten im tiefsten Winter die Vogesen zu Fuss zu überqueren, indem er nur nachts unterwegs war. In Nancy kontaktierte er seine alten Kunden und verkaufte auf einen Schlag das gesamte Inventar seiner Schneiderei. Den Erlös nähte er in seine Kleidung ein. Dieses Geld half uns über die ganzen Kriegsjahre hinweg. Fred ist es zu verdanken, dass wir überlebten.

Beim Abendessen am Tag von Freds Rückkehr hatten wir einen Gast, Rosette Korn, ein hübsches, junges Mädchen und eine neue Freundin der Familie. Ich kannte sie flüchtig aus Metz. Als die meisten jüdischen Familien aus der Stadt geflohen waren, waren sie und ihr Vater Kalman, ein Barbier, zurückgeblieben, wäh-

rend man ihre kranke Mutter zusammen mit anderen Patienten aus dem jüdischen Pflegeheim nach Poitiers evakuiert hatte.

«Liebe Marthe, könntest du mir einen Gefallen tun? Würdest du vielleicht mal meine Mutter besuchen?», hatte Rosette mich im ersten ihrer zahlreichen Briefe gebeten. «Sie ist krank und weit weg von zu Hause. Deine Gesellschaft würde ihr bestimmt gut tun.»

Als Rosette und ihr Vater im Juni 1940 zu uns stiessen, hatte uns unsere Brieffreundschaft zusammengeschweisst. Rosette fand schon bald eine Stelle als Dolmetscherin im Rathaus.

Von dem Moment an, als Fred und sie sich an jenem Abend begegneten, wussten wir alle, dass sie füreinander bestimmt waren. Aber wir wussten auch, dass Fred auf keinen Fall im besetzten Frankreich bleiben konnte. Als geflohener Kriegsgefangener und Jude war er doppelt gefährdet. Entschlossen, sich de Gaulles Freien Franzosen anzuschliessen, machten er und unser Cousin Oskar Kluger sich auf den Weg, um die Grenze zur *Zone libre* zu überqueren. Er versprach uns, in Kontakt zu bleiben.

Die Sicherheitsvorkehrungen an der Demarkationslinie waren in den vorangegangenen Wochen extrem verschärft worden und die deutschen Patrouillen waren besonders misstrauisch gegenüber jungen Männern, die möglicherweise der Résistance angehörien. Frauen hatten es leichter, ins unbesetzte Frankreich zu gelangen. Noch am selben Nachmittag, drei Stunden, nachdem Fred und Oskar uns verlassen hatten, klopfte es an die Tür. Mein Vater öffnete und stand einem fremden Mann mittleren Alters gegenüber.

«Ich bin Monsieur Noël Degout», stellte sich dieser vor. «Ich habe einen Bauernhof in Dienné und wollte Ihnen mitteilen, dass Ihr Sohn heute Nachmittag, als er die Grenze überqueren wollte, verhaftet wurde.»

Meine Mutter schlug die Hand vor den Mund. Dann fragte sie, was passiert sei.

«Er und sein Cousin haben gerade mein Land überquert, als die Deutschen sie entdeckten. Sie haben sie zur Befragung in meine Scheune gebracht. Ich treffe diese deutschen Soldaten regelmässig, sie kennen mich. Ich habe sie gefragt, ob ich mit den beiden jungen Männern reden dürfte. Sie haben mir ihre Namen und Adressen genannt und mich gebeten, Sie zu informieren. Deshalb bin ich hier. Man hat sie ins Pierre-Levee-Gefängnis nach Poitiers gebracht. Das ist alles, was ich weiss.»

Meine Mutter war ausser sich vor Sorge. Sie war davon überzeugt, dass Fred zurück ins Kriegsgefangenenlager geschickt oder vielleicht sogar erschossen werden würde, falls jemand Verdacht schöpfte. Sobald wir konnten, besuchten wir ihn und waren erleichtert, beide bei guter Gesundheit und in bester Stimmung anzutreffen.

«Mach dir doch nicht so viele Gedanken, Maman», schalt Fred unsere Mutter, die mit den Tränen kämpfte. «Glaub mir, alles wird gut.»

Zum Glück waren die Besatzer im verschlafenen Poitiers nicht ganz so gründlich wie ihre Kollegen in der Heimat, sodass nichts über Freds Kriegsgefangenschaft bekannt wurde. Sie kamen auch nicht dahinter, dass Oskar ein deutscher Jude war. Wegen ihres Fluchtversuchs wurden er und Oskar zu einem Monat Haft im städtischen Gefängnis verurteilt. Da das Gefängnis unter französischer Leitung stand, durften wir ihn täglich besuchen.

Während Freds Inhaftierung wurde Hélène ernsthaft krank. Sie war gestürzt, hatte sich am Knie verletzt und musste operiert werden. Ihr Knie entzündete sich und schwoll zu doppelter Grösse an. Dann bekam sie eine Bauchfellentzündung, vermutlich

die Folge einer Blinddarmentzündung, und die Ärzte meinten, wir könnten nur noch beten. Am Tag seiner Entlassung ging Fred direkt ins Krankenhaus, setzte sich zu ihr ans Bett und rührte sich vierundzwanzig Stunden lang nicht von der Stelle. Er hielt ihre Hand und versuchte, ihr neuen Lebensmut zu geben.

«Ich will sterben», sagte sie schwach. «Die Schmerzen sind unerträglich.»

«Du darfst nicht sterben», beschwor er sie. «Du bist doch erst siebzehn. Du hast noch dein ganzes Leben vor dir. Du musst leben!» Hélène überlebte, weil Fred beharrlich blieb.

Sobald sie ausser Lebensgefahr war, versuchte Fred erneut, mit Oskar zusammen die Grenze zu überqueren. Monsieur Degout hatte versprochen, ihnen zu helfen. Glücklicherweise gelang es ihnen diesmal, sicher nach Saint-Étienne, in der Nähe von Lyon, zu gelangen, wo die verliebte Rosette zu ihnen stiess. Bald darauf heirateten sie und Fred.

Ich bewarb mich im Rathaus auf Rosettes Stelle als Dolmetscherin und wurde angenommen. Da ich einen deutschen Nachnamen hatte, blond und blauäugig war, hielten mich die meisten Deutschen für eine von ihnen. Mein französischer Chef wusste, dass ich Jüdin war, aber das störte ihn nicht. Die Abteilung, in der ich arbeitete, war erst vor Kurzem auf Anordnung der Deutschen eingerichtet worden. Es war das Bureau de réquisition, das den Besatzern die systematische Ausplünderung der Franzosen erleichtern sollte. Die Arbeit war nicht besonders angenehm, aber in Ermangelung von Alternativen nahm ich sie dankbar an.

Wenn ein habgieriger Deutscher ein Auto, ein Haus oder irgendwelche Möbel in seinen Besitz bringen wollte, war es meine Aufgabe, sein «Gesuch» dem zuständigen Sachbearbeiter ins Französische zu übersetzen, der daraufhin im Namen des Dritten Reiches den erforderlichen Requirierungsschein ausstellte.

Es war eine Herausforderung, täglich mit dem Feind zu tun zu haben, aber ich stellte mich ihr und war engagierter, als ich es je in der Schule oder in unserem Laden gewesen war.

Mein französischer Chef war Monsieur Grelet, ein freundlicher Mann, der mich sehr mochte. Seine drei Dolmetscherinnen waren alles Jüdinnen aus Metz, da in Poitiers sonst niemand Deutsch sprach. Wenn Monsieur Grelet mit rassistischen Deutschen zu tun hatte, bevorzugte er mich, weil ich am wenigsten jüdisch aussah. Der deutsche Leiter der Kommandantur war Hauptmann Allemann, im bürgerlichen Leben protestantischer Pfarrer. Er nannte mich mon Sourire wegen meiner Grübchen und meines spitzbübischen Lächelns. Allemann konnte sehr streng sein, aber mich schien er zu mögen, obwohl ich ihm des Öfteren Kontra gab.

«Gehen Sie nach Berlin. Da können Sie in einem der Ministerien Karriere machen, Marthe», sagte er. «Die können jemanden wie Sie gut gebrauchen.»

Ich schüttelte den Kopf und erklärte ihm, das sei unmöglich.

«Warum?», fragte er, erstaunt darüber, dass ich diese einmalige Gelegenheit ablehnte.

«Weil ich Französin bin», erwiderte ich.

Er lachte schallend. «Seien Sie nicht albern. Sie sind eine richtige Arierin.»

Mit meinem verschmitzten Grübchenlächeln erwiderte ich: «Nein, Herr Hauptmann, ich bin eine französische Patriotin und ich beabsichtige, hier bei meinen Landsleuten zu bleiben.»

Eines Tages mussten Monsieur Grelet und ich den Hauptmann ins Museum von Poitiers begleiten, das sich im Gewölbekeller des Rathauses befand. Er wollte sich ein Kunstobjekt für sein Büro aussuchen. Er wies den Kurator an, ihm die zur Verfügung ste-

henden Objekte zu zeigen, suchte sich daraufhin mehrere Gemälde aus und bat mich, für ihn zu dolmetschen.

Ich sah ihn missbilligend an und schüttelte den Kopf. «Schämen Sie sich denn nicht?», fragte ich ihn, während Monsieur Grelet – der kein Deutsch sprach, aber genug verstand, um zu wissen, worum es ging – hörbar nach Luft schnappte. «Sie kommen in ein Museum, einen Ort, wo Geschichte und Kunst in Ehren gehalten werden, und bedienen sich einfach. Wer gibt Ihnen das Recht, sich an französischem Eigentum zu vergreifen?»

Einen Moment lang fürchtete ich, Allemann würde mich auf der Stelle erschiessen lassen, aber sein Gesicht verzog sich zu einem Lächeln und er nickte langsam.

«Ich mag Sie, *mon sourire*», sagte er. «Sie sagen, was Sie denken. Ich wünschte nur, Ihre Landsleute würden das auch tun. Es würde vieles einfacher machen, wenn alle Franzosen so direkt und geradeheraus wären wie Sie.»

Ich erwiderte sein Lächeln, erleichtert, dass ich noch am Leben war. Ich bedankte mich und schlug in gespielter Hochachtung die Hacken zusammen.

Er wandte sich ab und sagte in eiskaltem Ton über seine Schulter hinweg: «Trotzdem gehören diese Bilder jetzt mir. Sagen Sie Monsieur Grelet, dass er sie mir ins Büro schicken lassen soll. Sofort.»

## Die Schlinge zieht sich zu

Am 13. April 1941 feierte ich meinen 21. Geburtstag. Da meine Eltern der Meinung waren, dass wir trotz der aussergewöhnlichen Umstände ein möglichst normales Leben führen sollten, erlaubten sie mir, zur Feier meiner Volljährigkeit zwanzig Freunde in unsere neu bezogene Wohnung in der Rue Riffault einzuladen. Wir hatten die beiden unteren Etagen eines eleganten dreistöckigen Hauses gemietet, das von einem weiträumigen Garten umgeben war. Durch die mächtige Eingangstür hätte problemlos eine Pferdekutsche gepasst. Ich hatte eine schlichte Feier geplant, mit Kuchen und Limonade, und später sollte getanzt werden. Damit wir gleich viel Jungen und Mädchen waren, hatte Stéphanie ein paar Kommilitonen eingeladen, darunter auch ihren Freund André Dufour, den alle Dédé nannten. Sie war ganz vernarrt in ihn.

Sie hatten sich an der Universität kennengelernt. Dédé, der aus einem streng katholischen Elternhaus stammte, hatte sich auf den ersten Blick in Stéphanie verliebt, die mit ihren zwanzig Jahren nicht nur eine Schönheit war, sondern auch die Reife und Selbstsicherheit einer erwachsenen Frau ausstrahlte. Sie war schlank und zierlich, hatte glänzendes dunkles Haar und leuchtende braune Augen. Sie war zurückhaltend, willensstark und schien sich vor nichts zu fürchten. Ich war sicher, dass aus ihr einmal eine hervorragende Ärztin werden würde, nicht zuletzt wegen ihres mitfühlenden, freundlichen Wesens. Dédés Familie missbilligte seine Beziehung zu einer Jüdin und versuchte mit allen Mitteln, das Verhältnis zu unterbinden. Dies war auch der Grund,

weshalb sie sich nicht offiziell verlobt hatten. Doch für Steph stand fest, dass sie mit Dédé ihr restliches Leben verbringen würde.

«Bitte sie bloss nie, dir was vorzusingen», scherzte ich Dédé gegenüber, als sich einer meiner Gäste ans Klavier setzte und zu spielen anfang.

Zu Stéphanies engsten Freunden gehörte auch ihr Kommilitone Jacques Delaunay. Er und sein jüngerer Bruder Marc, der Jura studierte, waren im Fernen Osten auf gewachsen. Ihr Vater war ein hoher Zollbeamter in Saigon, ihre Mutter leitete ein Waisenhaus. Beide waren Atheisten. Angesichts der Drohgebärden der Japaner 1939 schickten die Eltern ihre Söhne zurück nach Poitiers.

Als Jacques auf meinem Geburtstagsfest auftauchte, brauchte er offenbar nur einen Blick auf mich zu werfen, um zu wissen, dass wir füreinander bestimmt waren. Und daran sollte sich nichts ändern. Er tanzte den ganzen Nachmittag mit mir, denn er liess es nicht zu, dass mich ein anderer Junge abklatschte. Jacques war sehr attraktiv; er hatte ausdrucksvolle dunkle Augen und war mindestens 1,80 Meter gross. Selbst mit meinen Stöckelschuhen reichte ich ihm nur bis zur Brust.

Obwohl mir sein Interesse sehr schmeichelte, gab ich mich unbeeindruckt. Ich liess meinen Blick durchs Zimmer wandern, lächelte in die Runde und unterhielt mich im Vorbeigehen mit den anderen Gästen. Aber Jacques war hartnäckig und wich mir mit seinem spitzbübischen Lächeln nicht von der Seite. Wir tanzten Tango, Foxtrott und Paso Doble.

Auch bei unseren ersten Verabredungen schien er nicht im Geringsten daran zu zweifeln, dass wir ein Paar werden würden. Er fühlte sich mehr zu mir hingezogen als ich mich zu ihm, aber je öfter wir uns trafen, desto mehr Gefallen fand ich an ihm.

Im Sommer waren meine Schwestern und ich regelmässig bei den Brüdern Giraud, die wir durch das örtliche Jugendherbergswerk kannten. Sie wohnten direkt am Clain, in dem man herrlich baden konnte. An einem wunderbaren Sommernachmittag, an dem jeder Gedanke an den Krieg in der flirrenden Hitze verblasste, liess ich mich im Fluss treiben, als ein paar Jungen aus unserer Clique zu mir herüberschwammen und mich untertauchten. Ich bekam sofort Wasser in Mund und Nase, aber das machte mir nichts aus. Lachend und prustend kam ich wieder an die Oberfläche. Ich war eine gute Schwimmerin und konnte einen solchen Spass wegstecken.

Aber Jacques, der uns vom Ufer aus zusah, bekam offenbar einen Riesenschrecken. Ehe ich etwas sagen konnte, sprang er ins Wasser und stiess die anderen Jungs beiseite.

«Lasst gefälligst Marthe in Ruhe!», schrie er wütend und zog mich an sich. «Sehr ihr nicht, dass sie genug hat?»

Während ich mir das nasse Haar aus dem Gesicht strich, sah ich ihn halb empört, halb fasziniert an. Niemand war je so beherzt für mich eingetreten, nicht einmal Fred. Aus irgendeinem Grund machte mich diese ritterliche Geste überglücklich.

Danach sahen wir uns täglich. Wir unternahmen Spaziergänge oder Radtouren in der Umgebung von Poitiers; wir gingen mit unseren Freunden schwimmen oder paddeln. Und als wir einmal allein im Wald picknickten, machte mir Jacques einen Antrag.

«Sei nicht albern!», rief ich und rückte unwillkürlich von ihm ab. «Dafür ist es noch viel zu früh. Wir kennen uns doch kaum. Und ausserdem gibt's da ein schwerwiegendes Problem. Du bist kein Jude. Meine Mutter würde mir nie erlauben, einen Nichtjuden zu heiraten.»

«Wenn's weiter nichts ist. Dann konvertiere ich eben.»

Seine dunklen Augen blitzten. «Ich bin kein bisschen religiös. Ich bin nicht mal getauft. Meine Eltern auch nicht. Mein Grossvater wurde exkommuniziert. Der Pfarrer sorgte dafür, dass sich sämtliche Mitglieder der Kirchengemeinde von ihm distanzieren. Das hat ihn ruiniert. Daraufhin hat meine Familie mit der katholischen Kirche gebrochen. Ich kann diese Pfaffen mit ihren komischen Soutanen und klobigen Schuhen nicht ernst nehmen. Bitte gib mir eine Chance und hab etwas Geduld. Wenn du mich erst mal besser kennenlernst, wirst du einsehen, dass ich der perfekte Ehemann für dich bin.»

Obwohl ich bei meinem Nein blieb, protestierte ich von da an nicht mehr so vehement, wenn er über seine Pläne für unsere gemeinsame Zukunft sprach.

So sehr ich auch versuchte, jeden Gedanken an den Krieg auszublenden, um mein privates Glück zu geniessen, konnte ich nicht die Augen davor verschliessen, dass der Druck auf die einheimische Bevölkerung stetig zunahm. Nachdem die Deutschen im Juni 1941 den Hitler-Stalin-Pakt gebrochen und die Sowjetunion überfallen hatten, verschärfte sich das Klima im Land schlagartig. Ich versuchte meine Mutter zu beruhigen: «Versteh doch, die Lage verschlimmert sich nur, weil sie den Krieg gegen die Sowjets verlieren. Es wird bald vorbei sein, glaub mir.» Doch es gelang mir nicht, sie zu überzeugen.

Im gleichen Sommer liess Marschall Pétain 12'000 Juden wegen «planmässiger Hintertreibung der französisch-deutschen Kooperation» verhaften. Dann erliessen die Deutschen eine Reihe neuer antijüdischer Verordnungen. Langsam zog sich die Schlinge zu. Fast täglich folgten weitere Vorschriften, die strikt befolgt werden mussten. Nicht genug, dass sie Häuserwände und Bäume mit Anschlägen zupflasterten, jetzt wurde uns auch noch die Benutzung von Radios, Schreibmaschinen und Telefonen verboten,

weshalb wir die Geräte im Büro unseres Vaters versteckten. Wir durften erst nach 16.30 Uhr ein Geschäft betreten, was zur Folge hatte, dass wir beim Einkaufen praktisch vor leeren Regalen standen. Glücklicherweise gab es nette Ladenbesitzer, die etwas für uns zur Seite legten, obwohl sie sich damit in grosse Gefahr brachten. Es war uns untersagt, öffentliche Orte wie Restaurants, Cafes, Bibliotheken, Markt- oder Sportplätze aufzusuchen. Wir durften weder Strassenbahn fahren noch ein Kino betreten. Selbst in Gärten und Parks durften wir uns nicht aufhalten. Diese ganzen Einschränkungen empörten mich zutiefst.

Als Hauptmann Allemann mir wieder einmal eine Arbeitsstelle in Berlin schmackhaft zu machen versuchte, war ich die Farce endgültig leid.

«Ich kann nicht nach Berlin gehen», erklärte ich mit einem unschuldigen Lächeln. «Ich bin nämlich Jüdin.»

«Das kann nicht sein!», protestierte er. Sein Mund klappte auf und zu, als wäre er ein Karpfen, der verzweifelt nach Luft schnappt. «Ich rieche einen Juden zehn Meter gegen den Wind.»

«Dann riechen Sie noch mal genau hin», erwiderte ich seelenruhig. Der Abscheu in seinem Blick entging mir nicht. «Aber jetzt verstehen Sie sicher, weshalb ich nicht nach Berlin gehen kann.»

Der Hauptmann, der eine Tochter in meinem Alter hatte, war immer wie ein Vater zu mir gewesen. Jetzt stellte ich unser gutes Verhältnis auf eine harte Probe.

«Nun ja, vielleicht gab es ja unter Ihren Vorfahren jemanden, der möglicherweise Jude war», überlegte er laut. Er sah mich fast beschwörend an, als hoffe er auf meine Zustimmung.

«Nein, Herr Hauptmann», erwiderte ich trotzig. «Ich bin Jüdin. Meine Eltern sind ebenfalls Juden. Ich stamme aus einer sehr

alten jüdischen Familie. Mein Grossvater war Rabbiner. Ich bin stolz auf meine Herkunft.»

Das Gesicht des Hauptmanns lief dunkelrot an. «Ich kann das einfach nicht glauben!», rief er. Seine Oberlippe zuckte. «Ich will nichts mehr davon hören. Ich bin sehr enttäuscht von Ihnen.» Dann stapfte er aus dem Zimmer und knallte die Tür hinter sich zu.

Aufgewühlt, aber erhobenen Hauptes, verliess auch ich sein Büro. Es bereitete mir eine grosse Genugtuung, ihn so aus der Fassung gebracht zu haben.

Ein paar Tage später marschierten die gross gewachsenen deutschen Feldgendarmen in unser Büro. Sie trugen glänzende Metallplaketten an dicken Ketten um den Hals und hatten Gewehre mit auf gepflanzten Bajonetten auf uns gerichtet. «Alle Juden raus! Sie haben eine Stunde!»

Monsieur Grelet sprang von seinem Stuhl auf. «Aber wir können auf diese Mitarbeiter unmöglich verzichten», sagte er zu dem anwesenden Offizier. Er warf mir einen verzweifelten Blick zu. «Lassen Sie mir wenigstens Mademoiselle Hoffnung. Ich brauche sie.»

Der Offizier schüttelte den Kopf. «Ich habe meine Befehle», sagte er steif.

Nachdem Monsieur Grelet und meine Kollegen vergeblich versucht hatten, ihn umzustimmen, blieben mir noch dreissig Minuten, um meinen Schreibtisch zu räumen.

Es war ein schwerer Schlag für mich, auf diese Art meine Arbeit zu verlieren. Ich dachte immer, dass mir meine Stelle sicher wäre. Schliesslich gab es ausser einer Handvoll Juden niemanden in Poitiers, der Deutsch sprach.

Nachdem ich meine Sachen zusammengepackt hatte, nahm ich Hut und Mantel und verliess das Büro. Dann ging ich zur Kommandantur und verlangte, Hauptmann Allemann zu sprechen. Ich wollte diese letzte Chance nutzen, um ihn zur Rede zu stellen.

Zu meiner Überraschung wurde ich sofort in sein Büro geführt. Er stand halb von mir abgewandt am Fenster, aber ich konnte sehen, wie sein Unterkiefer mahlte. Zweifellos erwartete er, dass ich ihn anflehen würde, mir meine Arbeit zu lassen. Aber das war ganz und gar nicht meine Absicht.

Ich straffte die Schultern und sagte: «Sie müssen mächtig stolz auf sich sein.»

«Wie bitte?» Er drehte sich um. Seine Augen flackerten unruhig.

«Als deutscher Offizier müssen Sie doch sehr stolz darauf sein, dass dank eines deutschen Befehls drei Menschen ihre Arbeit verloren haben.»

«Ich ... ich verstehe nicht, worauf Sie hinauswollen.»

«Oh, ich glaube schon», erwiderte ich und blickte ihm fest in die Augen. «Wie stehen Sie dazu, dass Ihr Oberkommando eine Anordnung erlässt, die Menschen ihr Recht auf Arbeit verweigert und sie daran hindert, ihren Lebensunterhalt zu verdienen? Sie sind doch Pfarrer. Wie können Sie einen derart unmenschlichen Umgang mit jüdischen Bürgern vor Ihrem Gewissen verantworten? Vor ein paar Tagen haben Sie noch grosse Stücke auf mich gehalten. Das scheint sich grundlegend geändert zu haben. Denn wie können Sie es sonst zulassen, dass man mich wie eine Aussätzige behandelt, allein wegen meiner jüdischen Herkunft, für die ich nicht das Geringste kann?»

Ich hatte von einem seiner Untergebenen erfahren, dass man ihn bald von seinem Posten abziehen und an die Ostfront versetzen würde. Bevor ich mich zum Gehen wandte, sagte ich: «Ich hoffe, dass Sie in Russland ganz erbärmlich unter Hunger und Kälte leiden, Herr Hauptmann. Dann werden Sie sich vielleicht daran erinnern, was Sie uns Juden angetan haben.»

Als ich hinausgehen wollte, trat er auf mich zu und hielt mich am Arm fest. «Hören Sie, mein Fräulein», sagte er mit trauriger Miene, «als Mensch kann ich Ihnen nur sagen, dass mir das alles wirklich sehr leidtut, aber als deutscher Offizier bin ich meinem Vaterland zu Loyalität verpflichtet.» Dann streckte er mir vorsichtig die Hand entgegen. «Leben Sie wohl», sagte er leise.

Ich dachte an seinen angewiderten Blick, als ich ihm eröffnet hatte, dass ich Jüdin bin. Und ich war immer noch empört darüber, dass man mich mit Waffengewalt aus meinem Büro vertrieben und um meine Arbeit gebracht hatte. Deshalb wies ich seine ausgestreckte Hand zurück. Ich drehte mich auf dem Absatz um, ging hinaus und schlug die Tür hinter mir zu. Es war August 1941.

Ich glaube, insgeheim war Jacques froh, dass ich meine Arbeit verloren hatte. Er hatte keinen Hehl daraus gemacht, wie sehr ihm mein täglicher Kontakt mit den Deutschen missfiel.

Aber ich war es bald leid, den ganzen Tag zu Hause bei meinen Eltern herumzusitzen. «Ich hab nicht das Geringste zu tun», beklagte ich mich bei Jacques. «Keine Arbeit, kein Geld, keine Möglichkeit, meine Familie zu unterstützen. Da könnte ich genauso gut eine Ausbildung machen.»

«Das ist doch eine prima Idee!», sagte er. «An was hattest du denn gedacht?»

«Ich weiss nicht recht. Krankenpflege vielleicht.»

Jacques' Miene hellte sich auf. «Aber natürlich! Das wäre doch perfekt! Wenn du Krankenschwester bist und ich Arzt, können wir Zusammenarbeiten. Das ist die genialste Idee, die du je hattest, Marthe!» Er beugte sich vor und küsste mich zärtlich auf die Nase.

Von da an lag mir Jacques mit der Schwesternausbildung ständig in den Ohren. Er gab sich genauso wenig mit einem Nein zu-

frieden wie damals bei unserem Picknick im Wald, als er mir einen Antrag gemacht hatte. Ich hatte Bedenken, weil ich nicht wusste, wovon ich die Schulgebühren bezahlen sollte, jetzt, da ich ja kein eigenes Einkommen mehr hatte. Schliesslich schrieb ich Fred einen Brief und fragte ihn um Rat. Seine Antwort lautete: «Mach ruhig die Ausbildung. Ich kümmere mich ums Finanziel.»

Als ich meine Mutter in meine Plänen einweihte, traute sie ihren Ohren nicht. Ich hatte nie mit Krankheit oder Tod umgehen können. Als ich drei Jahre alt war, starb Mamans jüngerer Bruder Jacques an den Komplikationen einer Blinddarmoperation. Ich erinnerte mich genau an den jungen Mann, der mich immer auf seinen Knien hatte reiten lassen. Auf seiner Beerdigung bekam ich einen hysterischen Anfall, weil ich glaubte, dass sich sein Leichnam in dem grossen, mit einem schwarzen Tuch verhüllten Karton für die Besuchskarten befand. Seitdem graute mir vor dem Tod. Was Krankheiten anging, war es auch nicht viel besser. Als Hélène am Knie operiert wurde, rannte ich jedes Mal aus dem Zimmer, wenn die Nonne zum Verbandwechseln hereinkam.

Trotz der Bedenken meiner Mutter meldete ich mich am 6. Oktober 1941 in der Schwesternschule des Roten Kreuzes an. Das Institut, das Mademoiselle Margnat leitete, war der Universitätsklinik angegliedert, die von den Ordensschwestern Les Sœurs de la Sagesse geführt wurde. An meinem ersten Unterrichtstag sollten wir über einen Namen für unseren Jahrgang abstimmen. Bis auf mich und meine Mitschülerin Jeanine Rieckert waren alle für Marschall Pétain. Als wir gegen diese Entscheidung protestierten, waren die anderen Mädchen fassungslos. «Was habt ihr denn gegen den Namen?», fragte eine. «Pétain ist der Retter Frankreichs.»

«Von wegen!», rief ich. «Wir sollten uns lieber für General de

Gaule entscheiden. Er ist derjenige, der Frankreich rettet, ihr werdet schon sehen.»

Mademoiselle Margnat rief mich bald darauf in ihr Büro. Sie war eine warmherzige, couragierte Frau, die wusste, dass ich Jüdin war. «Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen, Mademoiselle Hoffnung», sagte sie. «Wir haben hier keine Vorurteile. Die Nationalität oder Religionszugehörigkeit unserer Patienten spielt für uns keine Rolle und das Gleiche gilt auch für unser Krankenhauspersonal.»

Ich war sehr dankbar für ihre Güte, die sie mehr als einmal unter Beweis stellen sollte. Als sich gegen Ende 1941 das Klima weiter verschärfte, tauchte die Gestapo immer häufiger unangekündigt im Krankenhaus auf, um «unerwünschte Personen», wie es beschönigend hiess, ausfindig zu machen. Jedes Mal marschierte ein ranghoher Offizier in den Flur, zückte ein Blatt Papier und fragte eine Nonne nach den Juden oder Kommunisten, die auf seiner Liste standen.

«Die Namen sagen mir nichts», sagte die Nonne dann frostig. «Mich interessiert nur das Wohl meiner Patienten.»

Doch die Gestapo-Männer drängten sich einfach an ihr vorbei und stürmten auf die Krankenstationen, um die Namen auf den Krankenblättern zu kontrollieren und alle, die auf ihrer Liste standen, aus ihren Betten zu zerren. Immer wenn die Deutschen kamen, versteckten mich die Nonnen in einem kleinen Büroraum neben der Kapelle. Sie hätten schon wegen weit geringerer Vergehen verhaftet und erschossen werden können.

Eines Tages rief mich Mademoiselle Margnat erneut in ihr Büro. Ich glaubte, dass die Nazis wieder im Anmarsch wären, aber das war nicht der Grund.

«Wir haben einen neuen Patienten, Marthe», sagte sie. «Ich möchte, dass Sie sich um ihn kümmern. Sie sind die Einzige, die sich für diese Aufgabe eignet.»

«Selbstverständlich, Madame», erwiderte ich ohne Zögern.  
«Was fehlt ihm denn?»

Sie seufzte, musterte mich einen Moment lang nachdenklich und antwortete: «Er ist ein deutscher Soldat.»

«Und? Was fehlt ihm?», fragte ich noch einmal.

Mein Schützling war ein 1,90 Meter grosser Wehrmachtssoldat namens Günther. Er hatte sich bei einem Militärtransport eine schlimme Kopfverletzung zugezogen. Als der Zug, der mit deutschen Panzern beladen war, durch eine niedrige Brücke hindurchgefahren war, hatte er versehentlich den Kopf aus der Dachluke seines Panzers gesteckt. Bei seiner Einlieferung war er halb bewusstlos. Ich sollte mich um ihn kümmern, bis er in die neurologische Abteilung eines deutschen Krankenhauses verlegt werden konnte. Da ich die Einzige war, die Deutsch sprach, hatte man mir diese Aufgabe übertragen.

Günther befand sich in einem bedauernswerten Zustand. Er hatte eine schwere Gehirnerschütterung erlitten und war zeitweise geistig verwirrt. Es kam vor, dass er mitten im Schlaf hochschreckte, aus dem Bett sprang und auf den Flur hinaustappte. Im Krankenhemd, das sein nacktes Hinterteil entblösste, marschierte er bis hinaus auf die Strasse. Ich lief ihm dann jedes Mal hinterher, nahm ihn behutsam bei der Hand und führte ihn in sein Zimmer zurück. «Kommen Sie, Günther», sagte ich dann sanft zu ihm. «Wir können Sie doch nicht so auf der Strasse herumlaufen lassen.» Und jedes Mal sah er mich mit einem leicht dämmlichen Gesichtsausdruck an und liess sich widerstandslos von mir zurückbringen. Es muss ein kurioser Anblick gewesen sein, wie ich in meiner weissen Schwesterntracht einen halb nackten Hünen mit verbundenem Kopf an der Hand führte.

Ich versuchte nicht darüber nachzudenken, wer er war und was er womöglich getan hatte. Es war nun einmal meine Aufgabe,

mich um ihn zu kümmern. Ich hätte ihm nie irgendetwas zuleide getan. Stattdessen sorgte ich für ihn so gut ich konnte, bis er nach einigen Tagen in ein deutsches Krankenhaus verlegt wurde.

Ich sah ihn nie wieder.

Im selben Jahr wurden die in Poitiers verbliebenen ausländischen Juden von den Deutschen zusammengetrieben und in ein nahegelegenes Lager gebracht. Dabei kamen ihnen die gewissenhaft geführten Namenslisten, die wir ihnen ahnungslos geliefert hatten, sehr entgegen. Unser wunderbarer Rabbi Elie Bloch, der mit seiner Frau Georgette und seiner sechsjährigen Tochter Myriam von Metz nach Poitiers gezogen war, setzte sich unermüdlich für die Internierten ein. Er lag den deutschen Behörden so lange in den Ohren, bis sie schliesslich erlaubten, dass die Kinder der Gefangenen bei einheimischen jüdischen Familien unterkamen und weiter die Schule besuchten, statt ihr junges Leben hinter Stacheldraht zu verbringen.

Da wir bei uns in der Rue Riffault ein freies Zimmer hatten, wurde uns ein vierzehnjähriger polnischer Junge namens Maurice Patawer zugewiesen. «Pavel» – wie er genannt wurde – war anfangs scheu und misstrauisch, aber wir taten unser Bestes, damit er sich bei uns wie zu Hause fühlte. Er und Jacquie standen sich besonders nah. Die Anwesenheit des schweigsamen Jungen mit den traurigen Augen erinnerte uns täglich an das unmenschliche Regime der Deutschen.

Überall in der Stadt versuchten die Menschen, den verhassten Besatzern das Leben so schwer wie möglich zu machen. Poitiers war eine Universitätsstadt. Viele Studenten lehnten den schändlichen Waffenstillstand ab und beteiligten sich an kleineren Widerstandsaktionen. Im Castille, dem örtlichen Kino, beispielsweise störten sie die Vorführung der deutschen Wochenschauen durch lautes Füssestampfen und Pfeifkonzerte. Oder sie vertief-

ten sich demonstrativ in eine Zeitung. Das nahm jedoch ein jähes Ende, als ein Student verhaftet wurde. Deutsche Plakate wurden von den Wänden gerissen und auf Mauern, Türen und Bürgersteigen tauchte das mit Kreide oder Kohle gemalte Victory-Zeichen auf.

Auch unsere Familie leistete ihren Beitrag. Wie zuvor in Metz halfen wir jüdischen Familien, aus dem besetzten Teil Frankreichs zu fliehen. Wildfremde Menschen standen plötzlich auf der Türschwelle und baten um Hilfe. Wenn wir sie fragten, woher sie unsere Adresse hätten, gaben sie ausweichende Antworten. Allerdings konnten wir sie weder bei uns aufnehmen noch mit Lebensmitteln versorgen, da wir unter ständiger Beobachtung der Deutschen standen; es war einfach zu gefährlich. Sobald wir uns vergewissert hatten, dass unsere Besucher keine Spione oder deutschen Agenten waren, gaben wir ihnen die Adresse eines der an der Demarkationslinie gelegenen Bauernhöfe, von wo aus man sie sicher über die Grenze brachte. Auf diesem Weg war auch Fred und Oskar die Flucht gelungen.

Wir wussten nichts über diese durchreisenden Fremden. Nur selten erfuhren wir, wie sie sich bis nach Poitiers durchgeschlagen hatten. Manche schienen eine lange, beschwerliche Reise hinter sich zu haben. Die seelischen und körperlichen Strapazen waren ihnen deutlich anzusehen, besonders den Frauen. Aber der Krieg hatte uns gelehrt, dass es sicherer war, keine Fragen zu stellen. Viele unserer Besucher kamen aus dem Osten und waren äusserst wachsam und argwöhnisch. Sie wollten nichts weiter als eine Adresse, um so schnell wie möglich die Ligne de démarcation überqueren zu können und den Deutschen endgültig zu entkommen.

Die Bauern waren fabelhafte Menschen. Sie hatten über Monsieur Degout verbreiten lassen, dass sie bereit seien, den Flüchtlingen beim Grenzübertritt zu helfen. Trotz der grossen Gefahr, der sie sich aussetzten, verlangten sie keinen Sou für ihre Dienste.

Obwohl wir uns mit einigen von ihnen angefreundet hatten, kam uns damals nicht der Gedanke, diese Fluchtmöglichkeit auch für uns zu nutzen. Als meine Eltern zu Fred und Rosettes Hochzeit in den Süden fahren wollten, besorgte ich sogar bei der deutschen Kommandantur eine Reisegenehmigung für sie. Und da sie loyale französische Bürger waren, kehrten sie pflichtbewusst wieder nach Hause zurück.

Keiner von uns sah die verhängnisvolle Entwicklung voraus. Obwohl wir jeden Abend Radio hörten, waren wir völlig ahnungslos. Wir hatten Gerüchte über Arbeitslager gehört und über Dörfer in Polen und der Tschechoslowakei, deren gesamte Bevölkerung abgeschlachtet worden war, aber wir hielten das für Propaganda, weil wir uns einfach nicht vorstellen konnten, dass die Deutschen zu solchen Gräueltaten fähig waren. In Frankreich herrschte immer noch ein relativ entspanntes Klima, da die Deutschen so clever waren, uns in falscher Sicherheit zu wiegen. Sie liessen uns glauben, dass das Fehlverhalten einer Minderheit sie zwänge, zu immer drastischeren Massnahmen zu greifen. Sie machten uns weis, dass wir alle im selben Boot sässen. Und eine Zeit lang funktionierte diese Strategie auch.

Die Nachrichten über den japanischen Angriff auf Pearl Harbor im Dezember 1941 gaben uns Auftrieb. So tragisch der Verlust von über dreitausend Menschenleben auch war, so bedeutete er das Ende des amerikanischen Isolationismus und den Kriegseintritt der Vereinigten Staaten. Für Jacques hatte dieses Ereignis allerdings eine völlig andere Bedeutung. Da die Japaner über Südostasien herfielen, Hongkong beanspruchten und Singapur und die malaiische Halbinsel bedrohten, machte er sich grosse Sorgen um seine in Saigon lebenden Eltern. In den folgenden Monaten schien der Vormarsch der Japaner unaufhaltsam zu sein. Sie nah-

men die malaiische Halbinsel, Singapur und schliesslich auch Saigon ein. Jacques, der keinerlei Möglichkeit hatte, Kontakt zu seinen Eltern aufzunehmen, lauschte voller Entsetzen den Berichten über die brutalen Eroberungszüge der Japaner.

Meine anfängliche Freude über den Angriff auf Pearl Harbor wurde deshalb bald getrübt durch die wachsende Angst um seine und schliesslich auch um meine eigene Familie, denn die politischen Veränderungen in Frankreich nahmen bedrohliche Ausmasse an. Selbst meine Mutter, die Schlimmes befürchtete, ahnte nicht, welche Katastrophe sich anbahnte. Aber da sie sich noch gut an den letzten Krieg erinnerte, glaubte sie den wenigen Gerüchten, die uns zu Ohren kamen. Deshalb war sie es auch gewesen, die Fred dazu gedrängt hatte, zu fliehen. Sie war in ständiger Sorge um uns. Und ich versuchte immer wieder, sie zu beruhigen.

«Mach dir keine Gedanken, Maman. Wir sind hier sicher.»  
Aber die besorgniserregenden Ereignisse häuften sich. Schliesslich wurde ihr jüngster Bruder Max in Paris verhaftet.

Max war Arzt und mit Fannie verheiratet, einer Cousine meines Vaters, die aus der Schweiz stammte. Sie hatten eine kleine Tochter namens Ruth. Max war viel jünger als meine Mutter. Als Kinder hatten Stéphanie und ich einmal die Sommerferien bei ihm in Lyon verbracht. Wir sahen in ihm eher einen älteren Bruder als einen Onkel und standen ihm wegen des geringen Altersunterschieds sehr nah. Max war sanftmütig, friedfertig und ein wenig schüchtern. Er hatte Fannie durch gemeinsame Freunde kennengelernt und sie bald darauf geheiratet. Fannie hingegen war ein schwieriger Mensch: kratzbürstig, psychisch labil und alles andere als umgänglich. Sie und die kleine Ruth hatten einige Monate vor seiner Verhaftung bei Onkel Léon in Toulouse Unterschlupf gesucht. Max war vorerst in Paris geblieben, wo er seine

Praxis, die zur gemeinsamen Wohnung gehörte, weiterführte. Doch die Concierge, mit der Fannie nicht gut ausgekommen war, rächte sich an ihr, indem sie Max bei der Polizei anzeigte. Sie behauptete, er sei Kommunist und halte in seiner Wohnung geheime Treffen ab.

Max wurde in dem berüchtigten Lager Drancy ausserhalb von Paris interniert, wo er bald darauf schwer erkrankte. Er war noch keine vierzig Jahre alt. Ein gutartiger Tumor in der Hirnanhangdrüse hatte einen akuten Glaukom-Anfall ausgelöst und darüber hinaus zu einer Akromegalie, einer Überproduktion von Wachstumshormonen, geführt. Er litt unter heftigen Kopfschmerzen und schweren Sehstörungen. Als er hohes Fieber bekam und sich kaum noch auf den Beinen halten konnte, verlegte man ihn ins Hôtel-Dieu, das älteste Krankenhaus von Paris, nicht weit von der Kathedrale Notre-Dame.

Ich erinnere mich nicht mehr, wann Maman von Onkel Max' Inhaftierung und seinem Krankenhaus auf enthalt erfuhr. Auch weiss ich nicht mehr, ob wir im Familienkreis beratschlagten, was wir unternehmen könnten. Jedenfalls beschloss Maman Ende Januar 1942, mit dem Zug nach Paris zu fahren, um ihren Bruder zu besuchen. Ich weiss noch, dass ich mir schreckliche Sorgen um sie machte. Sie war ganz auf sich gestellt und sprach kaum ein Wort Französisch. Ausserdem begab sie sich in grosse Gefahr. Die Gestapo würde Onkel Max' persönlichen Kontakte sicher genau überwachen.

Es vergingen einige Tage, ohne dass wir etwas von ihr hörten. Jacques, der fürchtete, ich könnte etwas Unüberlegtes tun, nahm mir das Versprechen ab, auf keinen Fall allein nach Paris zu fahren, um sie zu suchen.

«Es ist niemandem geholfen, wenn du auch noch verhaftet wirst», sagte er. «Hab doch einfach Geduld, Marthe.»

Unser Warten hatte ein Ende, als wir eines Abends, kurz vor Beginn der neu eingeführten Sperrstunde, um den Esstisch sassen und plötzlich Maman zur Tür hereinspazierte, den Arm um Onkel Max gelegt. Wir sprangen auf, begrüßten sie überschwänglich und bestürmten sie mit Fragen.

«Wir sind furchtbar erschöpft. Es war eine lange Fahrt», sagte Maman. «Lasst uns erst mal etwas essen, dann erzähle ich euch alles.»

Kaum sassen wir wieder am Tisch, berichtete sie von ihren Erlebnissen in Paris. «Ich bin direkt zum Hospital gegangen. Cécile hat mich bis zum Eingang gebracht. Sie lässt euch übrigens alle herzlich grüssen. Ich habe Max' Zimmer gleich gefunden. Er lag im Bett und sah ganz elend aus. Als er auf die Toilette musste, habe ich ihm in seinen Bademantel geholfen und ihn auf den Flur hinausgeführt. Während ich auf ihn wartete, fiel mir auf, dass nirgendwo Wachen standen. Immerhin war Max ein politischer Gefangener. Aber anscheinend hielten sie ihn für zu schwach, um wegzulaufen. Als er aus der Toilette kam, habe ich ihn an der Hand genommen und gesagt: ‚Komm mit, Max. Wir gehen.‘ Ich bin mit ihm durch einen langen Flur gegangen, eine Treppe hinunter und dann standen wir schon auf der Strasse. Es war ihm peinlich, dass er nur einen Bademantel anhatte, aber ich habe ihm gesagt, er solle sich keine Gedanken machen.»

Ehe wir ihr ins Wort fallen konnten, wedelte sie ungeduldig mit der Hand und fuhr fort: «Draussen auf der Strasse habe ich gleich zwei von diesen neumodischen Fahrradtaxi mit Seitenwagen angehalten. Ich habe Max in das eine gesetzt und bin dann ins andere gestiegen. Wir sind direkt zu seiner Wohnung gefahren, wo er sich umzog und ich einen Koffer für ihn packte. Dann haben wir den nächsten Zug in Richtung Süden genommen.»

Wir waren sprachlos. Wer hätte gedacht, dass unsere Mutter

so tollkühn sein konnte? Wenn sie erwischt worden wäre, hätte man sie sofort verhaftet. An jenem Abend erkannte ich, dass in dieser sanftmütigen, zierlichen Person eine wahre Kämpferin steckte.

Mir stiegen Tränen in die Augen, so stolz war ich auf sie. «Aber sag mal, Maman, wie hast du dich denn in Paris verständigt? Doch wohl nicht auf Deutsch.»

«Nein, mein Schatz, auf Französisch», erwiderte sie schmunzelnd.

Als sie unsere verwirrten Mienen sah, sagte sie: «Tja, meine lieben Kinder, ich muss euch leider gestehen, dass ich durchaus Französisch spreche. Aber wenn ihr das gewusst hättet, hättet ihr bestimmt nicht eure kleinen Geheimnisse vor mir ausgeplaudert.»

Wir starrten sie mit offenem Mund an.

Einige Tage später räumte Cécile Max' Pariser Wohnung aus, ohne dass die Concierge oder die Gestapo es mitbekamen. Sie nahm all seine persönlichen Sachen mit, denn sie wollte nicht, dass den Deutschen auch nur irgendetwas davon in die Hände fiel.

Nachdem Max und meine Mutter sich ein paar Tage erholt hatten, begleitete Arnold sie zur Demarkationslinie. Dank der Familie Degout, die auch Fred, Oskar und Rosette bei ihrer Flucht geholfen hatte, überquerten sie sicher die Grenze. Arnold und Maman brachten Onkel Max zu Onkel Léon nach Toulouse, dann fuhren sie weiter nach Arles, wo sie Fred und Rosette in ihrem neuen Heim besuchten. Dort lernte Maman ihr erstes Enkelkind kennen: Maurice Jacques, der am 3. Februar 1942 zur Welt gekommen war.

Drei Wochen später kehrten sie und Arnold mithilfe der Degouts auf demselben Weg zurück. Nachdem unsere tapfere Mutter ihre abenteuerliche Mission erfüllt hatte, sprach sie kaum noch

darüber. Umso mehr schwärmte sie von ihrem kleinen Enkel. Sie tat nie wieder etwas so Wagemutiges.

Das Weltgeschehen hielt uns weiter in Atem. Hitlers Panzerdivisionen standen vor den Toren Moskaus, Rommels Afrikakorps drang in Nordafrika immer weiter vor, und Malta wurde fast ununterbrochen bombardiert. Trotz der vereinten Kriegsanstrengungen der Alliierten und anfänglicher vernichtender Schläge gegen die italienische Flotte schien der Siegeszug des Faschismus unaufhaltsam zu sein. Meine Mutter, die Abend für Abend mit uns zusammen Radio hörte, war verzweifelt.

«Wo soll das alles noch hinführen?», jammerte sie. «Kann denn niemand diesem Hitler das Handwerk legen?»

Auf Druck der Deutschen wurde Petains Stellvertreter, Pierre Laval, zum Premierminister ernannt, der ganz offen mit dem Feind kollaborierte. Im Juni 1942 sagte er in einer Rundfunksprache, dass er auf einen Sieg Deutschlands hoffe, da sich sonst der Bolschewismus in ganz Europa ausbreiten werde. Darüber hinaus erbot er sich, die Deutschen beim Aufspüren von Resistance-Kämpfern zu unterstützen.

Während Jacques schreckliche Ängste um seine Eltern im fernen Saigon ausstand, begann sich auch bei uns in Poitiers die Lage dramatisch zuzuspitzen.

## Ein leuchtender Stern

Jeden Abend zwischen halb sieben und halb acht kam die SS zu uns nach Hause, um zu überprüfen, ob wir die Sperrstunde einhielten und die unzähligen anderen Vorschriften befolgten, mit denen sie uns gängelten – ein Vorgeschmack auf das Leben hinter Stacheldraht. Die Regeln änderten sich fast täglich und jede einzelne musste strikt befolgt werden. Zuwiderhandlungen führten zu sofortiger Festnahme und Inhaftierung. Wir hatten schon von ausländischen Juden gehört, die mitten in der Nacht abgeholt worden waren. Rabbi Bloch erzählte, er hätte einige von ihnen im Lager für ausländische Juden am Stadtrand entdeckt, aber die meisten wurden vermisst.

An sieben Tagen in der Woche kamen immer dieselben SS-Männer in unser Haus, um uns auf ihrer Liste abzuhaken: Adjutant Wilhelm Hipp, zuständig für jüdische Angelegenheiten, sowie drei oder vier seiner bewaffneten Schergen. Unser Haus war nur eins von vielen, das sie aufsuchten. Hipp war ein kleiner, hässlicher Mann, der wie ein Troll aussah. Gegenüber seinen Kollegen bezeichnete er sich gern als «König der Juden». Er war ein typischer Vertreter jenes Schlägertyps, der in den dreissiger Jahren die Ränge der NSDAP füllte. Es überraschte mich immer wieder, dass er überhaupt intelligent genug war, um einen vollständigen deutschen Satz von sich zu geben, geschweige denn einen französischen. Ich hatte nichts als Verachtung für ihn übrig, wenn er wie ein Pfau mit seinen doppelten SS-Streifen am Revers herumstolzerte.

Zu diesem Zeitpunkt war unsere Familie schon ziemlich geschrumpft. Zuerst hatte uns Cécile verlassen, dann Fred und schliesslich Arnold. Hipp hatte wohl schon lange den Verdacht, dass sich Bauern als Fluchthelfer betätigten, aber er konnte es nicht beweisen. Als Arnold auf Drängen meiner Mutter im Juni 1942 über die Grenze in den Süden entkam, ärgerte sich Hipp masslos, durchsuchte mit hochrotem Gesicht unsere Wohnung und durchwühlte unsere Post, um irgendeinen Hinweis auf Arnolds Aufenthaltsort zu finden.

Ich erklärte Hipp, dass mein Bruder einfach verschwunden sei. «Wir machen uns grosse Sorgen», behauptete ich. «Wir wären Ihnen dankbar für jede Information, die Sie uns geben könnten.» Aber das kaufte Hipp mir nicht ab.

Nicht lange danach, am 17. Juni 1942, einem herrlichen Sommernachmittag, kam Noël Dégoûts Sohn Yves zu uns. Er war mit dem Fahrrad gefahren und völlig ausser Atem. «Die Deutschen sind in unserem Haus», stiess er mit schweissnassem Gesicht hervor. «Die Gestapo. Sie verhören jeden Einzelnen.»

Im Nachhinein scheint es verrückt, aber wir dachten keine Sekunde an unsere eigene Sicherheit. Damals wussten wir noch nicht, wozu die Nazis fähig waren. Das wusste niemand. Wir lauschten heimlich jeden Abend der BBC, aber da erfuhren wir wenig darüber, was mit den Juden in Europa geschah. Wir hatten nicht die leiseste Ahnung, was ihnen bevorstand. Wir gaben Yves ein Stück Brot und ein Glas kalte Milch, dankten ihm, dass er uns gewarnt hatte, und schickten ihn wieder nach Hause.

Abends sassen wir um unseren grossen Esstisch aus poliertem Mahagoni und assen Kirschen, die ein Ladenbesitzer meiner Mutter für uns Kinder mitgegeben hatte, obwohl er dafür ins Gefängnis hätte wandern können. Vor dem offenen Fenster zischten die

Schwalben vorbei, während in der Wohnung Vaters unzählige antike Uhren tickten, bevor sie schliesslich acht Uhr schlugen.

Wenige Minuten später hämmerte es an die Tür, begleitet von stürmischem Klingeln. Kurz darauf kamen Hipp und seine Männer hereingestürmt. Jacquie war zu diesem Zeitpunkt sieben und lebte seit vier Jahren bei uns. Inzwischen war er an die abendlichen Besuche gewöhnt, die so viele unglückliche Kindheitserinnerungen zurückbrachten. Unser grösstes Problem war sein vorlautes Mundwerk. Es war meine Aufgabe, dafür zu sorgen, dass er in Gegenwart der SS-Männer kein Deutsch sprach und damit verriet, dass wir alles verstanden, was unsere unliebsamen Besucher untereinander sagten.

Ich legte ihm die Hände auf die Schultern und flüsterte ihm zu, dass er still sein solle. Jacquie gehorchte, aber mit einem Mund voller Kirschen blieb ihm auch nichts anderes übrig. Bevor ich ihn davon abhalten konnte, spuckte er die Kerne mit erstaunlicher Treffsicherheit auf die Deutschen. Nachdem ein Kirschkern direkt vor Hipp auf dem Boden gelandet war, schlug ich Jacquie fest auf die Hand.

«Non, Jacquie!», schimpfte ich. Ich wagte nicht, mir auszumalen, was passiert wäre, wenn der Kirschkern sein Ziel getroffen und einen dunkelroten Fleck auf Hipps makelloser Uniformjacke hinterlassen hätte. «So etwas macht man nicht. Auch im Krieg muss man immer höflich sein.»

Wir sassen schweigend da, während wir darauf warteten, dass uns Hipp wie üblich auf seiner Liste abhakte. Pavel war verständlicherweise vorsichtig im Umgang mit Deutschen und versteckte sich immer hinter der Standuhr, wenn sie kamen. Er schrumpfte sichtlich, als Hipps Blick auf ihn fiel.

Hipp stolzierte auf dem eleganten Esszimmerteppich auf und ab, während er jeden Einzelnen von uns fixierte. Seine schwarzen kniehohen Stiefel glänzten so sehr, dass ich mich darin hätte spie-

geln können. Er hatte ein arrogantes Grinsen aufgesetzt, das mir Angst machte.

«Wer von euch ist Stéphanie?», bellte er plötzlich.

Bevor einer von uns irgendetwas sagen konnte, erhob sich Stéphanie schwankend. Sie litt an einer chronischen Nierenentzündung und war ziemlich geschwächt.

«Das bin ich», sagte sie leise.

«Sie sind verhaftet», schnauzte Hipp, packte sie am Arm und führte sie zur Tür. Als er sie losliess, konnte man deutlich die Abdrücke seiner Wurstfinger erkennen. Die beiden bewaffneten Wachen mit ihren stahlgrau glänzenden Gewehren nahmen sie in die Mitte. Wir sahen uns an, aber keiner von uns wagte es, sich einzumischen. Stéphanie gab mit einem Nicken zu verstehen, dass sie bereit war, mitzugehen, und lächelte uns aufmunternd zu. Ihr letzter Blick galt unserer kleinen blonden Mutter, die kerzengerade in einer Ecke des Raums stand, die Finger so fest ineinander verhakt, dass ihre Knöchel weiss durch die Haut schimmerten.

Nachdem die SS-Männer abgezogen waren, herrschte absolute Stille. Keiner von uns hatte sich geregt, seit sie das Zimmer betreten hatten. Nachdem meine Mutter die ganze Zeit die Fassung bewahrt hatte, sackte sie jetzt in sich zusammen und liess sich auf einen Stuhl sinken.

«Sie kommt nie mehr zurück. Das weiss ich», klagte sie und schlug sich mit der Faust auf die Brust.

In unserem Kummer vereint, sassen wir da und dachten an Steph. Ich sah sie vor mir, wie sie lachend den Kopf in den Nacken warf und ihr langes Haar über ihren Rücken fiel, während wir im Garten unserer Nachbarn in Metz Äpfel pflückten. Ich dachte an die Nächte, in denen wir zusammen mit Cécile kichernd im Bett gelegen, uns gegenseitig abenteuerliche Geschichten erzählt und

über die Jungs getuschelt hatten, für die wir schwärmten. Ich versuchte, meine Mutter zu beruhigen, aber sie war untröstlich.

Es war, als wäre in ihr ein Licht erloschen.

Mein Vater sass aschfahl und verhärtet am Esstisch, die Lippen fest aufeinandergepresst, den Kopf in die Hände gestützt. Fast ein Jahr lang hatten wir kein Wort miteinander gewechselt, weil ich seine Erziehungsmethoden missbilligte. Ich war wild entschlossen, dafür zu sorgen, dass unser kleiner Cousin, der schon so viel durchgemacht hatte, von seinen Wutausbrüchen verschont blieb. Das hatte ich meinem Vater bei unserem letzten Gespräch deutlich gesagt. Inzwischen war unsere Beziehung auf dem Tiefpunkt angelangt. Doch in den furchtbaren Minuten nach Stéphanies Verhaftung hatte ich das starke Bedürfnis, zu ihm zu gehen und ihn zu trösten. Aber mein Stolz hielt mich zurück.

Eineinhalb Stunden später hörten wir unten auf der Strasse ein Auto vorfahren. Da nur die Deutschen Fahrzeuge besaßen, dachten wir zunächst, dass es ein SS-Fahrer wäre, der Stéphanie zurückbrachte. Dann hörten wir auf dem Bürgersteig Schritte und kurz darauf hämmerte jemand mit einem Gewehr an die Tür.

Es war Hipp.

«Ihre Tochter weigert sich, mit uns zusammenzuarbeiten. Sie ist unverschämt und aufsässig», schrie er meinen Vater an und packte ihn am Arm. «Ich verhafte Sie ebenfalls. Sie kommen mit.»

Wieder standen wir schweigend und nach aussen hin gelassen da, während mein Vater seinen Hut nahm und unsanft zur Tür befördert wurde. Da hielt ich es nicht länger aus. Ich rannte zu ihm und schlang ihm die Arme um den Hals.

«Papa, ich hab dich lieb», sagte ich und stellte mich auf die Zehenspitzen, um seinen Bart zu küssen. Zu meiner grossen Freude drückte er mich fest an sich. Er warf meiner Mutter einen liebevollen Blick zu und ging dann mit hoch erhobenen Kopf aus dem Zimmer.

Ich fürchtete mich vor der Reaktion meiner Mutter und wollte sie auch Rosy und H el ne ersparen.

«Kommt, Mädchen», sagte ich betont munter zu meinen jüngeren Schwestern, «machen wir uns fertig fürs Bett. Ihr wisst ja, wie böse Papa sein wird, wenn er nach Hause kommt und ihr immer noch nicht ausgezogen seid. Wir sollten Maman und Grossmutter jetzt allein lassen.» Unsere alte Grossmutter sass da wie ein Häufchen Elend.

Während der nächsten Stunden klopfte es immer wieder an unsere Wohnungstür. Es war nicht das ungeduldige Hämmern der Gestapo, sondern das zögernde Klopfen von Freunden und Nachbarn, die alle die Ausgangssperre missachteten, um nach uns zu sehen. Es hatte sich herumgesprochen, dass wir unerwünschten Besuch gehabt hatten und dass jemand verhaftet worden war. Als ich die Tür öffnete, fiel mir Jeanine Rieckert, meine Mitschülerin aus der Schwesternschule, in die Arme.

«O Marthe, ich bin ja so froh, dich zu sehen!», rief sie mit leuchtenden Augen. «Ich habe gehört, dass die Gestapo hier war, und hatte schreckliche Angst, dass sie dich mitgenommen hätten.» Die Erleichterung stand ihr ins Gesicht geschrieben.

«Mir geht's gut, Jeanine», sagte ich und bat sie, hereinzukommen. «Aber Stephanie haben sie mitgenommen und Papa. Ich wäre gern an ihrer Stelle mitgegangen.»

Diese netten Menschen trösteten uns und wünschten uns viel Kraft, bevor sie wieder nach Hause eilten, um nicht von den deutschen Patrouillen erwischt zu werden. Meine Mutter nahm ihr Mitgefühl mit ausdruckslosem Gesicht entgegen. Apathisch sass sie da und starrte auf die Tür. Sie war felsenfest davon überzeugt, dass die Deutschen jeden Moment zurückkommen und uns alle mitnehmen würden.

Als kurz vor Mitternacht unten vor unserem Haus ein Auto

vorfuhr, wurde mir ganz elend zumute. Dann hörten wir Schritte und Rosy und Hélène rannten im Nachthemd zu meiner Mutter. Jacquie klammerte sich ängstlich an seine geliebte Hélène. Aber es war nur unser Vater, der mit bleichem Gesicht hereinkam. Er sah aus, als kehrte er gerade von einer langen, kräftezehrenden Reise zurück.

«Wo ist Stéphanie?», fragte meine Mutter bestürzt.

«Sie wird noch verhört.» Zitternd setzte sich mein Vater auf einen Stuhl «Sie haben mich in denselben Raum wie sie gebracht und mich unter Drohungen aufgefordert, sie zum Reden zu bringen. Sie wollten alles über Degouts Hof wissen. Sie wollten, dass sie Monsieur Degout verriet, aber sie weigerte sich. Ich habe ihnen gesagt, dass sie nichts wüsste. Ich habe wirklich alles versucht, um die Situation zu entschärfen. Ich habe sogar angeboten, dass sie mich statt ihrer festhalten sollten, aber sie haben einen Brief von Stéphanie auf dem Bauernhof gefunden. Irgendjemand hatte seinen Bezugsschein für Tabak bei uns vergessen und sie hat ihn an Monsieur Degouts Adresse geschickt und den Brief mit ihrem Namen unterschrieben.»

Bezugsscheine für Tabak waren während des Kriegs eine beliebte Tauschware und der betreffende Flüchtling war sicher überglücklich, als er seinen zurückbekam. Aber in ihrer Gutmütigkeit hatte sich meine Schwester verraten und damit der SS ungewollt den Beweis geliefert, dass Monsieur Degout Flüchtlingen half. Warum hatte sie nur diesen Brief unterschrieben?

«Wird sie durchhalten, Papa?», fragte ich, weil ich mir um ihre Gesundheit Sorgen machte.

«Sie hat einen starken Willen», antwortete er mit brüchiger Stimme. «Sie weigert sich, Monsieur Degout zu verraten. Ich habe versucht, sie dazu zu bringen, die Wahrheit zu sagen, etwas entgegenkommender zu sein und die Deutschen glauben zu machen,

dass sie zu so etwas überhaupt nicht fähig wäre, aber sie hat nicht mitgespielt. Sie blieb stur. Sie hat ihnen gesagt, dass sie lieber sterben würde, als einen Unschuldigen zu verleumden.» Er hielt inne und liess den Kopf sinken.

«Aber, Marthe, sie ist so schrecklich müde», fuhr er kaum hörbar fort. «Sie haben sie gezwungen, während des ganzen Verhörs zu stehen. Einmal wollte sie sich am Schreibtisch abstützen, weil sie so erschöpft war, und da haben sie sie angebrüllt und ihr befohlen, sich gerade hinzustellen.»

Meine Augen füllten sich mit bitteren Tränen. Ich schwor mir, niemals zu vergessen, was Hipp und seine Männer Steph angetan hatten. Niemals.

Das Klima in Frankreich verschlechterte sich täglich. Elf Tage nach Stéphanies Verhaftung wurde allen Juden im besetzten Teil Frankreichs, die älter als sechs Jahre waren, befohlen, einen gelben Stern zu tragen. Rabbi Elie Bloch riet uns, ihn als Auszeichnung zu sehen. Wir könnten doch stolz auf unser Judentum sein. Aber seine aufmunternden Worte konnten nicht darüber hinwegtäuschen, dass es eine weitere Demütigung für uns war. Jeder von uns bekam einen grellgelben sechseckigen Stern aus Stoff, mit dem Wort JUIF oder JUIVE darauf. Er musste sorgfältig abgetrennt und mit der Hand auf jedes neue Kleidungsstück aufgenäht werden. Sicherheitsnadeln waren verboten. Wenige Tage nach Inkrafttreten dieser Verordnung wurde Rosy, damals gerade mal sechzehn, auf der Strasse von den Deutschen angehalten. Sie drohten ihr an, sie zu verhaften. Ihr «Verbrechen» bestand darin, dass sie sich mit Druckknöpfen beholfen hatte. Zum Glück kam sie mit einer Verwarnung davon.

Eigentlich sollte der Stern dazu dienen, dass wir öffentlich geächtet wurden, aber das Gegenteil war der Fall, denn wenn wir mit unseren gelben Abzeichen durchs Viertel liefen, überquerten

ganze Familien der katholischen Gemeinde extra die Strasse, um uns zu begrüssen; die Männer lüfteten sogar die Hüte, und alle äusserten sich missbilligend über die Diskriminierung, der wir ausgesetzt waren. Rabbi Bloch hatte recht: Der Stern war eine Auszeichnung, auf die wir stolz sein konnten.

Im Krankenhaus verbot mir der Verwaltungsleiter, den Stern an meiner Schwestertracht zu tragen, obwohl die jüdischen Patienten dazu gezwungen waren. «Bei uns gibt es so etwas nicht», sagte er mit vor Wut blitzenden Augen.

Aber der Stern war mein geringstes Problem; Stéphanie ging mir nicht aus dem Sinn. Als politische Gefangene wurde sie ins Gefängnis von Poitiers gebracht, wo auch Fred inhaftiert gewesen war, aber diesmal bekamen wir keine Besuchserlaubnis. Am 10. Juli 1942 wurde sie einundzwanzig und statt in unserem Wohnzimmer mit Dédé Walzer zu tanzen, sass sie krank und allein im Gefängnis. Wir warteten verzweifelt auf Neuigkeiten. Kurz darauf erzählten uns Frauen, die man entlassen hatte, dass unsere kluge Stéphanie trotz ihrer Jugend und ihrer angegriffenen Gesundheit ihre inoffizielle Anführerin geworden war.

«Sie war die Mutigste von uns allen», meinte eine Frau lächelnd. «Jeden Deutschen, der auch nur in ihre Nähe kam, liess sie ihre Verachtung spüren. Sie hat uns in Arbeitsgruppen eingeteilt und lässt Ihnen ausrichten, dass es ihr gut geht.»

Ich dachte an meine stille, sanftmütige Schwester und wunderte mich über die plötzliche Verwandlung. Zu Hause hatte sie nie etwas von einer Anführerin an sich gehabt, aber die Kriegsumstände hatten sie offenbar verändert. Ich fragte mich, wie ich mich wohl an ihrer Stelle verhalten würde.

Nach einem Monat wurde Stéphanie in ein Internierungslager für politische Gefangene und ausländische Juden am Stadtrand verlegt, wo auch Pavels Eltern interniert waren.

Von Stacheldraht und Wachtürmen umgeben, hausten die Gefangenen in Baracken und schliefen auf schmutzigen, verlausten Matratzen. Ihnen war nur ein Besucher pro Woche erlaubt. In der Regel besuchte meine Mutter sie; mein Vater war nur einmal dort gewesen; er ertrug es nicht, seine Tochter in dieser Umgebung zu sehen. Stéphanies körperliche Verfassung war beängstigend. Blass und abgemagert aufgrund der unmenschlichen Lagerbedingungen und geschwächt durch ihr Nierenleiden war sie inzwischen nur noch ein Schatten ihrer selbst. Trotzdem war sie frohen Mutes.

«Es gibt hier für mich so viel zu tun, Maman», erzählte sie. «Jeden Tag müssen neue Kämpfe ausgefochten werden. Es macht mir nichts aus, dass ich eine Weile nicht studieren kann. Nicht, solange ich hier gebraucht werde.» Wie schon im Gefängnis war sie auch hier zum Vorbild für viele Frauen geworden; sie machte den Jüngeren und Ängstlichen Mut und hielt die Lagermoral aufrecht. Mit ihrer medizinischen Erfahrung beriet sie die Insassen in Fragen der Ernährung und Hygiene. Ich war ungemein stolz auf meine Schwester.

Da das Lager unter französischer Leitung stand, war die Atmosphäre zunächst ziemlich entspannt. Aber dann übernahm die Gestapo das Kommando und die Zustände wurden untragbar. Maman, die Stephanie weiterhin regelmässig jeden Freitag besuchte, bekniete mich, zu Hipp zu gehen. «Marthe, du musst ihm klarmachen, dass Steph sofort ärztlich versorgt werden muss. Ihre Nierenprobleme werden immer schlimmer. Ich mache mir solche Sorgen um sie. Sie muss unbedingt in ein Krankenhaus.»

Ich hatte weniger Angst davor, mich mit Hipp anzulegen, als meine Mutter zu enttäuschen. Also ging ich am nächsten Tag zum Gestapo-Hauptquartier, das sich in der Innenstadt befand.

«Ich muss dringend Adjutant Hipp sprechen», erklärte ich dem Soldaten an der Tür. «Es ist von grösster Wichtigkeit.» Er liess mich eintreten, aber ich musste mein Anliegen noch x-mal vorbringen, bis ich zu Hipps Sekretär vorgelassen wurde.

«Adjutant Hipp ist sehr beschäftigt», bellte dieser. «Worum geht's?»

«Das kann ich Ihnen leider nicht sagen», erwiderte ich. «Es handelt sich um eine persönliche Angelegenheit von höchster Dringlichkeit.»

Meine List zeigte wenig Wirkung. Ohne viel Federlesens wurde ich mit meinem gelben Stern aus dem Vorzimmer, dem Gebäude und schliesslich auf die Strasse befördert. Schweren Herzens ging ich nach Hause, um meiner Mutter die schlechte Nachricht zu überbringen.

«Bitte, Marthe, versuch's noch mal», drängte sie mich und nahm meine Hände. «Ich bin sicher, dass er dir zuhört, wenn du es schaffst, zu ihm vorgelassen zu werden.»

Und so ging ich jeden Tag nach meiner Arbeit im Krankenhaus zum Gestapo-Hauptquartier, in der Hoffnung, mit Hipp sprechen zu können. Nach einer Woche wurde mir der Zugang zum Gebäude verwehrt. Erbost und entschlossen, meine Mutter nicht zu enttäuschen, bezog ich an einer Strassenecke Stellung und liess das Haus nicht aus den Augen.

«Also schön, mein Herr», murmelte ich vor mich hin, «irgendwann müssen Sie ja rauskommen.»

Schliesslich tauchte er tatsächlich auf. Ich rannte los und erreichte ihn, bevor er in seine schwarze Luxuslimousine steigen konnte. Als er seinen Namen hörte, wirbelte er herum und die drei Offiziere neben ihm ebenfalls.

«Adjutant Hipp», sagte ich atemlos und schenkte ihm ein Lächeln, das bei jedem anderen Wunder gewirkt hätte. «Ich muss

mit Ihnen reden. Es ist äusserst wichtig. Meine Schwester Stéphanie ist im Internierungslager und braucht dringend ärztliche Versorgung. Bitte helfen Sie uns!»

Hipp grinste seine Begleiter an und beugte sich dann zu mir vor, bis sein Gesicht nur wenige Zentimeter von meinem entfernt war.

«Mädchen», zischte er. «Wenn du mich noch einmal belästigst, lass ich dich verhaften und zu deiner Schwester ins Lager sperren. Jetzt geh mir aus den Augen.» Er war so nah, dass ich seinen schlechten Atem riechen konnte.

Ich hätte sofort mit Stéphanie getauscht, aber das war natürlich nicht möglich. Wenn ich auch noch eingesperrt würde, wäre nicht viel gewonnen. Und so drehte ich mich um und lief, so schnell ich konnte, davon. Erst als mehrere Strassen zwischen Hipp und mir lagen, blieb ich stehen, um wieder zu Atem zu kommen. Ich schwor mir, dass ich nach dem Krieg Hipp finden und für das, was er getan hatte, zur Rechenschaft ziehen würde.

Es musste eine andere Möglichkeit geben, Stéphanie zu helfen. Als Arnold schrieb, dass einer seiner Freunde, ein junger Franzose namens Roland, Wachmann in diesem Lager war, schöpfte ich Hoffnung. Fred und Arnold hatten ihm Geld angeboten, damit er Steph zur Flucht verhalf – genug, um sich in den Süden abzusetzen. Fred hatte sogar eine Arbeit für ihn gefunden. Roland war einverstanden gewesen, aber dann übernahm die Gestapo die Lagerleitung und er bekam eine andere Aufgabe zugewiesen. Damit war unsere Chance vertan.

Mithilfe meiner Mitschülerinnen aus der Schwesternschule fand ich einen Arzt, der Gefangene behandelte und erstaunlicherweise bereit war, uns zu helfen. «Ab und zu werden ein paar Lagerinsassen zu mir geschickt», erzählte mir Dr. Pacaud. «Wenn es Ihnen gelingt, Ihre Schwester auf die Liste setzen zu lassen, werde

ich sie untersuchen und zur Behandlung ins Krankenhaus aufnehmen.»

Ich sagte meiner Mutter, dass ich Stephanie diese Woche besuchen müsse, weil ich wichtige Informationen für sie hätte. Mit einem Korb mit Essen, das Maman zubereitet hatte, und frischer Unterwäsche, um die Stéphanie uns gebeten hatte, machte ich mich auf den Weg. Sobald die Besucher das hohe, mit Stacheldraht versehene Tor hinter sich gelassen hatten, durften sie sich frei unter den Insassen bewegen. Besucher und Gefangene saßen in Grüppchen zusammen, hielten sich an den Händen und tauschten Neuigkeiten aus.

Das Lager war eine ehemalige Kaserne, die aus langen Reihen niedriger Holzhütten bestand. Auf der einen Seite waren die Frauen untergebracht, auf der anderen die Männer. Gekocht wurde in riesigen Eisentöpfen, hauptsächlich Suppen und Gemüseintöpfe. Das besorgten die Frauen. Zum Essen saßen die Gefangenen auf Bänken; lange Bretter, die auf Böcken lagen, dienten als Tische. Die Waschgelegenheiten und Toiletten waren primitiv und reichten bei Weitem nicht aus.

Es war fast zwei Monate her, seit ich Stephanie zuletzt gesehen hatte, und ich war erschrocken über ihr Aussehen. Ihr langes dunkles Haar war strähmig und klebte ihr am Kopf. Sie hatte ganz käsige Haut und ihre Augen lagen tief in den Höhlen. Aber in ihrem Blick war ein Feuer, das ich nie zuvor gesehen hatte. In ihr war ein Widerstandsgeist erwacht, der ihr viel Kraft zu geben schien.

«Steph, hör mir gut zu», sagte ich. Ich sprach schnell und leise, falls uns jemand belauschen sollte. «Wir haben nicht viel Zeit. Ich bring dich hier raus. Es ist alles vorbereitet. Du musst die Lagerchwester bitten, dich auf die Liste derjenigen zu setzen, die ins Krankenhaus geschickt werden, und dann wird Dr. Pacaud dafür sorgen, dass du dort bleiben kannst. Dédé, Jacques und unsere

Mitschülerinnen warten schon auf dich. Sie waren einfach wunderbar. Sie haben alles für deine Flucht über die Grenze vorbereitet.»

Stéphanie ergriff meine Hand und drückte sie. «Danke, Marthe», sagte sie mit einem Lächeln. «Aber das möchte ich nicht.»

«Wieso denn nicht?», fragte ich beklommen.

«Ich kann hier nicht weg», erwiderte sie. «Ich habe eine wichtige Aufgabe übernommen.» Sie zeigte auf ihre Mitgefangenen und fügte leise hinzu: «Diese Menschen brauchen mich.»

«Aber ...», begann ich und packte sie am Arm.

«Kein Aber», sagte sie. «Ausserdem würde Hipp sofort unsere ganze Familie verhaften und euch alle ins Lager stecken, wenn ich fliehen würde. Was wäre also dadurch gewonnen?»

Ihre Worte machten mich nachdenklich. Sie hatte recht. Es war mir nicht in den Sinn gekommen, dass sich Hipp an uns rächen könnte. Er würde es uns zweifellos büssen lassen, dass wir ihn ausgetrickst hatten. Trotzdem versuchte ich, sie davon zu überzeugen, dass dies ihre einzige Chance war und dass wir so schnell wie möglich nachkommen würden, aber sie liess sich nicht umstimmen.

«Es funktioniert nicht, Marthe. Ausserdem wäre es nicht fair gegenüber den Leuten hier und auch nicht gegenüber euch. Vielleicht werden sie mich ja sowieso bald entlassen. Fred war nicht lange hier und ich habe ja wohl kaum was Schreckliches getan, oder? Bete für mich.»

Ein Pfiff ertönte und damit war mein kurzer Besuch zu Ende. Unter dem wachsamen Auge der Gestapo brachten uns die französischen Wachen zum Ausgang. Während ich Steph durch den Zaun zuwinkte, fragte ich mich, was ich als Nächstes tun sollte.

Auf dem Heimweg kam mir eine Idee. Plötzlich schien alles ganz einfach. Der Plan war so verrückt, dass ich mir nicht sicher war, ob ich noch bei klarem Verstand war. Aufgeregt erzählte ich Jacques davon. «Unsere ganze Familie muss fliehen», sagte ich, als wäre es das Einfachste der Welt. Er sah mich ungläubig an.

«Aber was wird aus uns?», fragte er und runzelte die Stirn. «Und aus deiner Ausbildung? Du bist doch erst im ersten Lehrjahr.»

Ich sah ihn verliebt an und er schwieg. Es schnürte mir die Kehle zu, wenn ich an unsere Trennung dachte. Er umfasste meine Schultern und sah mir in die Augen. «Marthe, du hast recht. All das kann warten. Wir werden uns sehen, wann immer es geht. In den Ferien bekomme ich sicher Passierscheine für Sportveranstaltungen im Süden und dann können wir uns treffen. Ich schreib dir jeden Tag und wenn der Krieg zu Ende ist, werden wir immer zusammen sein. Deine Schwesternausbildung kannst du sicher auch im Süden fortsetzen. Wenn du deinen Abschluss hast, wird dieser idiotische Krieg vorbei sein und wir können Seite an Seite arbeiten, wie wir es uns immer gewünscht haben.»

«Aber Jacques ...», begann ich. Jetzt war ich gar nicht mehr so zuversichtlich.

«Kein Aber», sagte er und nahm mich in den Arm. «Ihr müsst hier weg. Ich kann nicht mit ansehen, wie man dich hier behandelt. Und wenn du gehst, wird Stephanie auch gehen. Wenn du es geschickt anstellst, kann sie am selben Tag fliehen und später in der unbesetzten Zone zu euch stossen. Du weisst, dass es keine andere Lösung gibt.»

Mein nächstes Problem war, meinen genialen Plan in die Tat umzusetzen. Zusammen mit meiner Grossmutter und dem kleinen Jacque waren wir zu acht. Und dann war da noch Pavel, der seit über einem Jahr bei uns lebte und inzwischen zur Familie ge-

hörte. Seine Eltern hatten Rabbi Bloch geschrieben, dass er uns in ihrem Namen dafür danken sollte, dass wir ihren Sohn bei uns aufgenommen hatten. Seine Mutter schrieb: «Er fühlt sich wohl bei der Familie Hoffnung. Wir sind sehr froh darüber, dass er das Glück hatte, in so eine Familie zu kommen.» Ich musste mit Rabbi Bloch über den Jungen reden. Er war für Pavel verantwortlich und ich wusste, wenn ich ihn ohne zu fragen mitnahm, könnte das fatale Folgen für den Rabbi und seine Familie haben.

Als ich ihm von meiner Idee erzählte, schüttelte er bekümmert den Kopf. «Nein, Mademoiselle Hoffnung, das geht auf keinen Fall.» Er nahm seine Brille ab, wie um seine Aussage zu unterstreichen. «Sie können Pavel nicht mitnehmen. Wenn nur ein einziges Lagerkind verschwindet, sperren die Deutschen die restlichen sofort wieder ein. Unsere ganze bisherige Arbeit wäre umsonst gewesen. So schwer es Ihnen fällt, Sie müssen ihn den anderen Kindern zuliebe zurücklassen.»

Enttäuscht machte ich mich auf den Heimweg und fragte mich, wie ich dem arglosen polnischen Jungen, der unsere Herzen erobert hatte, die schlechte Nachricht beibringen sollte. Schlimmer noch, wie würde meine Mutter reagieren? Sie wusste ja noch nicht mal etwas von meinem Fluchtplan; was würde sie erst sagen, wenn sie erfuhr, dass wir nicht alle fliehen konnten?

Dank eines unerwarteten Glücksfalls war ein Problem bereits gelöst. Ohne Wissen meiner Familie hatte ich bei uns zu Hause gefälschte Dokumente versteckt, die auf unseren richtigen Namen ausgestellt waren, aber keinen diskriminierenden roten Stempel enthielten. Kurz darauf hatte ich Monsieur Charpentier, einen ehemaligen Kollegen aus dem Rathaus, zufällig in der Rue Gambetta getroffen. Er war ein sanftmütiger Mann mittleren Al-

ters, der in der Requirierungsabteilung arbeitete und für die notwendigen Formalitäten verantwortlich war.

«Mademoiselle Hoffnung, ich muss mit Ihnen reden», sprach er mich an.

Er fiel in meinen Schritt ein und wir gingen nebeneinander her, bis wir in eine ruhigere Gegend kamen. Dabei schaute er sich mehrmals ängstlich um. Ich musterte ihn verstohlen. Er sah dünner und älter aus, als ich ihn in Erinnerung hatte. Sein Anzug war an manchen Stellen ganz fadenscheinig und seine Schuhe hatten auch schon bessere Tage gesehen. Wir hatten uns auf der Arbeit immer gut verstanden. Ich hatte mich öfters mit ihm unterhalten. Im Gegensatz zu manch anderen war er immer sehr entgegenkommend gewesen. Er war etwas schüchtern, aber äusserst charmant. Ich wusste, dass er verheiratet war und einen kleinen Sohn hatte. Nachdem alle jüdischen Angestellten entlassen worden waren, hatte er aus seiner Entrüstung keinen Hehl gemacht. Als die deutschen Feldgendarmen in unser Büro gestürmt kamen, war er empört aufgesprungen und hatte Monsieur Grelet unterstützt, als dieser sagte, er könne mich nicht entbehren.

«Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen», sagte er jetzt zu mir, nahm meinen Arm und führte mich ein Stück weg von den anderen Passanten. «Ich habe die Abteilung gewechselt und befinde mich jetzt in einer Position, wo ich Ihnen und Ihrer Familie helfen könnte, sofern Sie das möchten.»

Ich blieb abrupt stehen und starrte ihn an, versuchte zu begreifen, worauf er hinauswollte. «Wie denn?»

«Ich kann Ihnen falsche Papiere besorgen, wenn Sie in den Süden gehen wollen», sagte er, nahm den Hut ab und sah mich mit seinen grauen Augen fragend an.

«Wissen Sie, was Sie da sagen, Monsieur?», flüsterte ich und umklammerte seinen Arm. «Haben Sie eine Ahnung, was die mit

Ihnen machen, wenn sie Sie erwischen?» Ich dachte an das kleine Schwarzweissfoto von seiner Frau und seinem Sohn, das auf seinem Schreibtisch stand.

«Ich bin bereit, dieses Risiko einzugehen», sagte er ruhig und senkte den Kopf, den Hut in der Hand.

Ich stand einen Moment stumm da, starrte auf sein dunkles Haar und überlegte, was ich sagen sollte. Der Gedanke an Stéphanie und ihre kranke Niere zwang mich zum Handeln. «Wir sind zu acht, Monsieur Charpentier», sagte ich schnell und kramte in meiner Handtasche nach einem Stift und einem Stück Papier.

«Ich gebe Ihnen die Namen.»

Er blickte auf und lächelte, offensichtlich erleichtert, dass ich mich entschlossen hatte, sein Angebot anzunehmen. «Acht? Ich hatte keine Ahnung, dass Sie so viele sind. Aber das geht in Ordnung.»

Ich schrieb die Namen auf und las sie gleichzeitig laut vor. Ich begann mit meinen Eltern und meiner Grossmutter. «Regine, Fischel, Zipporah, Stéphanie, Hélène, Rosy, Jacquie und ich.» Ich überlegte kurz, ob ich ihn auch um die nötigen Papiere für Pavel bitten sollte, falls ich irgendwann später seine Flucht organisieren könnte. Aber da ich Rabbi Blochs Worte noch im Ohr hatte, entschied ich mich dagegen.

Ich gab ihm den Zettel und fügte hinzu: «Wir werden Sie selbstverständlich für Ihre Bemühungen entschädigen. Sie retten uns das Leben. Wir sind Ihnen unendlich dankbar. Sie müssen uns wissen lassen, wie viel Sie bekommen.»

Monsieur Charpentier starrte mich mit leicht geöffnetem Mund an. Als ich schwieg, liess er den Kopf sinken. Dann griff er in seine Tasche, zog ein Taschentuch hervor und wischte sich über die Augen.

«Es tut mir so leid», stammelte ich und drückte sanft seinen Arm. «Habe ich etwas Falsches gesagt? Ich wollte Sie nicht beleidigen. Bitte, Monsieur, weinen Sie nicht.»

Er brauchte ein paar Minuten, um sich wieder zu fangen. «Mademoiselle Hoffnung, ich will Ihr Geld nicht», sagte er mit bebender Stimme. «Das ist nicht der Grund für mein Angebot. Ich hatte es noch nie auf Ihr Geld abgesehen.»

Beschämt presste ich die Hände auf die Brust.

«Aber ...», begann ich, doch mir versagte die Stimme.

«Ich tue das, weil es das Einzige ist, was ich tun kann», sagte er. «Irgendetwas muss getan werden, um Menschen wie Sie zu retten. Wenn ich nur einer Familie die Flucht vor den Deutschen ermöglichen kann, dann tue ich es. Ich kann nicht einfach untätig zusehen. Ich könnte mir selbst nicht mehr in die Augen schauen, wenn ich es nicht wenigstens versuchen würde.»

Ich sah ihn nur noch verschwommen und senkte den Kopf. «Ich ... ich weiss nicht, was ich sagen soll», murmelte ich. «Es tut mir leid, wenn ich Sie gekränkt habe. Ich bin Ihnen sehr dankbar.»

Meine Worte kamen mir völlig unzulänglich vor.

## Grenzüberquerung

Am Abend vor unserer Flucht, lange nach Beginn der Sperrstunde und dem allabendlichen Besuch der Gestapo, hämmerte es gegen die Tür. Wir fuhren erschrocken hoch. Ich bat die anderen, ruhig zu bleiben, und ging öffnen. Auf der Schwelle stand meine Mitschülerin Odile de Morin.

«Marthe, ihr müsst mitkommen, und zwar schnell», sagte sie und blickte sich nervös um. «Heute Nacht soll es eine Razzia geben. Ihr müsst alle bei uns übernachten.»

«Aber, Odile, das ist doch verrückt!» rief ich. «Ist dir klar, welches Risiko du eingehst? Ich lasse nicht zu, dass du dein Leben für uns aufs Spiel setzt.»

Odile schlug die Hände vors Gesicht und brach in Tränen aus. «Ich bitte dich, Marthe! Ihr müsst mitkommen! Und morgen früh müsst ihr so schnell wie möglich die Stadt verlassen. Sonst werdet ihr alle abgeholt.»

Ich war tief gerührt von Odiles Selbstlosigkeit. Wie Monsieur Charpentier war auch sie fest entschlossen, uns nicht im Stich zu lassen. Mit Odiles Unterstützung gelang es mir, meine widerstrebende Familie dazu zu bewegen, unsere verbliebenen Sachen zusammenzupacken und sofort aufzubrechen. In der Woche zuvor hatten wir bereits unser Haus ausgeräumt. Jacques, Dédé sowie Freunde und Nachbarn waren mit ihren Rädern vorbeigekommen, um kleine Pakete mit unserer wertvollsten Habe abzuholen. Sie hatten versprochen, sie bis nach Kriegsende für uns aufzubewahren.

Jetzt standen wir mit unserem wenigen Gepäck im leeren Hausflur, um Poitiers für immer zu verlassen.

«Au revoir, Pavel», sagte ich zu dem pummeligen polnischen Jungen. Er versuchte, tapfer zu sein, aber seine Unterlippe zitterte und seine blauen Augen füllten sich mit Tränen. Ich musste mich auf die Zehenspitzen stellen, um ihn zu umarmen.

«Ich wünschte, es gäbe irgendeine Möglichkeit, dich mitzunehmen», sagte ich nun schon zum hundertsten Mal zu ihm und strich ihm durchs weissblonde Haar. «Aber Rabbi Bloch hat recht. So kannst du wenigstens in der Nähe deiner Eltern und Freunde bleiben. Wir sehen uns alle bald wieder, bestimmt.»

Sobald wir aufgebrochen waren, würde der Rabbi Pavel abholen. Er hatte eine Familie gefunden, die ihn aufnehmen wollte, sodass er weiter die Schule besuchen konnte. Meine Schwestern und meine Eltern hatten sich bereits von Pavel verabschiedet, nur Jackie konnte sich nicht von ihm losreissen. Er war für ihn wie ein älterer Bruder.

«Au revoir», sagte er schliesslich und streckte die Hand aus, wie es zuvor mein Vater getan hatte – eine sehr erwachsene Geste für einen kleinen Jungen. «Bonne chance», fügte er lächelnd hinzu. Dann schüttelten sich die beiden Jungen die Hände. Ich wandte mich ab, um meine Tränen zu verbergen.

Als wir auf die Strasse traten, war es bereits dunkel. Die Villa von Odiles Familie lag nur einige hundert Meter entfernt. Wir eilten die Bürgersteige entlang. Jedes Mal, wenn sich ein Auto näherte, pressten wir uns an die Häuserwände. Wachsam führte ich meine Familie durch die verlassen Strassen Poitiers. In das Futter meiner Kleidung waren ein paar Tausend Francs eingenäht – unser kostbarster Besitz.

Nachts bei Odile tat ich kaum ein Auge zu. Ich lag hellwach im Bett und lauschte angstvoll auf jedes Geräusch. Ich glaubte, ganz in der Nähe Autohupen und Piffe zu hören.

Oder bildete ich mir das nur ein? Ich hoffte inständig, dass Pavel bei Rabbi Bloch in Sicherheit war. Als ich irgendwann einschlief, träumte ich, dass wir alle in das Lager eingesperrt würden, in dem Stephanie interniert war. Auf der anderen Seite des Stacheldrahtzauns stand Hipp und verhöhnte uns, weil wir so dumm gewesen waren, zu fliehen, obwohl er uns doch die ganze Zeit hatte überwachen lassen.

Unsere Familie war denkbar schlecht gerüstet für das Wagnis einer Flucht. Hélène konnte mit ihrem schlimmen Knie weder Rad fahren noch längere Strecken laufen. Jacquie, der in seinem kurzen Leben schon so viel Schockierendes erlebt hatte, war völlig verstört. Meine Mutter war ein Nervenbündel und mein Vater ein Schatten seiner selbst. Seit er zwei Monate zuvor Stéphanies Festnahme hatte hilflos mitansehen müssen, wirkte er seltsam apathisch. Doch um meine achtzigjährige Grossmutter – eine magere, zerbrechliche Frau, die erst vor Kurzem wegen eines eingeklemmten Bruchs operiert worden war – machte ich mir die grössten Sorgen. Sie konnte kaum laufen, so schwach war sie.

Als ich sie am Tag zuvor in unseren Fluchtplan eingeweiht hatte, hatte sie gesagt:

«Lasst mich zurück, Marthe. Ich bin zu alt. Ich würde euch nur im Weg sein.»

«Nein, wir werden dich auf keinen Fall alleinlassen, Grossmutter», hatte ich protestiert. «Wenn du nicht mitkommst, bleiben wir eben alle hier.»

Ich dachte an die unbeschwerten Stunden, die Cécile und ich mit Grosspapa in ihrer schönen Wohnung in Metz verbracht hatten, umgeben von seinen wunderbaren Büchern. Ich würde es mir nie verzeihen, wenn wir Grossmutter zurückliessen.

Kurz nach Sonnenaufgang brachen mein Vater, Hélène, Rosy, Jacquie und ich in Richtung Süden auf. Mutter und Grossmutter

sollten später zu uns stossen. Wir hielten es für sicherer, uns getrennt auf den Weg zu machen. Wir hatten uns wie französische Bauern gekleidet: Wir Mädchen trugen Kopftücher, lange Röcke und flache Schuhe, mein Vater und Jacquie ihre schäbigsten Jacken und Hosen.

Unser vereinbarter Treffpunkt war Saint-Secondin, ein Dorf dreissig Kilometer südöstlich von Poitiers, direkt an der Grenze zur Freien Zone. Hélène und mein Vater würden einen Teil der Strecke mit dem Bus zurücklegen und das letzte Stück laufen. Rosy und ich wollten mit dem Rad nach Saint-Secondin fahren. Wir würden Jacquie abwechselnd auf der Lenkstange mitnehmen. Mutter und Grossmutter sollten den letzten Bus von Poitiers aus nehmen. Wir hatten verabredet, dass Vater mit Hélène, Rosy und Jacquie als Erster die Ligne de démarcation überqueren würde, während ich später mit Mutter und Grossmutter nachfolgen sollte – zweifellos die heikelste Etappe der Flucht.

Kurz vor Saint-Secondin holten wir Vater und Hélène ein, die langsam die Strasse entlanggingen; wegen ihres Knies hinkte meine Schwester stark. Es war ein strahlender Augusttag. Unter anderen Umständen hätten wir es genossen, aufs sonnendurchflutete Land hinauszufahren. «Wir sehen uns in der Kirche», rief ich meinem Vater betont fröhlich zu und trat erneut in die Pedale. Unterwegs hielten wir Ausschau nach deutschen Patrouillen, aber auch nach französischen Zivilisten, die uns an die Gestapo hätten verraten können, um eine stattliche Belohnung einzustecken.

Wenige Minuten später trafen wir in Saint-Secondin ein. Wir versteckten unsere Räder und gingen zur Kirche. Bald darauf stiessen Papa und Hélène zu uns. Ich liess die anderen in der Vorhalle zurück und machte mich auf die Suche nach Christian de Chaunac, dem katholischen Gemeindepfarrer. Ich fand ihn im

Pfarrhaus. Er war ein junger, gut aussehender Mann mit dunklen Haaren und braunen Augen – eine imposante Erscheinung.

«Hochwürden, ich brauche Ihre Hilfe», sagte ich ohne Umschweife. Er war der Cousin von Elisabeth Sechet, einer Freundin aus der Schwesternschule, und stammte aus einer alten Adelsfamilie. Sie hatte mir gesagt, dass ich mich auf sie berufen solle. Dann würde alles gut gehen.

Der grosse Priester sah auf mich herunter. «Elisabeth hat mich informiert», sagte er. «Ich habe Sie erwartet. Ich werde Ihnen helfen, weil ich es für meine Pflicht halte. Aber eines sollten Sie von Anfang an wissen: Ich traue keinem Juden.»

«Wie können Sie nur so etwas sagen?», empörte ich mich. «Falls wir gefasst werden, würden wir uns eher umbringen lassen, als den Deutschen zu sagen, dass Sie uns geholfen haben!»

«Kennen Sie nicht die Geschichte von Judas Iskariot?», fragte er mit spöttischer Miene. «Ich traue Juden deshalb nicht, weil sie die geborenen Verräter sind. Wenn einer von Ihnen verhaftet wird, schwärzt er mich bei den Deutschen an. Da bin ich mir sicher.»

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Wie konnte dieser katholische Priester immer noch diesem jahrhundertealten antisemitischen Vorurteil anhängen? Vorjahren hatte ich im Katechismus einer Schulfreundin voller Bestürzung gelesen, dass man allein wegen Judas' Verrat alle Juden für die Kreuzigung Jesu verantwortlich machte.

Ich konnte diese unverfrorene Behauptung nicht unwidersprechen lassen, auch wenn der Pfarrer unsere einzige Hoffnung war, nachdem wir aus Poitiers geflohen waren und unsere Judensterne weggeworfen hatten.

«Was haben wir mit Judas zu tun? Das ist tausend Jahre her! Ausserdem würde ich gern wissen, wie Sie Ihre Verachtung für uns Juden mit den Lehren Christi vereinbaren. Und mit der Tatsa-

che, dass Sie Jesus als Gottes Sohn ansehen. Wissen Sie denn nicht, dass Jesus ein Jude war?»

Der Priester zuckte mit den Schultern.

«Ich habe gesagt, dass ich Ihnen helfen werde», sagte er kühl. «Das gebietet mir mein christlicher Glaube.»

Ich hätte nichts lieber getan, als ihm entgegenzuschleudern, dass wir auf seine Hilfe verzichten und schon irgendwie allein zurechtkommen würden. Aber das konnte ich nicht. Ich kannte mich in Saint-Secondin nicht aus. Ich hatte keine Ahnung, wo die deutschen Grenzposten patrouillierten, und ich wollte niemanden danach fragen, aus Angst, denunziert zu werden.

Einen Moment lang herrschte eisiges Schweigen. Dann erklärte er sich bereit, die Umgebung nach Patrouillen abzusuchen. Ich ging zu den anderen in die Kirche, wo wir auf seine Rückkehr warteten. Nach zehn Minuten betrat er mit staubigen Schuhen und verschwitztem Gesicht die Vorhalle.

«Ich habe keine Patrouille gesehen», sagte er zu meinem Vater. «Gehen Sie los, schnell!»

Wir hatten kaum Zeit, uns voneinander zu verabschieden. Ich umarmte Papa, Hélène, Rosy und Jacquie. «Wir sehen uns auf der anderen Seite», sagte ich mit bebender Stimme. Dann schob ich sie durch das hohe, gewölbte Kirchenportal. Der Priester hatte ihnen geraten, den Weg durch die Felder zu nehmen. Rosy drehte sich noch einmal um und blickte mich mit weit aufgerissenen Augen an. Mit ihren feinen, engelhaften Zügen wirkte sie plötzlich viel jünger als siebzehn.

Es war ungefähr zehn Uhr morgens und ich hatte einen langen Tag vor mir. Die Kirche war der sicherste Ort, um auf Maman und Grossmutter zu warten. Also setzte ich mich in eine Bank und blickte hinauf zu einem der hohen Buntglasfenster, durch das die Sonnenstrahlen fielen und den Steinboden mit schillernden Lichtreflexen überzogen. In meinen dünnen Sommersachen fröstelnd,

begann ich zu beten, inbrünstig wie früher als kleines Mädchen. «Herr, ich weiss, dass ich nicht immer richtig gehandelt habe, aber ich bitte dich inständig, meine Familie zu beschützen.»

Ich dachte an mein letztes Zusammensein mit Jacques. Er hatte mich umarmt und geküsst. «Ich liebe dich so sehr», hatte er gesagt und sein Gesicht in meinem Haar vergraben. «Ich möchte nicht, dass du weggehst, aber ich weiss, dass es sein muss. Bitte, Lieb-ling, sei vorsichtig. Ich will dich nicht verlieren, hörst du? Das würde ich nicht ertragen. Wir haben doch noch unser ganzes Le-ben vor uns.»

«Ja, Jacques», hatte ich geantwortet und nur mühsam die Trä-  
nen zurückgehalten.

Ich durchlebte auch noch einmal in Gedanken meinen letzten Besuch bei Stéphanie, als ich ihr von meinem Fluchtplan erzählt hatte.

«Ich bin dir wirklich dankbar, Marthe. Aber ich hab dir doch schon erklärt, dass ich die anderen nicht alleinlassen kann. Sie brauchen mich», war ihre Antwort gewesen.

«Natürlich kannst du sie alleinlassen», erwiderte ich. «Ich habe alles organisiert. Diesmal gehen wir alle zusammen.»

«Ich kann meine Freunde nicht im Stich lassen», beharrte sie, während sie starr an mir vorbeiblickte.

Ich fasste sie am Arm. «Stéphanie, wir brauchen dich auch! Seit du weg bist, ist Maman nicht mehr dieselbe. Es bricht ihr das Herz, wenn du nicht mitkommst. Nimm doch Vernunft an, Steph!»

Diesmal schien ich zu ihr durchzudringen. Sie wusste, dass ich recht hatte. Es war ihr nicht in den Sinn gekommen, dass die Be-dürfnisse unserer Mutter wichtiger sein könnten als die ihrer Mit-gefangenen.

Sie verzog das Gesicht und lehnte sich ein wenig zur Seite. Offenbar hatte sie Nierenschmerzen.

«Und denk mal an Dédé», sagte ich sanft. «Auch er macht sich Sorgen. Er wartet auf dich, Steph. Du musst diese Chance nutzen. Das ist vielleicht die letzte Gelegenheit zur Flucht.»

Viel zu früh ertönte der schrille Pfiff, der das Ende der Besuchszeit ankündigte. Ich drückte Stéphanie an mich und wünschte ihr viel Glück. Durch ihre Kleidung hindurch konnte ich ihren knöchigen Körper fühlen.

«Wir sehen uns in ein paar Tagen», flüsterte ich ihr ins Ohr. Ich spürte ihren warmen Atem an meinem Hals.

Als ich mich noch einmal umwandte, sah ich, wie sie sich über den Korb mit Lebensmitteln, Kleidung und Büchern beugte, den ich ihr mitgebracht hatte.

Das Knarren der schweren Kirchentür riss mich aus meinen Gedanken. Eine Frau huschte herein. Obwohl sie sich ihr Kopftuch tief ins Gesicht gezogen hatte, erkannte ich sie sofort. Es war eine ehemalige Kundin des Elby, die inzwischen in Saint-Secondin wohnte.

Sie ergriff meine Hände. «Mademoiselle Hoffnung! Der Pfarrer hat mir gesagt, dass Sie hier sind. Ich habe leider schlimme Nachrichten. Wir haben es eben erst erfahren. Die Deutschen haben gerade eine Familie verhaftet, die die Grenze überqueren wollte. Es waren auch Kinder dabei.»

Worte können nicht beschreiben, welche Gefühle mich in diesem Moment überwältigten. Ich glaubte, in einen bodenlosen Abgrund zu stürzen. Das war's dann also. Ich hatte meine Liebsten in den sicheren Tod geschickt. Ich hatte sie umarmt und ihnen zum Abschied gewinkt, und jetzt sass ich hier in dieser stillen Kirche, während man Bajonette auf sie richtete und ihnen Gestapo-Verhöre drohten. Mein Vater, Hélène, die kleine Rosy, Jacquie ... Ich würde sie nie wiedersehen.

Ich war wie betäubt. Ich schloss die Augen. Nie zuvor in mei-

nem Leben hatte ich so inbrünstig gebetet wie in dieser Kirche. Ich feilschte mit Gott, ich bot ihm mein Leben im Tausch gegen das meiner Lieben an.

«Lieber Gott, bitte hilf mir. Mach mit mir, was du willst, aber hilf ihnen», flehte ich, während die Tränen auf meine gefalteten Hände tropften. «Herr, lass nicht sie diejenigen sein, die verhaftet wurden.»

Die Frau, die mir die Hiobsbotschaft überbracht hatte, versuchte verzweifelt mich zu trösten. Sie sagte, dass sie die Festgenommenen nicht gesehen habe, dass es sich auch um eine andere Familie handeln könne. Aber das beruhigte mich kein bisschen. Es konnte doch unmöglich genau zur selben Zeit noch eine andere Flüchtlingsgruppe an der Demarkationslinie gewesen sein. Zu allem Unglück waren Mutter und Grossmutter hierher unterwegs, um mit mir die Grenze zu überqueren. Sie hatten keine Ahnung, was den anderen zugestossen war. Und Stéphanie wollte in der Nacht oder am frühen Morgen nachkommen. Keine von ihnen würde in die Freie Zone fliehen, wenn sie erführe, dass Vater und die Kinder den Deutschen in die Hände gefallen waren. Sie würden lieber mit ihnen im Gefängnis sitzen, als ohne sie in Freiheit zu leben.

Verzweifelt versuchte ich, einen Ausweg zu finden. Als der Pfarrer hereinkam und mein Gesicht sah, bekam er offenbar Mitleid mit mir. Er versprach, zu den Deutschen zu gehen, um herauszufinden, welche Familie man an der Grenze verhaftet hatte. «Ich gehe sofort los», sagte er. «Fassen Sie sich.» Aber nach einer halben Stunde kehrte er unverrichteter Dinge wieder zurück. Die Flüchtlinge wurden in einer Scheune festgehalten, wo man auf die Ankunft der Gestapo wartete. Die abweisenden deutschen Soldaten, die sie bewachten, hatten ihn nicht zu den Gefangenen vorgelassen.

«Verlieren Sie nicht den Mut», versuchte der Priester mich aufzumuntern. «Ihr Schicksal liegt in Gottes Hand.»

Da ich am ganzen Körper zitterte, bestand er darauf, mich ins Pfarrhaus zu bringen. Dort überliess er mich der Obhut seiner alten Haushälterin, die mir einen Teller mit Essen hinstellte. Doch ich sass wie gelähmt am Küchentisch. «Danke, aber ich faste», sagte ich und schob ihn beiseite. Ich hatte seit dem Vorabend keinen Bissen Brot und keinen Tropfen Wasser zu mir genommen, so wie es bei schweren Schicksalsprüfungen Brauch war.

Als ich das nervenzehrende Warten nicht mehr länger ertrug, bat ich die Haushälterin, mir irgendeine Arbeit zu geben. «Ich muss mich beschäftigen.» Und so verbrachte ich die folgenden Stunden damit, die Soutanen des Priesters zu säumen. Ich nähte und grübelte, während die Zeit quälend langsam verstrich.

In regelmässigen Abständen schaute der Priester herein und jedes Mal fuhr ich so zusammen, dass ich mir in den Finger stach. Aber er hatte keine neuen Nachrichten für mich, nicht die kleinste beruhigende Information.

«Was soll ich Ihrer Meinung nach tun?», fragte ich ihn schliesslich, während ich an meinem blutenden Finger saugte.

«Retten Sie die Menschen, die Sie noch retten können», riet er mir. «Nutzen Sie die Chance, um wenigstens sich und Ihre verbliebenen Angehörigen in Sicherheit zu bringen.»

Um sechs Uhr hatte ich eine Entscheidung getroffen. Ich würde an unserem Plan festhalten. Ich würde mich frisch machen und Maman und Grossmutter, wie verabredet, um halb sieben an der Bushaltestelle abholen. Und ich würde ihnen nichts erzählen.

«Bitte erwähnen Sie nichts von der Familie, die heute Morgen festgenommen wurde», sagte ich zu Pfarrer de Chaunac. «Meine Mutter darf es nicht erfahren.»

«Ich verstehe, Mademoiselle», erwiderte er und drückte sanft meinen Arm. Diese mitfühlende Geste, die in einem so krassen Gegensatz zu seiner anfänglichen Herzlosigkeit stand, brachte mich vollends aus der Fassung.

Um Viertel nach sechs ging ich zur Kirche. Meine Füße fühlten sich bleischwer an. Als ich das Portal erreichte, sah ich den Bus kommen. Meine gebrechliche Grossmutter stieg zuerst aus. Sie konnte sich kaum auf den Beinen halten. Hinter ihr folgte meine Mutter, die sie stützte. Sie wirkte kleiner und fragiler, als ich sie in Erinnerung hatte. Ich holte tief Luft und ging ihnen mit einem steifen Lächeln entgegen. Dann führte ich sie schnell in die Kirche, wo uns der Pfarrer erwartete.

Kurz darauf machte dieser sich erneut auf den Weg, um nach Patrouillen Ausschau zu halten. Ich setzte mich mit Maman und Grossmutter in eine Kirchenbank. Dann schloss ich die Augen und betete zum letzten Mal: «Bitte, Herr, lass mich jetzt nicht im Stich.»

Das Knarren der Tür kündigte die Rückkehr des Priesters an. «Ich habe niemanden gesehen», sagte er und sah mir fest in die Augen. «Gehen Sie los. Gott stehe Ihnen bei.»

Etwa dreihundert Meter hinter dem Ortsschild zweigte eine kleine Strasse ab, die ins unbesetzte Frankreich führte. Ich holte mein Fahrrad aus seinem Versteck und half meiner Grossmutter beim Aufsteigen. Dann ergriff ich das Lenkrad mit beiden Händen und schob das Rad langsam an. Meine Mutter ging neben uns, den Arm um die Taille meiner Grossmutter gelegt. Wir hatten nichts weiter bei uns als die Kleider, die wir am Leib trugen. Der verzweifelte Wunsch, es zu schaffen, trieb uns an.

Es dämmerte, während wir uns langsam der Grenze näherten. Es wäre viel weniger gefährlich gewesen, querfeldein zu gehen, in sicherer Entfernung von bewohntem Gebiet, aber das war mit

dem Fahrrad unmöglich. Stattdessen mussten wir ein Stück durch das Dorf laufen, wo uns jedermann sehen konnte und sofort erraten würde, dass wir zur Demarkationslinie wollten. So riskant es auch war, uns blieb keine andere Wahl. Ich konnte nur hoffen, dass uns niemand sah und es den Deutschen meldete.

Dann bogen wir nach links in Richtung der Grenze ab. Meine Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Der Gedanke an meinen Vater, meine Schwestern und Jacquie, die vielleicht ganz in der Nähe in einer Scheune eingesperrt waren und Schreckliches durchmachen mussten, brachte mich fast um den Verstand. Meine Knie und Hände zitterten, während ich mir die grauenvollen Folgen meines Handelns ausmalte. Ich hatte schreckliche Angst.

Nachdem wir ein Stück gegangen waren, tauchte linker Hand eine Reihe von ärmlichen Gehöften auf. Hier lebten französische Bauernfamilien, die von ihren mageren Erträgen ein kümmerliches Dasein fristeten. Da sich viele einheimische junge Männer in deutscher Kriegsgefangenschaft befanden oder in den Süden geflohen waren, blieb den Zurückgebliebenen nichts anderes übrig, als ihre Weizenfelder allein zu bewirtschaften. Zu allem Überfluss mussten sie den Grossteil ihrer Ernte an die Deutschen abtreten. Wie wir Juden auch, denen man die Existenzgrundlage entzogen hatte, lebten sie von dem wenigen, das sie vor den Besatzern verstecken konnten.

Die Deutschen, die schnell erkannt hatten, wie wichtig die Grenzbewohner für sie waren, boten den Bauern hohe Geldsummen, damit sie jeden auslieferten, der aus dem besetzten Frankreich fliehen wollte. Doch – ganz wie Monsieur Degout – hielten viele dieses Ansinnen für schändlich. Überall in Poitiers hingen Plakate, die den Denunzianten mehrere Tausend Francs verspra-

chen. Diese üppigen Geldprämien – die fast dem Jahreseinkommen eines einfachen Bauern entsprachen – konnte sich die Gestapo nur leisten, weil sie die Franzosen ausplünderte.

Langsam näherten wir uns den Höfen. Hundegebell liess uns zusammenfahren, dann schreckte uns das Klappern eines Fensterladens auf. Hinter jedem Fenster schienen argwöhnische Augen zu lauern. Auf jeder Mauer zeichneten sich bedrohliche Schatten ab. Das Vorderrad meines Fahrrads quietschte viel zu laut.

Bauern mit wettergegerbten Gesichtern und zerschlossenen Kleidern sassen vor ihren Häusern, rauchten Tonpfeifen und unterhielten sich leise. Ihre Frauen standen im Garten oder am Zaun und schwatzten miteinander. Pferde und Kühe grasten auf der Weide und verscheuchten die lästigen Fliegen mit ihren Schwänzen. Zu einer anderen Zeit hätte diese ländliche Szenerie geradezu idyllisch auf mich gewirkt.

«Lieber Gott, steh uns bei», betete ich leise, während wir weitergingen.

Ich blickte starr geradeaus, mied jeden Augenkontakt. Was mochten sie wohl über die drei fremden Frauen denken, die kurz vor Einbruch der Dunkelheit in einer so abgeschiedenen Gegend zu Fuss unterwegs waren – darunter auch noch eine gebrechliche Greisin? Nur wer vor den Deutschen flieht, nimmt eine so beschwerliche und gefährliche Reise auf sich.

Ich atmete tief durch und sah den Bauern ins Gesicht. Vielleicht ist direkter Augenkontakt doch nützlich, sagte ich mir. Vielleicht kann ich ihr Mitleid erregen. Ich legte meine ganze Verzweiflung in meinen Blick. Bitte helft mir, diese beiden alten Frauen, die keiner Menschenseele etwas zuleide getan haben, in Sicherheit zu bringen, flehte ich wortlos.

Als wir an ihnen vorbeigingen, nahmen die Männer ihre Pfei-

fen aus dem Mund und die Frauen verstummten. Alle drehten die Köpfe und beobachteten uns schweigend. Nur das Quietschen unseres Fahrrads war zu hören.

Dann erhob sich ein alter Mann mit dunklem Hemd und abgewetzter Arbeitshose von seinem wackeligen Holzstuhl und starrte uns unverwandt an. Ich umklammerte mit schweissnassen Händen das Lenkrad und erwiderte seinen Blick. Ohne ein Wort zu sagen, sank er plötzlich auf ein Knie, legte eine Hand auf die Brust und fing mit gesenktem Kopf an zu beten. Dann kniete sich seine Frau neben ihn und bekreuzigte sich. Ein Stück weiter sanken ebenfalls zwei Männer auf die Knie und begannen zu beten. Ihr leises Gemurmel wehte in der Abendbrise zu uns herüber.

Ein junges Mädchen, das die Mähne ihres Pferdes streichelte, hielt mitten in der Bewegung inne und faltete die Hände. Vor jedem Haus, das wir passierten, geschah das Gleiche: Männer und Frauen, bitterarm und dringend auf das Geld angewiesen, das sie sich mit einer Anzeige hätten leicht verdienen können, beteten für unsere Rettung.

Die menschliche Grösse dieser Bauersleute bewegte mich tief. Während mir die Tränen über die Wangen liefen, bedankte ich mich im Vorbeigehen bei jedem Einzelnen mit einem Nicken. Wie hatte ich nur einen Moment lang an ihnen zweifeln können, an diesen freundlichen, einfachen Menschen, die von den Deutschen genauso unterdrückt wurden wie wir? Jetzt konnte ich nur hoffen, dass es mir gelingen würde, Mutter und Grossmutter auch sicher ins unbesetzte Frankreich zu bringen.

Wir passierten die Grenze ohne Zwischenfälle und gingen in der Abenddämmerung weiter zu unserem verabredeten Treffpunkt in Usson-du-Poitou. Unterwegs fragte mich meine Mutter ständig, wann wir denn die anderen wiedersehen würden und wann genau Stéphanie nachkäme. «Ich habe keine ruhige Minute,

bis wir alle wieder zusammen sind», sagte sie. «Wie weit ist es noch?»

«Ich weiss nicht genau, Maman», sagte ich erschöpft, als mir langsam die Antworten ausgingen. «Mach dir keine Gedanken. Wenn wir erst mal da sind, wird sich alles andere finden.» Meine Erleichterung darüber, dass wir es über die Grenze geschafft hatten, wich einer dumpfen Verzweiflung. Das Schicksal der anderen lastete wie ein Albdruk auf mir. Mein Nacken und meine Schultern schmerzten, meine Glieder fühlten sich bleischwer an. Mir war schwindlig und ich fühlte mich fiebrig.

Als wir am Dorfplatz von Usson-du-Poitou eintrafen, traute ich meinen Augen nicht. Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn und starrte ungläubig auf die vier Gestalten, die an dem alten Brunnen standen. Wie durch einen Nebel hörte ich die Stimme meiner Mutter: «Hélène! Rosy! Jacquie!»

Dann fielen sich alle in die Arme. Stumm ging ich von einem zum anderen, küsste und streichelte ihre Gesichter, konnte immer noch nicht fassen, dass sie es über die Grenze geschafft hatten.

Man hatte also doch eine andere Familie aufgegriffen. Nach ihrem Beutezug hatten sich die Deutschen, vollauf mit den erforderlichen Formalitäten beschäftigt, offenbar nicht mehr die Mühe gemacht, nach weiteren Juden zu suchen. Ich habe nie in Erfahrung bringen können, wer die Flüchtlinge waren und was mit ihnen geschah. Doch sie werden mir immer in Erinnerung bleiben, als die Menschen, die sich – wenn auch unfreiwillig – für meine Familie geopfert hatten. Mögen ihre Seelen in Frieden ruhen.

Wir übernachteten in einem kleinen Gasthof im Dorf. Am späten Abend bekam ich Fieber, Gliederschmerzen und Schüttelfrost. Ich legte mich sofort ins Bett, konnte aber nicht einschlafen.

Den ganzen nächsten Tag verbrachten wir mit Warten. Vater und Rosy durchkämmten beharrlich das Dorf auf der Suche nach Stéphanie. Doch sie konnten sie nirgendwo finden. Unser Bus nach Lussac-les-Chateaux sollte abends um sieben abfahren. Um sechs war Stéphanie immer noch nicht da.

«Wir müssen los», sagte mein Vater mit ungewohnter Entschlossenheit. «Hier sind wir nicht sicher. Wir sind zu nah an der Grenze. Wir müssen nach Lussac-les-Chateaux fahren und dort den Zug nehmen.»

«Aber sie könnte jeden Moment hier sein», protestierte ich mit matter Stimme. «Ich habe ihr gesagt, dass wir sie hier treffen.»

Meine Mutter, die mit blassem Gesicht auf meinem Bett sass, nahm meine Hand. «Marthe, du hast alles getan, was du konntest. Du hast dir den Fluchtplan ausgedacht und uns alle über die Grenze gebracht. Stéphanie kann später noch zu uns stossen. Sie weiss, dass wir bei Fred sind. Wahrscheinlich ist sie mit Dédé für ein paar Tage untergetaucht, bis es sicherer für sie ist. Mach dir keine Sorgen, sie wird uns schon finden.»

Schliesslich liess ich mich davon überzeugen, dass es vernünftiger wäre, den Bus und dann den Zug in Richtung Süden zu nehmen und darauf zu vertrauen, dass Stéphanie in ein paar Tagen nachkäme. Kurz bevor wir aufbrachen, schickten wir Fred und Arnold ein Telegramm: «ALLE BIS AUF STÉPHANIE ANGEKOMMEN. SIND UNTERWEGS.»

Wir fuhren in die Bergbaustadt Montluçon, wo uns die ältere Schwester meines Vaters, Hélène Bleitrach, die 1939 dorthin übersiedelt war, herzlich aufnahm. Zum ersten Mal nach vier Jahren sah Jackie seinen jüngeren Bruder Josie wieder, den Tante Hélène 1938 zu sich genommen hatte. Die Eltern der beiden warteten in Palästina auf das Ende des Krieges, um dann ihre Söhne nachkommen zu lassen. Das Wiedersehen mit Josie wühlte Jackie sehr auf. Er hatte nie verwunden, dass seine Eltern ihn und

Josie bei Verwandten zurückgelassen hatten. Obwohl wir – allen voran Maman, die in den vergangenen vier Jahren eine Art Ersatzmutter für ihn geworden war – immer wieder versuchten, ihm das Verhalten seiner Eltern zu erklären, konnte er ihnen nicht verzeihen.

«Tante, Tante», rief er an unserem Ankunftsabend in Montluçon und klammerte sich am Rock meiner Mutter fest. «Du hättest deine Kinder niemals im Stich gelassen, stimmt's?»

Meine Mutter ging in die Hocke und nahm seine Hände. «Du musst das verstehen, Jacquie. Deine Eltern konnten euch einfach nicht mitnehmen. Es waren schlimme Zeiten. Deine Mutter war hochschwanger und konnte nicht reisen. Sie hat nur an dein Wohl gedacht. Deshalb hat sie dich zu uns geschickt.»

«Können wir Josie mitnehmen, wenn wir Weggehen?», fragte Jacquie. «Lasst ihn nicht allein so wie Pavel.» Meine Mutter erklärte ihm, dass sich Josie bei Tante Hélène sehr wohlfühle und es deshalb nicht gut für ihn wäre, ihn aus seiner gewohnten Umgebung herauszureissen. Trotzdem brach es ihr fast das Herz, als sie Josie bei unserer Tante zurücklassen musste.

Drei Tage später trafen wir mit dem Zug in Arles ein. Meine Brüder und meine Schwägerin nahmen uns am Bahnhof überglücklich in Empfang. Fred half mir aus dem Wagen und schloss mich in die Arme. «Marthe!», rief er strahlend. «Ich konnte es kaum fassen, als wir euer Telegramm bekommen haben. Ich hab zu Rosette und Arnold gesagt: ‚Es gibt nur einen Menschen, der so was fertigbringt, und das ist Marthe.‘ Hut ab, Schwesterchen!»

Ich lief knallrot an. Ich hätte nie gedacht, dass ich mir einmal ein so grosses Lob verdienen würde. Der Krieg und die Verantwortung für meine Familie hatten mich tatsächlich zu jemandem gemacht, auf den Fred stolz sein konnte.

Wir kamen alle in dem Häuschen unter, das Arnold, Fred, Rosette und ihr kleiner Sohn Maurice gemeinsam bewohnten. Auch wenn das Zusammenleben nicht immer einfach war, arrangierten wir uns mit der Situation. Arles war eine grosse Stadt im Norden der Camargue. Fred hatte sich entschieden, dorthin zu ziehen, weil eine Schwester von Rosette dort lebte. Rosettes Eltern waren in Poitiers geblieben, da ihre Mutter dort im Pflegeheim war und ihr Vater sie auf keinen Fall allein zurücklassen wollte.

Es vergingen zwei lange Wochen, bis wir endlich erfuhren, wie es Stéphanie ergangen war. Ich bekam den ersten von Jacques' zahlreichen Briefen, die er über die Universitätsklinik verschickte und an «Jacqueline Lenotre» adressierte – der Deckname, den wir uns vor meiner Flucht ausgedacht hatten. Jacqueline war die weibliche Form von Jacques und Lenotre war der Name des berühmten, von mir sehr bewunderten Gartenarchitekten André le Nôtre, der den Schlosspark von Versailles entworfen hatte. In dem Brief stand:

***Sehr geehrte Mademoiselle Lenotre!***

*Sie baten uns, Sie über den Zustand der nierenkranken Patientin auf dem Laufenden zu halten. Ich muss Ihnen leider mitteilen, dass sie wegen unvorhergesehener Komplikationen nicht in unser Krankenhaus verlegt werden konnte und sich nun zur Weiterbehandlung in einer Klinik in Paris befindet. Ich werde Ihnen baldmöglichst weitere Informationen zukommen lassen.*

*Mit freundlichen Grüssen  
Dr. Jacques Delaunay*

Durch Jacques' Briefe erfuhren wir, dass Hipp am Morgen unserer Flucht – möglicherweise, weil er bei der Razzia am Vorabend unser Haus leer vorgefunden hatte – ins Lager gefahren war.

Als er sah, dass Stephanie mit anderen Insassen auf ihre Verlegung ins Hospital wartete, untersagte er kurzerhand den Krankentransport. Aber es kam noch schlimmer: Da er nun wusste, dass wir alle geflohen waren, liess er sie in das berüchtigte Internierungslager für Juden und politische Gefangene in Drancy bringen. Es war dasselbe Lager, über das Onkel Max so viel Grauenvolles berichtet hatte.

Diese Nachrichten machten unser Glück mit einem Schlag zunichte. Meine Mutter, die so froh gewesen war, endlich wieder mit ihren Söhnen zusammen zu sein, versank in Trauer und Hoffnungslosigkeit. «Wie kann ich nur einen Bissen essen, wie kann ich nur ein Auge zutun, solange mein kleines Mädchen an so einem entsetzlichen Ort gefangen gehalten wird?», klagte sie. «Ich werde erst wieder ruhig schlafen können, wenn sie wieder bei uns ist.»

Ich machte mir schreckliche Vorwürfe. Schliesslich war ich es gewesen, die das Ganze geplant hatte, die geglaubt hatte, alles bedacht zu haben. Aber ich hatte versagt. Durch mein Verschulden war Stéphanies Lage schlimmer denn je. Ich presste den Ausweis, den der grossherzige Monsieur Charpentier für sie angefertigt hatte – mit Foto, aber ohne Judenstempel –, verzweifelt an mich. Wie sollte ich nur einen weiteren Tag überstehen, ohne sie in Sicherheit zu wissen?

## Gebrochene Versprechen

Als Reaktion auf die Landung amerikanischer Truppen in Nordafrika besetzten die Deutschen zusammen mit den Italienern am 11. November 1942 Vichy-Frankreich. Nur drei Monate nach unserer Flucht befanden wir uns wieder hinter feindlichen Linien. Die falschen Papiere, die uns Monsieur Charpentier besorgt hatte, kamen uns jetzt wie gerufen. Ohne den diskriminierenden Stempel konnten wir uns jederzeit als Nichtjuden ausgeben. Wir genossen die entspannte Atmosphäre Südfrankreichs, aber wir mussten trotzdem auf der Hut sein. Tagtäglich wurden wir daran erinnert, dass wir vom Feind umgeben waren, wenn auch hauptsächlich von Italienern unter deutschem Oberbefehl. Wir trauten den Italienern nicht und verachteten sie, weil sie sich mit Hitler verbündet hatten, aber sie waren trotzdem das geringere Übel.

Keiner von uns konnte arbeiten, denn wenn man eine Stelle antrat, musste man beweisen, dass man kein Jude war. Unsere Papiere genügten bestenfalls einer flüchtigen Überprüfung auf der Strasse. Zum Glück mussten Juden im Süden keinen gelben Stern tragen. Ich weiss nicht, was ich getan hätte, wenn man mich nach meiner Religion gefragt hätte. Als Kind hatte ich von Menschen gelesen, die wegen ihres Glaubens den Märtyrertod starben, was mich immer sehr beeindruckt hatte. Ich hätte nie meinen Glauben verleugnet oder behauptet, ich wäre Katholikin. Das hätte ich nicht gekonnt. Ich hoffte nur, dass mich nie jemand danach fragen würde.

Unsere einzige Hoffnung war das schnelle Ende des Kriegs. Abends verfolgten wir immer noch die Nachrichten der BBC und freuten uns über den Sieg der Alliierten in El-Alamein und in Stalingrad. Wir hofften inbrünstig, dass sich das Blatt wenden würde, jetzt, da die Deutschen in Nordafrika und im Osten zurückgedrängt worden waren. Als unsere mutigen Marinesoldaten die französische Flotte im Hafen von Toulon versenkten, um sie dem Zugriff der Deutschen zu entziehen, und viele im Kampf ihr Leben lassen mussten, vergossen wir Tränen, so bewegt und stolz waren wir. De Gaulles Appell an das französische Volk wurde im Radio übertragen: «Frankreich hat den Kanonendonner von Toulon gehört, die Explosionen und die verzweifelten Schüsse in einem hoffnungslosen Gefecht. Eine Welle des Schmerzes, des Mitleids und der Wut ist durch unser Land gegangen. Auf zum Sieg! Das ist der einzige Weg.»

Unsere grösste Sorge galt Stéphanie. Meine Eltern waren verzweifelt. Maman schlief kaum noch und sah blass und erschöpft aus, und Papas Augen lagen tief in den Höhlen. Es war jetzt über acht Wochen her, dass wir sie zuletzt gesehen hatten. Schliesslich erreichten uns zwei Briefe aus Drancy. Einer war an Cécile in Paris adressiert und der andere an ihren Verlobten Dédé in Poitiers. Es wäre zu gefährlich gewesen, sie direkt an uns zu schicken. Cécile erzählte, dass das Lager aus mehreren fünfstöckigen Gebäuden bestand, die direkt an einer Hauptstrasse lagen. Da es den Gefangenen verboten war, Briefe zu schreiben, warfen sie diese durch die vergitterten Fenster auf die Strasse, in der Hoffnung, dass ein mitfühlender Passant sie frankieren und aufgeben würde. Das war äusserst riskant, aber trotzdem gelangten auf diese Weise viele Briefe an ihre Empfänger.

Stéphanie schrieb, dass sie sich nichts mehr wünschte, als end-

lich wieder in Freiheit zu sein. «Das Leben hier ist grauenhaft. Ich sehne mich danach, wieder bei euch zu sein, bitte tut alles dafür, dass ich hier rauskomme. Sagt Maman, dass es mir gut geht und dass ich oft an sie denke.» Als Kinder hatten wir uns einen Code ausgedacht, mit dem wir geheime Botschaften austauschten. Er war nicht besonders ausgeklügelt und die Deutschen hätten ihn jederzeit mühelos knacken können. So informierte sie uns darüber, dass sie in ein Arbeitslager verlegt werden würde und dass sie wild entschlossen sei, die Kriegsanstrengungen der Deutschen zu sabotieren. «Ich kann nicht untätig zusehen, wie Menschen so grausam behandelt werden.»

Wir zerbrachen uns ständig den Kopf darüber, was wir nur tun könnten, um ihr zu helfen. Besucher waren nicht erlaubt und wir kannten niemanden, der sie aus dem Lager in Drancy hätte herausholen können. Dédé sass in Poitiers fest und wir lebten mit gefälschten Pässen im Süden. Vor allem Fred tat alles, was er konnte, um ihre Entlassung zu bewirken, zog über Freunde in der Résistance in ganz Frankreich Erkundigungen ein, aber es nützte alles nichts.

Im Herbst 1942 erreichten uns noch mehr schlechte Nachrichten. Onkel Max, dem Maman zur Flucht aus einem Pariser Krankenhaus verholpen hatte und der inzwischen in Marseille lebte, wurde bei einer Razzia zusammen mit mehreren Tausend Juden verhaftet. Er wurde nach Les Milles gebracht, ein Lager für ausländische Juden und politische Gefangene in einem Ortsteil von Aix-en-Provence. Seine Frau Fannie war mit der Situation völlig überfordert und bat meine Mutter in einem Brief um Hilfe.

Als älteste Tochter war es an mir, nach Marseille zu fahren und Fannie zu unterstützen. «Sie braucht dringend jemanden, der sich um die kleine Ruth kümmert», sagte sie zu mir. «Ich weiss, Marthe, dass du gern deine Schwesternausbildung zu Ende ma-

chen würdest, und da dachte ich, dass du vielleicht in Marseille der armen Fannie unter die Arme greifen und dich gleichzeitig nach einer Schwesternschule erkundigen könntest.»

Meine Pläne, meine Ausbildung fortzusetzen, hatten sich gerade erst wieder zerschlagen. Mit etwas Geld von Fred war ich nach Montpellier gefahren, das nicht weit von Arles entfernt war, um mich in einer angesehenen Rot- Kreuz- Schule einzuschreiben. Ich hatte mich bei Mademoiselle Le Bon, der Leiterin, vorgestellt, an deren Tür ein grosses Schild prangte: BITTE SCHLIESSEN SIE HINTER SICH DIE TÜR.

Nachdem sie meine Unterlagen gründlich geprüft hatte, fragte sie mich, warum ich mitten im Schuljahr aus Poitiers fortgegangen sei. Als ich zögerte, runzelte sie die Stirn und fragte mich unumwunden: «Sind Sie Jüdin?»

«Ja», antwortete ich ohne zu zögern.

«Dann kann ich Sie leider nicht aufnehmen. Tut mir leid», erwiderte sie, erhob sich und gab mir meine Unterlagen zurück.

Mit glühendem Gesicht sprang ich auf. «Sind Sie Französin oder Deutsche?», fragte ich scharf, denn ich war die ewige Scheinheiligkeit leid.

Mademoiselle Le Bon wurde rot. «Französin», antwortete sie. «Aber trotzdem kann ich keine Juden aufnehmen. Ich darf es nicht.»

«Das stimmt nicht. Diese Vorschrift gilt nur für den besetzten Teil Frankreichs», erwiderte ich mit mühsam beherrschter Stimme.

«Das ist mir egal», entgegnete sie. «Ich will einfach keine Juden in meiner Schule haben.»

Ich machte einen Schritt auf sie zu und sagte drohend: «Wenn de Gaulle den Krieg gewonnen hat, komme ich wieder und dann

dürfen Sie gern wiederholen, was Sie gerade gesagt haben.»

Da ich wusste, dass ich nicht mehr ausrichten konnte, drehte ich mich um und verliess ihr Büro. Die Tür liess ich offenstehen.

Nach dieser demoralisierenden Erfahrung war ich nicht gerade erpicht darauf, es in einer Marseiller Schule erneut zu probieren, geschweige denn, bei meiner schwierigen Tante zu wohnen. Aber pflichtbewusst wie ich war, packte ich ein paar Sachen zusammen und nahm den Zug nach Marseille.

In der Hafenstadt verhungerten die Menschen buchstäblich auf der Strasse. Ausser Wurzelgemüse und Süsskartoffeln gab es kaum etwas zu essen. Da half auch Freds Geld nichts, denn die Geschäfte waren leer, weil die Deutschen und die Italiener einen Grossteil der Lebensmittel für sich beanspruchten. In der ganzen Stadt litten die Menschen bittere Not, weil sie weder Geld noch Bezugsscheine hatten, auch keine Papiere, nichts, um ihre Existenz zu sichern. Apathisch und hoffnungslos säumten sie die Bürgersteige.

Bei meiner Ankunft war Fannie einem körperlichen und seelischen Zusammenbruch nahe. In der sicheren Schweiz aufgewachsen, verkräftete sie Max' erneute Verhaftung nur schwer und war heilfroh, dass ich gekommen war. Ich kümmerte mich nicht nur um sie und die zehnjährige Ruth, sondern nahm auch täglich die dreistündige Busfahrt auf mich, um Onkel Max in Les Milles zu besuchen und ihm Lebensmittel, Medizin und frische Kleidung zu bringen.

Fannie teilte sich mit einer anderen Familie, den Neufelds und ihrem Sohn Jacques, eine grosse Wohnung. Jacques war Geschäftsmann; wir kannten ihn noch aus Metz. Er war damals in Cécile verliebt gewesen und wollte sie unbedingt heiraten, aber sie hatte ihn abgewiesen.

Als er hörte, dass Stephanie in Drancy war, erzählte er mir,

dass er einen Anwalt kenne, der eng mit korrupten Deutschen zusammenarbeite und uns eventuell helfen könne. Gemeinsam suchten wir den Spanier in einem schäbigen Hotel im Zentrum von Marseille auf.

«Meine Schwester wird in Drancy gefangen gehalten», erzählte ich ihm. «Wir müssen sie dort unbedingt rausholen.»

«Das wird eine schöne Stange Geld kosten», sagte der Spanier mit einem breiten Grinsen und kam hinter seinem mit Papierstapeln überhäuftem Schreibtisch hervor, um mir die Hand zu küssen. «Haben Sie Geld, Mademoiselle?»

«Ja», antwortete ich kühl und entzog ihm meine Hand.

Der Spanier lächelte, wobei er sein tadelloses Gebiss entblöste. «Dann kann ich Ihnen natürlich helfen.»

Für den Wucherpreis von 20'000 Francs versprach er, Stéphanie innerhalb weniger Tage aus Drancy herauszuholen. Ich schrieb Fred, dem es gelang, das Geld aufzutreiben. Er kam extra nach Marseille, um es mir zu bringen. Mit Jacques Neufeld als Leibwächter ging ich wieder zu dem Spanier.

«Wie werden Sie es anstellen?», fragte ich. Es war mir nicht geheuer, ihm einen so grossen Betrag einfach ohne Weiteres auszuhändigen.

«Überlassen Sie das ruhig mir», erwiderte er, während er sorgfältig das Geld zählte. «Ich melde mich bei Ihnen.»

Es vergingen Tage ohne eine Nachricht, dann eine Woche. Ich machte mir fürchterliche Sorgen um Steph. Mehrmals war ich kurz davor, den Spanier aufzusuchen und mein Geld zurückzufordern, aber jedes Mal mahnte Fred zur Geduld. «Gib dem Mann eine Chance», schrieb er. «Solche Dinge brauchen Zeit.»

Aber als zwei Wochen vergangen waren, ohne dass ich etwas gehört hatte, hielt ich es nicht länger aus. In Begleitung von Jacques Neufeld ging ich wieder zu dem Spanier. Er sass noch in ge-

nau derselben Haltung hinter seinem Schreibtisch wie bei unserem letzten Besuch und ich fragte mich, ob er in der Zwischenzeit diesen stickigen Raum überhaupt verlassen hatte.

Jacques war grossartig. Bevor ich auch nur ein Wort sagen konnte, schlug er mit der Faust auf den Tisch. «Sie sind ein Betrüger», schimpfte er. «Sie nutzen die Schwachen und Hilflosen aus. Ich habe nicht die geringsten Skrupel, Sie bei den zuständigen Behörden anzuzeigen. Und jetzt geben Sie der jungen Dame sofort ihr Geld zurück. Verstanden?»

Zu meinem Erstaunen erhob sich der Spanier, öffnete den Safe hinter sich und gab mir wortlos ein Bündel Scheine. Das Geld sah aus, als wäre es nie angerührt worden. Ich staunte über seine Dreistigkeit. Als wir das Hotel verliessen, kämpfte ich mit den Tränen. Obwohl ich einen moralischen Sieg errungen hatte, war mein Plan, Stéphanie zu befreien, gescheitert.

Kurze Zeit später hörten wir von meinem Verlobten Jacques, dass sie in ein Lager bei Pithiviers, in der Nähe von Orleans, verlegt worden war. Das war für uns besonders schmerzlich, denn in Pithiviers hatte sie die letzten Ferien vor ihrer Verhaftung verbracht und sich ein paar Tage bei einer Freundin entspannt. Ein Familienfoto zeigt sie auf dem Bauernhof ihrer Freundin, mit einem Küken auf dem Arm. Glückliche und sorglos lächelt sie in die Kamera.

Schliesslich gelang es Stéphanie, Kontakt zu uns aufzunehmen. Eine hilfsbereite Krankenschwester hatte den Brief aus dem Lager geschmuggelt, nachdem sie erfahren hatte, dass Stéphanie Medizinstudentin und ich Schwesternschülerin war. Pithiviers sei hoffnungslos überfüllt, schrieb Steph. «Es gibt nie genug zu essen und wir müssen das Wenige teilen, was wir haben.»

Einige Wochen später erfuhren wir durch einen Brief von Jacques, dass Stéphanie am 20., ausgerechnet an Jom Kippur, dem

Versöhnungstag, an einen unbekanntem Ort verlegt worden war.

Wenn ich Onkel Max im Lager besuchte, war ich oft die einzige Besucherin. Die meisten Insassen waren Ausländer, deren Familien weit entfernt lebten. Und die Franzosen hatten ihre Angehörigen davor gewarnt zu kommen, damit sie nicht ebenfalls verhaftet würden.

«Wir müssen überlegen, wie wir dich hier rausbringen», sagte ich zu Onkel Max. «Hast du eine Idee, Onkel?»

Aber Max war ein ängstlicher, eher passiver Mann. «Wir können gar nichts tun», sagte er und schüttelte betrübt den Kopf. «Diesmal gibt es für mich keine Rettung.»

Als ich nicht lockerliess, meinte er schliesslich, dass er Brechwurzel schlucken könne, eine Arznei, die aus einer brasilianischen Pflanze gewonnen wurde und deren Einnahme zu heftigem Erbrechen führte. «Wenn ich Blut spucke, schicken sie mich vielleicht wieder ins Krankenhaus, weil sie Angst vor der Ansteckungsgefahr haben», sagte er zögernd. «Dort könntest du mich wahrscheinlich leichter rausholen.»

«Genial!», rief ich. «Und wo kriege ich diese Brechwurzel her?»

Er stellte mehrere Rezepte aus – den Block hatte ich ins Lager geschmuggelt –, die ich in verschiedenen Apotheken in Marseille einlöste. Jedes Mal fragte mich der Apotheker misstrauisch: «Wofür brauchen Sie das, Mademoiselle?»

Ich erklärte, dass ich es für meine kranke Grossmutter benötigte und dass es sehr dringend sei. Nur widerstrebend gaben sie mir das Mittel und es gelang mir, es in kleinen Päckchen zu Max ins Lager zu schmuggeln. Aber dann verliess ihn der Mut und ich hatte für nichts und wieder nichts so viel riskiert.

Auch Fannie machte mir Kummer. Sie litt unter extremen

Stimmungsschwankungen und sass oft tagelang völlig apathisch da. Nur ihr tiefer Glaube hielt sie noch aufrecht. Mir wurde klar, dass ich ihre Familie in der Schweiz um Hilfe bitten musste. Also beschloss ich, zur Post zu gehen und ein Ferngespräch anzumelden, was extrem gefährlich war, denn die Gestapo hörte alle internationalen Telefonate ab. Ich musste mir also gut überlegen, was ich sagte. Ausserdem würde man meinen Ausweis genau prüfen, wenn ich von einem Postamt aus anrief. Wie ich später erfuhr, wurde Rabbi Blochs Frau Georgette in einer ähnlichen Situation in Poitiers zusammen mit ihrer sechsjährigen Tochter festgenommen und deportiert. Aber ich hatte sowieso keine andere Wahl.

Während ich in der Telefonzelle darauf wartete, dass die Verbindung zustande kam, klickte es mehrmals in der Leitung, bis mich die Telefonistin endlich zu einem von Fannies Brüdern durchstellte.

«Ich bin Fannies Nichte», erklärte ich. «Ich rufe an, weil ihr Mann sehr krank ist. Die Ansteckungsgefahr ist extrem gross und deshalb wäre es am besten, wenn sie und ihre Tochter so schnell wie möglich nach Hause fahren würden. Könnten Sie das irgendwie organisieren?»

Ihr Bruder verstand die Nachricht sofort und innerhalb weniger Tage tauchte ein Mann bei uns auf, den die Familie dafür bezahlt hatte, dass er Fannie und ihre Tochter in die Schweiz brachte. Er wollte mit seinen Schützlingen sofort los. Aber es war Freitag.

«Ich kann nicht am Freitag Weggehen», meinte Fannie bestürzt. «Heute fängt doch der Sabbat an.»

Der Begleiter war sichtlich entnervt, und da ich sicher war, dass er keinen Tag länger warten würde, packte ich Fannie bei den Schultern und redete ihr gut zu.

«Fannie», sagte ich, «ich verstehe und respektiere deinen Glau-

ben, aber das jüdische Gesetz besagt, dass man den Sabbat brechen darf, wenn das eigene Leben in Gefahr ist. Das ist jetzt der Fall. Wenn du und Ruth nicht noch heute Abend das Haus verlasst, werdet ihr verhaftet und in dasselbe Lager gebracht wie Max.» Ich ignorierte ihren Protest und innerhalb weniger Stunden hatten sie gepackt und waren reisefertig.

«Au Revoir, Ruth», sagte ich zu dem kleinen Mädchen, das mir ans Herz gewachsen war, und küsste es auf beide Wangen. «Bonne chance!»

Ein paar Tage danach besuchte ich Onkel Max und sah einen Güterzug auf dem Gleis im Lager stehen. Als ich mich dem Stacheldrahtzaun näherte, hörte ich Frauen weinen und verzweifelt nach ihren Kindern rufen. Meine Kehle war plötzlich wie ausgetrocknet und ich ging schneller.

«Keine Besucher heute», schnauzte die Wache am Tor. «Kommen Sie morgen wieder.»

«Aber ich muss zu meinem Onkel», protestierte ich und hielt meine Tasche hoch. «Er braucht seine Medikamente. Er ist sehr krank. Ich bestehe darauf.»

«Dann warten Sie da drüben», sagte er missmutig und deutete auf ein schäbiges Bürogebäude am Rand des Appellplatzes.

Während ich darauf zuing, versuchte ich, das Wehklagen auf der anderen Seite des Zauns auszublenden. Beim Eintreten sah ich fünf französische Wachen am Fenster stehen, Männer, die ich von meinen regelmässigen Besuchen kannte. Sie waren in der Regel freundlich zu den Insassen und nicht besonders glücklich über die rüden Gestapo-Methoden. Als sie mich hörten, drehten sie sich um. Sie hatten Tränen in den Augen und sahen beschämt zu Boden.

Ich lief zum Fenster und schaute nach draussen. Im Beisein des Unterpräfekten der Region Bouches-du-Rhône überwachte die

Gestapo die bevorstehende Deportation. Ich kannte den Unterpräfekten, denn ich hatte mich damals in Marseille an ihn gewandt und ihn gebeten, meinen Onkel aus medizinischen Gründen freizulassen, was er aber kurzerhand abgelehnt hatte. Ich sah, wie Hunderte von Männern, Frauen und Kindern in den wartenden Zug getrieben wurden. Die Häftlinge mussten sich, getrennt nach Geschlechtern, in zwei Reihen aufstellen. Anschliessend wurden sie in die Viehwaggons gepfercht. Sie hatten nichts als einen kleinen Koffer mit ihren Habseligkeiten bei sich.

Da ich in den letzten drei Wochen fast täglich hier gewesen war, kannte ich viele von ihnen vom Sehen. Da war die alte Madame Friedman, die ihren Mann verloren hatte, der junge Isaac Rosenzweig mit den abstehenden Ohren, Monsieur Feuerman, der immer als Vermittler aufgetreten war, und die Familie Schwartz mit ihren kleinen Kindern, die mitten im Gewühl standen und verzweifelt schrien. Die meisten waren ausländische Juden, die durch ganz Europa vor den Deutschen geflohen waren, nur um in Frankreich aufgegriffen zu werden. Die deutschen Soldaten waren grob und gefühllos, lachten den Frauen ins Gesicht, die schluchzend die Hände nach ihren Männern ausstreckten.

Die Polizisten aus Marseille weinten ungeniert. «Wir wollten da nicht mitmachen, Mademoiselle», sagte einer. «Wir haben uns geweigert, ihnen zu helfen, und deshalb haben sie uns hier reingeschickt.»

Mein Blick wanderte unwillkürlich wieder zu dem Geschehen vor dem Fenster. Ich konnte meine Augen einfach nicht abwenden. «Wir müssen genau hinsehen und alles in Erinnerung behalten», sagte ich mit rauer Stimme. «Wir dürfen diese Grausamkeiten niemals vergessen.»

Es dauerte über eine Stunde, bis dieses unwürdige Schauspiel ein Ende hatte. Hilflos sah ich zu. Ich konnte nicht einfach wegge-

hen, aber ich konnte auch nicht gegen diese Barbarei protestieren, ohne mich selbst in Gefahr zu bringen. Ich durfte ja nicht einmal in die Nähe des Zugs und so stand ich wie gelähmt am Fenster. Ich sah den Unterpräfekten lachen, als die Deutschen weinende Säuglinge aus den Armen ihrer schreienden Mütter rissen. Ich sah das alles mit an, während mir die Tränen übers Gesicht liefen.

Ich dachte an Stephanie in Drancy und hoffte, dass sie so etwas nie erleben würde. Ich hörte, wie die Türen der Viehwaggons gezogen und die schweren Riegel vorgeschoben wurden. Fast konnte ich den Gestank nach Urin, Fäkalien und Schweiß riechen, dem die Gefangenen tagelang ausgesetzt sein würden, bis sie endlich an ihrem unbekanntem Ziel ankamen.

Immer wieder hielt ich Ausschau nach meinem Onkel. «Haben Sie vielleicht meinen Onkel irgendwo gesehen?», fragte ich schliesslich einen der Polizisten. «Ist er auch im Zug?»

«Ich glaube schon», antwortete ein anderer. «Ich habe gesehen, wie sie ihn in einen der ersten Wagen geschoben haben.» Als sich der Zug langsam in Bewegung setzte, ächzend unter seiner menschlichen Last, zerriss es mir fast das Herz.

Ich starrte weiter unverwandt nach draussen, während die Deutschen aus dem Lager marschierten und die wenigen verbliebenen Insassen in der Mitte des Platzes zurückliessen. Überall lagen Hüte und Schals, kleine, persönliche Gegenstände und Fotos, die ihre Besitzer in dem allgemeinen Chaos verloren hatten. Die Zurückgebliebenen irrten umher und starrten mit leerem Gesicht auf die Stelle, wo eben noch der Zug gestanden hatte. Plötzlich entdeckte ich meinen Onkel. Er stand mit geballten Fäusten am Rand des Appellplatzes und rührte sich nicht. Ich glaubte zu träumen. Er war vierzig Jahre alt, sah aber mindestens zwanzig Jahre

älter aus. Ich musste meine ganze Überzeugungskraft auf bieten, um die Wachen zu überreden, ihn in das kleine Büro zu bringen, damit ich ein paar Worte mit ihm wechseln konnte.

«Marthe, hast du das gesehen? Hast du gesehen, wie sie uns behandelt haben?» Weinend schüttelte er den Kopf und klammerte sich an den niedrigen Holztisch, an dem wir beide sassen. «Ich kann einfach nicht glauben, dass Menschen so etwas tun.» Sein Gesicht war von Gram und Zorn gezeichnet.

«Ich hab's gesehen, Onkel.»

«Ich war in dem Zug», fuhr er fort. «Sie haben mich zusammen mit anderen Männern in einen Waggon gepfercht. Aber Monsieur Feuerman hat sie überredet, mich wieder rauszulassen.» Er sah ausgemergelt aus. Er konnte sich nicht einmal über seine Rettung freuen. Als Arzt und Wissenschaftler und feinfühligler Mensch, der er war, konnte er nicht begreifen, dass seine Mitmenschen zu solchen Grausamkeiten fähig waren.

Die Szenen, die ich an diesem Nachmittag miterlebt hatte, erschütterten mich zutiefst und verfolgten mich bis zum heutigen Tag. Zum ersten Mal begriff ich, dass es naiv gewesen war, zu glauben, dass wir im Süden Frankreichs sicher waren, denn der lange Arm Hitlers reichte bis ans Mittelmeer und darüber hinaus.

Eine knappe Woche danach, als ich wie üblich Onkel Max besuchen wollte, lag das Lager verlassen da. Von den Wachen erfuhr ich, dass am selben Morgen ein weiterer Zug eingetroffen war, um die verbliebenen Insassen, darunter auch meinen Onkel, abzuholen. Verzweifelt starrte ich auf den leeren Platz und hoffte, dass sich die Wachen geirrt hatten.

«Wo hat man ihn denn hinggebracht?», fragte ich einen der Männer.

«Nach Gurs, ein Lager in den Pyrenäen», erwiderte er. «Mehr wissen wir auch nicht.»

Zwei Tage später stand Onkel Léon plötzlich vor der Tür. Nachdem die Deutschen ganz Frankreich besetzt hatten, war er von Toulouse nach Saint-Étienne gezogen und wollte nun Max besuchen. Es war meine traurige Aufgabe, ihm zu sagen, dass sein Bruder in ein anderes Lager verlegt worden war.

«Kein Problem», sagte mein Onkel mit derselben Unbeschwertheit, die wir schon in Poitiers so an ihm geschätzt hatten. «Dann besuche ich ihn eben dort.»

Er hielt Wort und fuhr nach Gurs. Dort fand er heraus, dass Freunde aus Metz für die Versorgung des Lagers verantwortlich waren und uneingeschränkten Zugang zu den Insassen hatten. Léon ergriff die Gelegenheit beim Schopf und überredete seine Freunde, ihm dabei zu helfen, Max zu befreien. Und so kam es, dass Onkel Max zum zweiten Mal aus der Gefangenschaft fliehen konnte und damit dem sicheren Tod entging, diesmal im Fussraum eines Lieferwagens, der von den Wachen am Tor einfach durchgewinkt wurde. Léon gelang es anschliessend, ihn über die Grenze in die Schweiz zu bringen.

Armer Onkel Léon. Ein Jahr, nachdem er seinem Bruder zur Flucht verholfen hatte, ging er in Saint-Étienne gerade die Hauptstrasse entlang, als die Gestapo in voller Stärke anrückte, um eine Razzia durchzuführen. Nachdem sie seine Papiere überprüft hatten, verhafteten sie ihn und steckten ihn in ein Lager. Wir boten ihm mehrmals an, ihn zu befreien, aber das lehnte er – ebenso wie Stéphanie – kategorisch ab. Nach einigen Wochen wurde er in ein Lager nach Polen deportiert. Wir hatten keine Ahnung, in welches.

Fred machte sich grosse Sorgen um unsere Familie, denn Arles war nicht weit von Marseille entfernt, wo ständig Razzien und

Truppenbewegungen stattfanden. Er beschloss, dass es höchste Zeit war, umzuziehen. Er entschied sich für die Auvergne, eine Gegend südwestlich von Clermont-Ferrand, wo die Chancen, auf Deutsche zu stossen, relativ gering waren. In Vic-sur-Cère, einer malerischen Kleinstadt am Ende eines dicht bewaldeten Tals in den Monts du Cantal, fand er ein Haus, das gross genug für alle war. Und so zogen er und Rosette, der kleine Maurice, Arnold, meine Eltern, meine Grossmutter, Rosy und Jacquie ins Cantal. Hélène schloss sich ihnen zunächst an, ging aber nach ein paar Monaten nach Clermont-Ferrand, wo sie sich an der Universität als Philosophiestudentin einschrieb. Fred, der uns immer noch finanziell unterstützte, hatte sie zu diesem Schritt ermutigt.

Es führten nur zwei Strassen zu dem Ort, die wegen des Kriegs kaum befahren waren. Fred liess sie trotzdem rund um die Uhr von Patrouillen bewachen. Sobald deutsche Soldaten gesichtet wurden, trat sein «Mobilmachungsplan» in Kraft, der für jede jüdische Familie in der Umgebung einen Unterschlupf vorsah.

Ich blieb in Marseille. Um mich zu beschäftigen, ging ich zum nächstgelegenen Rot-Kreuz-Büro und bat darum, die Leiterin, Madame Keller, eine Elsässerin, zu sprechen. Ich hatte viel Gutes über sie gehört. Nach dem plötzlichen Tod ihrer Tochter hatte sich Madame Keller entschlossen, ebenfalls Krankenschwester zu werden, und war schliesslich zur Regionalleiterin des Roten Kreuzes aufgestiegen. An dem vereinbarten Termin nahm ich kein Blatt vor den Mund: «Ich habe ein Problem, Madame. Ich bin Schwesternschülerin und möchte meine Ausbildung abschliessen, aber ich bin Jüdin.»

Madame Keller lächelte und bot mir einen Stuhl an. «Warum sollte das ein Problem sein?», fragte sie freundlich. Ich erzählte

ihr, wie es mir in Montpellier ergangen war. Sie tätschelte mir beruhigend die Hand und sagte: «Sie werden Ihren Abschluss machen, Mademoiselle Hoffnung, und eines Tages werden wir auch wieder frei sein.»

Dann rief sie die Leiterin der örtlichen Rot-Kreuz-Schule an. «Vor mir sitzt eine junge Frau aus Poitiers. Sie hat ein Jahr ihrer Schwesternausbildung absolviert, aber dann musste sie ins unbesetzte Frankreich fliehen, weil sie Jüdin ist. Ich wünsche, dass Sie sie in Ihrer Schule aufnehmen. Ich möchte keine Einwände hören. Ich erwarte, dass sie aufgenommen wird und damit basta. Ich schicke sie jetzt zu Ihnen.»

Mademoiselle Chabannes, die Leiterin der Schule, und ihre Assistentin Mademoiselle Martin-Laval warteten schon auf mich. Mit versteinertem Gesicht führten sie mich in ein kleines Büro und schlossen die Tür.

«Wir werden niemals eine Jüdin in dieser Schule aufnehmen», fauchte die Leiterin. «Ihre Bewerbung können Sie vergessen. Und wenn Sie es wagen sollten, sich bei Madame Keller zu beschweren, dann wird Ihnen das noch leidtun.»

Wortlos stand ich auf und verliess den Raum. Nach einer halben Stunde stand ich wieder Madame Keller gegenüber. Nachdem ich ihr von dem frostigen Empfang in der Schwesternschule erzählt hatte, griff sie erneut zum Telefon: «Wenn Sie dieses junge Mädchen nicht aufnehmen und gut behandeln», warnte sie die Leiterin, «werde ich Sie und Ihre Assistentin entlassen.»

Und so schrieb ich mich im November 1942 an der Rot-Kreuz-Schule ein, wo ich die einzige Jüdin unter vierzig jungen Mädchen war. Später erfuhr ich, dass Mademoiselle Martin-Lavals Bruder nicht nur Arzt, sondern auch Chef der örtlichen Miliz war, der verhassten freiwilligen Polizeitruppe, die die Weisungen des Vi-

chy-Regimes und der Nationalsozialisten umsetzte. Trotz Madame Kellers Verwarnung waren die Angestellten abscheulich zu mir und taten alles, um mich zu vergraulen. Sie redeten nicht mit mir und liessen mich bei jeder Gelegenheit auflaufen. Die anderen Schwesternschülerinnen, die nicht wussten, dass ich Jüdin war, verstanden nicht, warum man mich so behandelte.

Zuerst hatte ich ein Zimmer bei einer Frau gemietet, die sich später freiwillig für den Arbeitsdienst in Deutschland meldete, danach zog ich zu einer Witwe.

Da Lebensmittel immer knapper wurden, ernährten wir Schwesternschülerinnen uns von den Resten der Patienten und von Wurzelgemüse, das sonst nur an Vieh verfüttert wurde. Ich war Fred dankbar, dass er mir regelmässig Lebensmittelpakete schickte. Er und Arnold kümmerten sich in ihrem Zufluchtsort in den Bergen um den Garten und bauten Obst und Gemüse an. Obwohl sie keinerlei landwirtschaftliche Erfahrung hatten, waren sie äusserst erfolgreich. Sie ernteten nicht nur genug für unsere Familie, sondern konnten sogar noch einen Teil ihrer Produkte bei den Milchbauern gegen Käse, Butter und Milch eintauschen.

Ich beschloss, die Bosheiten des Krankenhauspersonals zu ignorieren, und bemühte mich, freundlich und hilfsbereit zu sein. Unsere Patienten waren Eisenbahner und wenn man sie fragte, was sie von den Schwesternschülerinnen hielten, äusserten sie sich immer positiv über mich. «Mademoiselle Hoffnung ist die Fröhlichste von allen.» Oder: «Ihr Lächeln ist so erfrischend.» Allmählich liessen die Anfeindungen nach und mein Leben wurde erträglicher.

Als Jacques im Februar 1943 seinen Besuch ankündigte, war ich übergücklich. Er schrieb, dass er für einen Tag und eine Nacht nach Marseille komme. Seinen Eltern hatte er erzählt, dass er mit seiner Mannschaft an einem Basketballspiel teilnehme. Ich fragte

meine Vermieterin, ob mein Verlobter im Gästezimmer schlafen könne, und sie war einverstanden. Ich konnte es kaum erwarten, ihn wiederzusehen. Trotz der frustrierenden Verzögerungen im Postdienst – die Briefe wurden jetzt von den Deutschen zensiert – hatte ich ihm seit unserer Flucht jeden Tag geschrieben und er hatte Hunderte von Briefen an mein Pseudonym Jacqueline Lenotre zurückgeschrieben, die immer mit «tausend zärtliche Küsse» endeten. Unsere Liebe war noch genauso intensiv wie am Anfang. Wir hatten uns seit sechs Monaten nicht gesehen und ich sehnte mich sehr nach ihm. Ich war 22 Jahre alt.

Seine Eltern, die auf dem letzten Schiff, das Saigon verliess, einen Platz ergattert hatten, waren wohlbehalten nach Frankreich zurückgekehrt. Jacques hatte ihnen alles über mich erzählt. Wir hatten uns zwar nie getroffen, aber seine Mutter liess mir herzliche Grüsse ausrichten und hoffte, wie er schrieb, mich eines Tages persönlich kennenzulernen. Sie fragte ihn ständig nach mir und wollte alles über mich wissen. Er hatte ihr gesagt, dass ich Jüdin sei, «so zart wie ein Vögelchen» und blond, aber hatte nicht den Mut gehabt, ihr zu gestehen, dass er mich in Marseille besuchen wolle.

Als der Zug aus Poitiers endlich in den Bahnhof einlief, glaubte ich es keinen Moment länger auszuhalten zu können. Der Abschied von Jacques am Vorabend unserer Flucht in den unbesetzten Süden war sehr emotionsgeladen gewesen. Jetzt kam er mit einem breiten Grinsen und ausgebreiteten Armen auf mich zu.

«Chérie», murmelte er und schloss mich in die Arme. Ich bedeckte sein Gesicht mit Küssen. Wir verbrachten einen idyllischen Nachmittag mit Spaziergehen und Erzählen. Wie jedes junge französische Paar gingen wir Arm in Arm und blieben nur stehen, um uns zu küssen. Meine Vermieterin hatte ein köstliches Abendessen zubereitet, dessen Zutaten wir grösstenteils Fred verdank-

ten. Für Marseiller Verhältnisse war es ein Festmahl, aber ich glaube, dass der stets hungrige Jacques es etwas dürftig fand.

Nachdem sich meine Vermieterin diskret zurückgezogen hatte, blieben wir beide noch die halbe Nacht auf und unterhielten uns. Ich hatte ihm so viel zu erzählen, denn natürlich gab es Dinge, die ich ihm in meinen Briefen nicht hatte mitteilen können. Ich berichtete Jacques von unserer Flucht, Onkel Max' Lagerhaft und Befreiung, unserer Sorge um Stephanie, von der wir seit ihrer Deportation nichts mehr gehört hatten, und meinen Schwierigkeiten, meine Ausbildung zu beenden.

«Es ist so schön, dass du da bist, Jacques», flüsterte ich und küsste ihn zärtlich. «Ich wünschte, wir könnten immer zusammen sein.»

Er wiederum erzählte mir Neuigkeiten aus Poitiers, von der dramatischen Flucht seiner Eltern aus Indochina und dem politischen Engagement seines jüngeren Bruders Marc. Er richtete mir auch Grüsse von Dédé aus, der ebenfalls seit Stéphanies Deportation nichts von ihr gehört hatte.

Ehe wir uns versahen, dämmerte der Morgen herauf und Jacques musste zum Bahnhof, um seinen Zug zu erreichen. Es kam mir grausam vor, dass wir so wenig Zeit miteinander verbringen konnten, aber ich war trotzdem dankbar für seinen Besuch.

«An Ostern sehen wir uns wieder, Marthe», versprach er. «Wir treffen uns in Vic-sur-Cère, wenn du deine Eltern besuchst.» Ich konnte es kaum erwarten.

Die Wochen zogen sich endlos dahin, aber schliesslich kam der Tag, an dem ich in die Berge fahren und Jacques wiedersehen würde. Juliette Fontanelle, die junge Tochter einer befreundeten Familie aus Arles, die Fred und Rosette für die Osterferien eingeladen hatten, begleitete mich. Der Zug kroch dahin. Eine Reise, die in Friedenszeiten nur wenige Stunden gedauert hätte, nahm jetzt Tage in Anspruch.

Wir würden den ganzen Tag in Richtung Norden fahren. In einem kleinen Ort nördlich von Montélimar würde Jacques zu uns stoßen und wir würden gemeinsam den Zug nach Vic-sur-Cère nehmen.

Nachdem wir in Marseille in den Zug gestiegen waren, hatten Juliette und ich uns auf eine lange, eintönige Reise eingestellt, die nur ab und zu von einem Toilettenbesuch oder ein paar Schritten im Gang unterbrochen würde. Als wir uns ein paar Stunden später ein wenig die Beine vertraten, bemerkte ich im nächsten Abteil einen Mann, der versuchte, unsere Aufmerksamkeit zu erregen. Im selben Abteil saßen noch zwei weitere Zivilisten, ein Priester, zwei deutsche Soldaten und ein Unteroffizier. Da ich annahm, dass sie alle Deutsche waren, ignorierte ich ihn und sagte Juliette, sie solle den Mann gar nicht beachten, denn er wolle sich nur wichtig machen.

Aber als ich wenige Minuten später wieder in seine Richtung schielte, sah ich, dass der Mann auf seine Handgelenke wies und sie aneinanderpresste. Plötzlich begriff ich, dass er Handschellen meinte und dass er, der Priester und die beiden anderen Zivilisten Gefangene waren.

Als kurz darauf einer der beiden Soldaten auf den Gang heraustrat, verwickelte ich ihn sofort in ein Gespräch und fragte ihn auf Deutsch, wohin er reise und wer seine Begleiter seien. «Politische Gefangene», antwortete er und gähnte herzhaft. «Sie werden nach Paris verlegt.»

Etwas später verschwand sein Vorgesetzter, der Unteroffizier, der sich die ganze Zeit angeregt mit einem jungen französischen Mädchen unterhalten hatte, mit ihr in einem leeren Abteil. Die Soldaten entspannten sich sichtlich und erlaubten einem der Gefangenen, sich ein paar Minuten die Beine zu vertreten. «Wie kann ich Ihnen helfen?», fragte ich ihn schnell auf Französisch.

Die Soldaten zündeten sich Zigaretten an und ignorierten uns. Schliesslich war ich nur eine junge Frau.

Ich fügte rasch hinzu: «Warum nutzen Sie die Gelegenheit nicht und versuchen zu fliehen? Der Zug fährt ziemlich langsam. Ich könnte die Soldaten ablenken, während Sie aus dem Klofenster springen.»

Die Gefangenen diskutierten über meinen Vorschlag und schienen sich darauf einlassen zu wollen, aber der Priester sprach sich dagegen aus: «Nein», flüsterte er. «Wir werden nicht fliehen. Gott wird uns helfen.»

Nachdem sie sich gegen meinen Fluchtplan entschieden hatten, bot ich an, zumindest ihre Familien darüber zu informieren, wohin man sie bringen würde. Ich schrieb die Namen und Adressen der Frauen, Freundinnen und Eltern auf. Ich bewunderte diese Männer, die den Mut gehabt hatten, sich gegen die deutschen Besatzer aufzulehnen.

Als wir an unserem Ziel ankamen, hatte ich Jacques aus lauter Sorge um die Gefangenen ganz vergessen. «Gott sei mit Ihnen», sagte ich und winkte ihnen traurig zum Abschied.

Jacques erwartete uns auf dem Bahnsteig. Als er mich sah, rannte er auf mich zu, hob mich hoch und wirbelte mich herum. Aber statt mich über seine überschwängliche Begrüssung zu freuen, konnte ich nur an die Gefangenen denken.

«Es ist so furchtbar, Jacques», klagte ich. «Ich hätte ihnen so gern geholfen, aber ich konnte überhaupt nichts tun.» Beklommen sah ich zu, wie der Zug aus dem Bahnhof auslief.

Vic-sur-Cère hob meine Laune. Wir hatten herrliches Frühlingswetter und überall grünte es. Die Vögel sangen, die Kühe waren auf der Weide und auf den Hochwiesen grasten Schafe. Jacques blieb eine ganze Woche bei uns. Meine Eltern mochten ihn sehr und nahmen ihn herzlich auf. Meine Mutter, die sich immer noch wegen Stéphanies Schicksal grämte, lebte sichtlich auf,

als Jacques ihr versprach, anlässlich unserer Hochzeit zum Judentum überzutreten. Dédé käme es bestimmt nie in den Sinn, Steph zuliebe zu konvertieren.

Es war das erste Mal, dass Fred Jacques traf, und er mochte ihn auf Anhieb. Innerhalb kurzer Zeit gehörte Jacques zur Familie. Der kleine Jacquie, der ihn sofort ins Herz schloss, wich ihm nicht mehr von der Seite. Gemeinsam wanderten wir in den Bergen, erkundeten die Gegend und versuchten, den Krieg eine Weile zu vergessen. Doch trotz unserer Bemühungen trübte Stéphanies Abwesenheit und die ständige Bedrohung durch deutsche Patrouillen unsere Stimmung.

In dieser gemeinsamen Woche drehte sich das Gespräch häufig um die bedauernswerten Gefangenen im Zug und wir überlegten, wie wir mehr aktiven Widerstand gegen die Deutschen leisten könnten. Fred und Arnold waren bereits stark involviert, organisierten Waffen und Munition, die die Alliierten über dem besetzten Frankreich abwarfen, und kannten wichtige Leute in der Resistance. Selbst meine kleine Schwester Hélène, die über Ostern aus Clermont- Ferrand gekommen war, war eine engagierte Widerstandskämpferin. Obwohl sie zwei Stockwerke über einem Gestapobüro wohnte, druckte sie auf einer Druckerpresse in ihrem Zimmer Flugblätter. Ausserdem reiste sie mit einem Rucksack voller Waffen für die Resistance durchs Land.

«Einmal hat mich ein französischer Polizist angehalten», erzählte sie. «Er versperrte mir den Weg und fragte mich, was ich in meinem Rucksack hätte. Ich bin beinah gestorben vor Angst, aber ich strahlte ihn an und da meinte er, dass niemand mit einem solchen Lächeln irgendwas im Schilde führen könne. Dann liess er mich gehen und ich konnte mein kostbares Paket doch noch abliefern.»

Eines Tages sei die SS in die Universitätsbibliothek gestürmt, erzählte sie weiter. Sie wollten wissen, ob Juden anwesend seien. Hélènes Professor stand auf und empörte sich über die Dreistigkeit, mit der sie in diesen ehrwürdigen Saal geplatzt waren. Daraufhin erschossen sie ihn vor aller Augen. Dann trieben sie die Studenten zusammen und liessen sie eine Nacht im Gefängnis schmoren, bevor sie die Nichtjuden wieder freiliessen. Hélène durfte ebenfalls gehen, weil ihr Pass keinen Judenstempel aufwies. Wieder einmal dankte ich im Geist Monsieur Charpentier.

«Also, was kann ich in Marseille tun?», fragte ich Hélène, denn ich wollte endlich auch aktiv werden.

«Nichts, hoffe ich», sagte Jacques schnell. «Du bist mir viel zu wichtig, Marthe. Ich verbiete dir, irgendetwas Törichtes zu tun.»

Fred, dem Jacques' vehemente Reaktion nicht entgangen war, machte ein nachdenkliches Gesicht. «Und was ist mit dir, Jacques?», fragte er ruhig.

Jacques sah erst mich, dann Fred an. «Ich habe mich noch nicht entschieden», sagte er und schluckte. «Ich, ähm, habe mich noch keiner Gruppe angeschlossen.»

Ich lächelte ihn verständnisvoll an und drückte seine Hand.

Die Osterferien gingen viel zu schnell zu Ende und ehe ich mich versah, war ich wieder in Marseille, viele Kilometer entfernt von den Menschen, die mir nahestanden. Ich ging wieder jeden Tag in die Schwesternschule und ass das, was die Patienten übrig liessen.

Einen Monat später sass ich allein in meinem kleinen Zimmer und las Zeitung, als mich eine Notiz auf merken liess: Vier Mitglieder der Résistance, darunter ein Priester, die kürzlich von Südfrankreich nach Paris verlegt worden waren, waren von einem Erschiessungskommando hingerichtet worden.

Ich war fassungslos. «Siehst du, Jacques», murmelte ich, «wir müssen etwas tun. Wir können nicht länger untätig herumsitzen.»

## Geplatzte Träume

Nur einige Monate später sollte ich Jacques wiedersehen. Im Juli 1943 würden er und Dédé eine Woche lang in Paris sein, um an der Universitätsklinik die Aufnahmeprüfung für ein Arztpraktikum abzulegen. Jacques schlug mir vor, mich von der Schule beurlauben zu lassen und Cécile zu besuchen oder mich für denselben Zeitraum in Paris um ein Praktikum zu bemühen.

Da ich inzwischen eine vorbildliche Krankenschwester geworden war und die versteinerten Herzen des Klinikpersonals hatte erweichen können, liess man mich gehen. Ceciles neuer Freund vermittelte mir eine Praktikumsstelle im Hôpital des Enfants Malades, einer Kinderklinik, die Dr. Debré leitete. Nachdem ich mir die nötigen Papiere besorgt hatte, fuhr ich mit der Bahn nach Paris. Während der Fahrt inspizierten die Deutschen gewissenhaft meinen gefälschten Ausweis und reichten ihn mir lächelnd zurück.

Cécile holte mich vom Bahnhof ab. Ich war überglücklich, sie nach fast zwei Jahren wiederzusehen. Sie sah grossartig aus. Seit ihrer Ankunft in Paris gab sie sich als Nichtjüdin aus. Sie war einfach ins Rathaus spaziert und hatte ihre Papiere als gestohlen gemeldet. Nach einer genauen Befragung hatte man ihr einen neuen Ausweis ausgestellt – diesmal ohne das rote JUIVE.

Vom Bahnhof aus fuhren wir mit der Metro zu ihrer Wohnung in der Rue Chevert, nicht weit von der École Militaire entfernt. «Sie ist klein, aber sicher», sagte Cécile, während wir durch die belebten Strassen gingen. Mir fiel auf, dass sie sich ständig nach

allen Seiten umblickte. Überall wimmelte es von deutschen Soldaten und Fahrzeugen.

Ceciles Einzimmerwohnung war winzig, aber gemütlich. Sie sorgte dafür, dass ich mich sofort wie zu Hause fühlte. Wir würden im selben Bett schlafen, wie wir es früher als kleine Mädchen manchmal getan hatten. Sie verdiente ihren Lebensunterhalt mit dem Verkauf von Kleidung an einen türkischen Juden namens Joe Garrison, der sie wiederum auf dem Schwarzmarkt losschlug. Jeden Franc, den sie entbehren konnte, schickte sie Fred.

Sie stellte mir auch ihren Freund Jacques Lefevre vor, einen Medizinstudenten, der am Boulevard Saint-Germain wohnte. Er war Nicht-Jude, Sohn eines Anwalts und – genau wie «mein» Jacques – in Saigon aufgewachsen. Cecile hatte ihn im August 1940 in Toulouse kennengelernt, als sie zu Onkel Léon gefahren war, um meine Grossmutter nach Poitiers zurückzubringen. Jacques, der nach seinem ersten Studienjahr eingezogen worden war, hatte dort seinen Militärdienst abgeleistet. Er hatte Cécile um ihre Adresse gebeten und ihr regelmässig geschrieben. Später nahm er sein Medizinstudium in Paris wieder auf und nicht lange, nachdem Cécile ebenfalls dorthin gezogen war, wurden die beiden ein Paar. Jacques Lefevre liebte meine Schwester über alles und wollte sie unbedingt heiraten. Doch das kam für sie nicht infrage.

«Wir könnten uns doch wenigstens verloben», schlug er ihr schliesslich vor.

«Ich kann unmöglich Zukunftspläne machen, solange unser Land von den Deutschen besetzt ist», erklärte sie ihm. Jacques nickte bedrückt und hoffte inständig, dass der Krieg bald zu Ende wäre.

Ich konnte es kaum erwarten, Jacques wiederzusehen, und war aufgeregt wie ein Schulmädchen vor dem ersten Rendez-

vous. Cécile half mir, alles für seinen Besuch vorzubereiten. Ich zog mein schönstes Kleid an. Als ich Jacques die Tür öffnete, stutzte ich kurz, denn er kam mir grösser und hagerer vor. Doch dann schloss er mich in die Arme und küsste mich zärtlich und ich war einfach nur glücklich. Nach unserer überschwänglichen Begrüssung sah er mich plötzlich mit einem nervösen Lächeln an und ich spürte, dass ihm etwas auf der Seele brannte.

Er schlug vor, irgendwo einen Kaffee zu trinken. Schweigend gingen wir nebeneinander her. In einem Strafiencafé am Boulevard Saint-Germain lotste er mich zu einem Tisch in der hintersten Ecke. Dann nahm er meine Hand und sagte mit blassem Gesicht: «Marthe, ich muss dir was erzählen.»

Er hat eine andere, schoss es mir durch den Kopf. Ich dachte an meinen 21. Geburtstag, als wir uns zum ersten Mal begegnet waren. Wir hatten den ganzen Nachmittag über miteinander getanzt.

Jacques war charmant und sah sehr gut aus. Es hätte mich nicht gewundert, wenn er sich in meiner Abwesenheit in eine andere Frau verliebt hätte.

«Was ist denn los, Jacques?», fragte ich und wappnete mich für das Geständnis, das gleich folgen würde. Ich verstand nicht, weshalb ich nicht schon früher mit so etwas gerechnet hatte. Abgesehen von unseren kurzen Treffen in Marseille und Vic-sur-Cère waren wir fast ein ganzes Jahr getrennt gewesen. Er war schliesslich kein Heiliger.

«Ich stecke in Schwierigkeiten», stiess Jacques hervor.

«Was für Schwierigkeiten?», fragte ich lächelnd. Ich war so erleichtert, dass ich mit meinem Verdacht offenbar falschlag. Er war ein kluger, besonnener und liebenswürdiger Mensch. Was konnten das schon für Schwierigkeiten sein?

«Ich war an einem Mord beteiligt», fuhr er fort und blickte mir fest in die Augen.

Ich musste unwillkürlich lachen. «Mord? Du? Red keinen Unsinn.» Ich boxte ihm spielerisch gegen die Brust.

«Doch, Marthe», beharrte er. «Nach unserem letzten Wiedersehen in den Bergen habe ich mich Marcs Widerstandsgruppe angeschlossen. Und ... und dann haben wir jemanden umgebracht.»

«Das ist nicht witzig, Jacques», sagte ich, während mir ganz flau im Magen wurde. «Das ist ganz und gar nicht witzig.»

«Ich weiss, Marthe.» Er senkte den Blick. «Ich wünschte, es wäre nur ein Witz. Aber es ist leider wahr.»

Dann erzählte er mir mit tonloser Stimme, wie ihn sein Bruder Marc – der kämpferische, idealistische Jurastudent – dazu überredet hatte, mit ihm eine eigene kleine Widerstandsgruppe zu gründen. Gemeinsam mit drei Freunden, zu denen auch Eloi Rieckert, der Bruder meiner Mitschülerin Jeanine, gehörte, führten sie mehrere Sabotageakte durch. Nachdem Marc die Führung übernommen hatte, wagte die Gruppe noch riskantere Unternehmen. Im Mai 1943 – keine vier Wochen, nachdem ich Jacques das letzte Mal gesehen hatte – beschlossen sie, den Arzt Michel Guerin zu entführen, einen Kollaborateur und Antisemiten. Er war der Inbegriff all dessen, was sie zutiefst verabscheuten.

Sie hatten vor, den Arzt zu überfallen und zu verschleppen, ihm seine Schlüssel abzunehmen und sein Haus zu durchsuchen, um sämtliche Unterlagen zu vernichten, die Mitglieder des Widerstands belasteten. Sie lockten ihn zu einer falschen Adresse, unter dem Vorwand, dass dort eine alte Patientin seine Hilfe benötige, aber die Sache ging schief.

«Es gab ein fürchterliches Gerangel», erzählte Jacques atemlos. «Dr. Guérin zog einen Revolver und schoss dreimal. Ich hatte ein Stück entfernt Wache gestanden, und als ich die Schüsse hörte,

rannte ich zu den anderen hinüber. Dann gerieten alle in Panik. Einer von uns wollte ihn bewusstlos schlagen, aber der Stock zerbrach.» Jacques holte tief Luft und nahm meine Hand. «Plötzlich zog jemand ein Messer ... und dann stachen sie auf ihn ein. Marc auch. Wir liessen ihn in einer Blutlache liegen und rannten weg. Er starb noch in derselben Nacht auf dem Operationstisch, aber er lebte lange genug, um der Polizei haargenau zu erzählen, was passiert war.»

Einen Moment lang war ich wie betäubt. Obwohl es ein sonniger, heisser Tag war, fröstelte ich und zog meine Strickjacke fester um mich. Verschwommen nahm ich wahr, wie sich Liebespaare umarmten, wie die Blätter an den Bäumen in der Brise zitterten. Ich hörte Gesprächsfetzen von den Nebentischen. Was mir Jacques gerade erzählt hatte, kam mir völlig unreal vor. Ich konnte einfach nicht glauben, dass mein sanftmütiger Verlobter an so einem brutalen Überfall beteiligt gewesen war. In Friedenszeiten wäre das niemals geschehen. Ich hasste diesen Krieg und den Terror der Deutschen, der aus vernünftigen jungen Männern Mörder machte. Wahrscheinlich hatte sich Jacques von seinem impulsiven Bruder zu der Tat anstiften lassen, aber das würde ihm jetzt auch nichts mehr nützen.

Jacques warf mir einen beschwörenden Blick zu. «Ihnen blieb keine andere Wahl, als ihn zu töten. Sie mussten ihn und diesen verdammten Revolver zum Schweigen bringen.»

Ich starrte auf die Vögel, die vor uns auf dem Boden herumhüpften. «Trotzdem war es Mord», sagte ich leise.

«Es war nicht geplant», verteidigte er sich. «Ich hätte dem nie zugestimmt. Aber ich konnte es nicht verhindern!»

«Der Mann war Arzt wie du, Jacques, und Franzose.»

«Er hat seinen Landsleuten mehr geschadet als die Deutschen!», gab er hitzig zurück. Jacques, der auf mein Verständnis

gezählt hatte, war über meine Reaktion bestürzt. Jedes meiner Argumente schien ihn tief zu treffen.

Obwohl ich immer noch fassungslos war, versuchte ich einen kühlen Kopf zu bewahren. «Du kannst auf keinen Fall nach Poitiers zurück», sagte ich. «Sie werden dich sonst verhaften.» Ich dachte daran, wie die Deutschen die Deportierten im Lager Les Milles behandelt hatten. Wie würden sie dann erst mit einem Widerstandskämpfer verfahren? Das Schicksal der vier Häftlinge im Zug stand mir noch lebhaft vor Augen.

«Du musst in den Süden gehen, Jacques, und dich nach Spanien durchschlagen. Wir treffen uns dann dort. Fred wird alles arrangieren.» Ich versuchte, in kleinen logischen Schritten zu denken, und verdrängte jeden Gedanken an das schreckliche Verbrechen.

«Nein, Marthe. Ich muss zurück», erwiderte er und stand abrupt auf. Als ich mich ebenfalls erhob, umfasste er meine Schultern. Er wirkte stark und entschlossen.

«Meine Familie ist in Poitiers», sagte er mit trauriger Miene. «Marc ist genauso in Gefahr wie ich. Ich kann ihn unmöglich im Stich lassen. Nach der Sache mit Dr. Guérin haben wir uns mit den Kommunisten zusammengetan und einen deutschen Versorgungszug angegriffen. Allein deshalb werden wir von der Gestapo gesucht. Ich habe Marc versprochen, dass wir das gemeinsam durchstehen. Ich gehe zurück nach Poitiers und verabschiede mich von meinen Eltern. Dann organisieren wir so schnell wie möglich unsere Flucht.»

Irgendwie schaffte es Jacques, seine Prüfungen abzulegen. Er glaubte sogar, recht gut abgeschnitten zu haben. Dann war es Zeit für ihn, Paris zu verlassen. Er versprach mir, täglich zu schreiben. Wir versuchten unsere letzte gemeinsame Zeit zu genießen und jeden Gedanken an den bevorstehenden Abschied beiseitezuschieben, aber wir konnten unsere Anspannung nur schwer ab-

schütteln. Kurz vor Jacques' Abreise kam er noch einmal ins Kinderkrankenhaus, um mir Lebewohl zu sagen. Ich begleitete ihn hinaus auf die Strasse.

«Ich liebe dich, Marthe Hoffnung», sagte er und küsste mich auf die Stirn. «Sei tapfer.» Ich rang mir ein Lächeln ab und küsste ihn ebenfalls, einmal auf jede Wange.

«Adieu, chérie», sagte er. Dann nahm er seine Tasche, drehte sich um und ging davon. Mich überlief ein Frösteln. Ich sah zu, wie er immer kleiner wurde, bis er nur noch ein verschwommener Fleck war, der mit der Menge verschmolz.

Als ich in Céciles Wohnung ankam, holte ich den zerknitterten Brief aus der Tasche, den Dédé mir kurz vor seiner Abreise nach Poitiers in die Hand gedrückt hatte. «Das ist wahrscheinlich kein guter Zeitpunkt, Marthe», hatte er gesagt. «Aber ich dachte mir, dass du bestimmt gern Stephs letzten Brief haben würdest. Sie hat ihn mir vor zehn Monaten aus Pithiviers geschickt. Darin steht, dass man sie in ein Arbeitslager in Metz verlegen würde. Das erklärt wohl, weshalb wir seitdem nichts mehr von ihr gehört haben. In einem früheren Brief hat sie geschrieben, dass sie sich den Knöchel gebrochen hat, aber ansonsten schien sie zuversichtlich zu sein.»

Ich hatte mich bei Dédé herzlich bedankt und den Brief eingesteckt. Aber selbst die Neuigkeiten über Stéphanie und der Gedanke, dass sie jetzt in unserer Heimatstadt Metz war, konnten mich nicht aufmuntern. Ich faltete das billige, dünne Papier auseinander und las mit bangem Herzen.

Der Brief stammte vom 20. September 1942, dem Vorabend zum Jom Kippur. Stephs zierliche Handschrift war ganz krakelig.

*Heute werden wir an einen unbekanntem Ort gebracht. Es heisst, dass wir nach Compiègne in der Nähe von Paris kommen. Ich kann immer*

*noch nicht richtig laufen und will mir gar nicht ausmalen, wie ich den Transport überstehen soll. Bitte schreib meinen Eltern, dass ich tapfer und guten Mutes bin, was ja auch stimmt. Du weisst ja, wie stark ich in schweren Zeiten sein kann. Bitte richte ihnen aus, dass sie mir keine Pakete mehr schicken sollen. Dein Paket habe ich bekommen und danke Dir sehr dafür. Leider wird man mir die Umschläge, das Papier und die Taschenlampe wegnehmen. Meinen Füller haben sie schon konfisziert. Und danke für die Zigaretten. Ich habe die ganze Nacht über geraucht, weil sie mir die auch wegnehmen werden. Es ist jetzt sechs Uhr früh und ich habe noch drei übrig. Ich will versuchen, Dir so bald wie möglich eine Nachricht zu schicken. Bitte unternimm weiterhin alles, um mich freizubekommen.*

*Liebster Dédé, ich hoffe, das ist kein Abschiedsbrief, aber ich bin fest entschlossen, nicht aufzugeben. Wenn es das Schicksal gut mit mir meint und wir uns eines Tages wiedersehen, werde ich Dir erzählen, was mir alles widerfahren ist. Mach Dir keine Gedanken um mich; es gibt nur eine Sache, vor der ich mich wirklich fürchte, nämlich, dass ich richtig krank werden könnte. Sei's drum... Sie können uns keinen grösseren Gefallen tun, als uns an Jom Kippur zu verlegen. Da fällt das Fasten umso leichter und wir werden umso inbrünstiger beten. Richte meiner lieben Mutter aus, dass ich viel an sie denke und dass ich ihr verbiete, auch nur eine Träne zu vergiessen. Ich möchte, dass sie bei unserem Wiedersehen noch genauso jugendlich ist, wie ich sie in Erinnerung habe. Sie soll stark sein, denn ich brauche sie noch. Um mich habe ich keine Angst, aber um sie.*

*Bitte grüss Deine Eltern und Rosy herzlich von mir.*

*Ich küsse Dich zärtlich*

**STEPHANIE**

*PS: Ich habe gerade erfahren, dass sie uns in ein Arbeitslager in Metz bringen. Kein Grund zur Sorge. Ich melde mich sobald wie möglich. Gib meiner Familie Bescheid. Au revoir.*

Kurz nach Jacques' Abreise erhielt ich seinen ersten Brief. Er hatte ihn noch im Zug geschrieben. «Der Abschied von dir hat mich schrecklich aufgewühlt», stand darin. «Denk immer daran, wie sehr ich Dich liebe und dass ich mir nichts sehnlicher wünsche, als den Rest meines Lebend mit dir zu verbringen. Und vergiss nicht, ganz gleich, was passiert, ich werde immer Dir gehören.»

Dann folgten kurz hintereinander zwei weitere Briefe. Solange ich Post von ihm bekam, wusste ich, dass er in Sicherheit war. Doch dann vergingen eine Woche und weitere drei Tage, ohne dass ich eine Nachricht von ihm erhielt. Jeden Morgen wartete ich mit klopfendem Herzen auf die Post, aber es war kein Brief von ihm dabei. Cécile fragte mich immer wieder, was denn mit mir los sei. Ich hatte ihr nicht erzählt, was Jacques getan hatte und in welcher Gefahr er schwebte, deshalb verstand sie nicht, warum ich so durcheinander war.

«Du wirst sehen, Marthe, das liegt nur an dieser verdammten Besatzung», sagte sie. «Erst kriegt man wochenlang keinen einzigen Brief und dann plötzlich ein ganzes Bündel.»

Doch irgendwann hielt ich es nicht mehr aus. «Ich muss herausfinden, was mit ihm passiert ist. Ich rufe in Poitiers an», sagte ich zu Cécile. Sie warnte mich, dass das sehr gefährlich sei. Aber ich musste mir einfach Gewissheit verschaffen.

Ich ging zum Telefonieren in ein Postamt, damit man den Anruf nicht zu Cécile zurückverfolgen konnte. Mit zitternder Hand wählte ich die Nummer von Jacques' Tante, die gleich neben seinen Eltern in Poitiers wohnte.

«Bonjour, Madame Marcoux, hier ist Jacqueline Lenotre», meldete ich mich mit fester Stimme. «Ich wollte mich erkundigen, ob alles in Ordnung ist.»

«Nein, leider nicht», war die stockende Antwort. «Es könnte kaum schlimmer sein. Er ist schwer krank. Es ist sehr ansteckend. Sie müssen äusserst vorsichtig sein.»

Die Katastrophe, vor der ich mich so gefürchtet hatte, war also eingetreten. Auf dem Weg zu Céciles Wohnung hatte ich nur einen Gedanken: Du musst dich zusammenreissen. Ich durfte auf keinen Fall auf offener Strasse zusammenbrechen. Das hätte Verdacht erregt und zu meiner sofortigen Verhaftung führen können. Wie durch einen Schleier nahm ich die Gesichter der Menschen wahr, die sich an mir vorbeidrängten. Ein Mann, der es sehr eilig hatte, rempelte mich so heftig an, dass ich hinfiel. Ich registrierte kaum, wie er sich entschuldigte und mir aufhalf.

Als Cécile die Wohnungstür öffnete und mein Gesicht sah, wusste sie sofort, dass etwas Schreckliches passiert war. Wortlos ging ich hinein.

Sie nahm mich am Arm und führte mich zum Bett. Kaum hatten wir uns gesetzt, brach es aus mir heraus. Ich erzählte von dem Mord an Dr. Guérin und von der Sabotageaktion gegen den Versorgungszug. Cécile war bestürzt. Sie fürchtete, man könnte mich mit Jacques in Verbindung bringen und ebenfalls verhaften.

«Wie schrecklich!», rief sie aus. Sie ergriff meine Hand und sah mich forschend an. Dann sprang sie auf. «Komm, Marthe, wir müssen weg hier. Und zwar sofort.»

Entschlossen übernahm sie das Kommando. Sie packte ein paar Sachen für uns in eine Tasche und schob mich aus der Wohnung. Wir wussten, dass Jacques einen Zettel mit unserer Adresse bei sich gehabt hatte; möglicherweise war ihm nicht genug Zeit geblieben, ihn zu vernichten. Wir kamen bei Elise Kirsch unter,

einer katholischen Freundin und ehemaligen Nachbarin aus Metz, mit der Cecile Kontakt gehalten hatte. Wir blieben zwei Wochen dort, ehe wir mit einem mulmigen Gefühl in unsere Wohnung zurückkehrten.

Ich erinnere mich kaum noch daran, wie ich mein Praktikum im Kinderkrankenhaus abschloss und wie ich Ende August wieder nach Marseille fuhr. Ich habe alles nur noch verschwommen vor Augen. Cécile begleitete mich, um mir in dieser schweren Zeit beizustehen. Ich weiss nicht, was ich ohne sie getan hätte.

Für die Resistance waren Jacques, Marc und ihre Schulfreunde Eloi Rieckert, Jean Gautier und Jacques Massias wahre Helden. Ihr Fall sorgte in der landesweiten Presse für Schlagzeilen und es wurde nicht nur im französischen, sondern auch im britischen Rundfunk darüber berichtet.

Ich hatte schreckliche Angst um ihn – und das nicht ohne Grund, wie sich herausstellen sollte. Jacques, Marc und ihre Freunde wurden der neu geschaffenen und gefürchteten Section des Affaires Politiques überstellt, einer Sondereinheit zur Bekämpfung kommunistischer Widerstandsgruppen. Erst viel später erfuhr ich durch seine Mutter, wie schlimm man ihn behandelt hatte. Diese grossartigen jungen Männer aus ehrbaren Familien wurden mit Ketten an den Handgelenken aufgehängt und stundenlang mit Lederknüppeln geschlagen. Wenn sie schrien, stopfte man ihnen trockenes Brot in den Mund, und wenn sie ohnmächtig wurden, tauchte man ihren Kopf in einen Eimer Wasser. Jacques, den man für das schwächste Glied in der Kette hielt, wurde splitternackt auf einen Operationstisch geschnallt und mit Stromstössen und chirurgischen Instrumenten grausam gefoltert. Tag für Tag durchlitten diese jungen Idealisten in den Händen der SS unvorstellbare Torturen. Schliesslich gestanden sie ihre

Tat, doch alle beteuerten, dass sie Dr. Guerin nicht hatten töten wollen, sondern dass es ein Unfall gewesen sei.

Am 16. August 1943 erschienen sie zum ersten Mal in Poitiers vor Gericht. Kurz darauf wurden sie unter strengen Sicherheitsvorkehrungen nach Paris gebracht, wo sie am 10. September vor ein Sondertribunal aus französischen Richtern gestellt wurden. Annette Boutin, eine weitere Freundin aus der Schwesternschule, berichtete mir in ihren Briefen ausführlich von dem Schauprozess.

Gleich am ersten Verhandlungstag forderte die Staatsanwaltschaft die Todesstrafe. Der renommierte französische Strafverteidiger Maurice Garçon, der sich spontan erboten hatte, die Angeklagten zu vertreten, bezeichnete die jungen, durch die Folter gebrochenen Männer als «politische Gefangene», deren einziges Vergehen darin bestanden habe, ihr Vaterland zu sehr zu lieben. Er machte Dr. Guérins infame Hetzkampagnen für dessen «unbeabsichtigten» Tod verantwortlich und bat die Richter um «Mitleid mit diesen jungen Hitzköpfen, die sich von ihrer patriotischen Leidenschaft auf einen Irrweg» hatten führen lassen.

Die Richter schlossen sich Garçons Sichtweise an und befanden, dass die jungen Männer Dr. Guérin nicht vorsätzlich getötet hatten. Alle fünf Angeklagten entgingen der Todesstrafe: Vier von ihnen wurden – in Übereinstimmung mit dem kurz zuvor eingeführten Militärstrafrecht – zu Deportation und lebenslanger Zwangsarbeit verurteilt. Jacques, der nicht unmittelbar an dem Verbrechen beteiligt gewesen war, wurde nur zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit verurteilt.

Als ich in Marseille in meinem kleinen Zimmer sass und in Annettes letztem Brief las, dass Jacques der Todesstrafe entgangen war, konnte ich mein Glück kaum fassen. Ich lief zu Cécile und überbrachte ihr die freudige Nachricht. «Bis zum Ende des Krieges ist er in Sicherheit. Jetzt kann er keine Dummheiten mehr an-

stellen.» Ich wirbelte mit dem Brief in der Hand durchs Zimmer. Mir war, als wäre mir eine zentnerschwere Last von den Schultern genommen. Wenige Tage später kehrte Cécile nach Paris zurück.

Es war nichts Schändliches, unter deutscher Besatzung im Gefängnis zu sitzen; im Gegenteil, man zeichnete sich als wahrer Patriot aus. Ich wagte nicht, mir auszumalen, was Jacques in einem von Deutschen überwachten Zwangsarbeiterlager erwartete, aber ich wusste, dass er jung und stark genug war, um das durchzustehen. Ich konnte nur hoffen, dass dieser Krieg bald zu Ende wäre und er dann schnell freikäme. Und dann würde endlich auch Stéphanie zu uns zurückkehren.

Sechs Wochen später, am 25. Oktober 1943, sollte mein fünftägiges Schwesternexamen beginnen. Ich sass morgens bei einem kargen Frühstück aus trockenem Weissbrot und Tee am Küchentisch und las in der Marseiller Tageszeitung. Endlich schien sich das Blatt zu wenden: Italien hatte eine politische Kehrtwende vollzogen und Deutschland den Krieg erklärt. Überall in Europa waren die Alliierten auf dem Vormarsch. Nach massiven Luftangriffen leckte Hamburg seine Wunden. Korsika wurde als erstes Département Frankreichs von der Résistance befreit und die Deutschen traten in der Sowjetunion den Rückzug an.

Dann fiel mir im hinteren Teil der Zeitung ein kurzer Bericht ins Auge. Er trug die Überschrift: Die fünf Studenten aus Poitiers. Ich stellte meine Tasse ab und las:

Das deutsche Kriegsgericht gibt die standrechtliche Erschiessung von vier der fünf Studenten aus Poitiers bekannt, die kürzlich wegen der Ermordung Dr. Guérins vor Gericht standen. Sie wurden am 24. September von den französischen Behörden dem Kriegsgericht überstellt, das sie wegen Sabotageakten gegen einen deut-

schen Versorgungszug zum Tode verurteilte. Einer der Studenten wurde lediglich zu einer lebenslangen Haftstrafe verurteilt. Fünf ihrer kommunistischen Mitverschwörer wurden ebenfalls hingerichtet. Der Strafverteidiger Maurice Garçon, der die fünf Studenten in ihrem Mordprozess in Paris vertreten hatte, war bei der Urteilsverkündung nicht zugegen.

Der Artikel enthielt keine weiteren Einzelheiten, weder die Namen der Hingerichteten noch den des lebenslang Inhaftierten.

Als ich aufstand, wunderte ich mich, dass mir die Beine nicht wegknickten. Ich ging ans Fenster und starrte hinaus, ohne etwas zu sehen. Jacques muss noch am Leben sein, sagte ich mir. Ich würde es doch spüren, wenn er tot wäre. Bestimmt haben sie ihn verschont, denn er hat ja nur Wache gestanden. Aber hier ging es ja gar nicht um den Mord an Dr. Guérin, sondern um die Sabotageaktion gegen den deutschen Versorgungszug, an der Jacques direkt beteiligt gewesen war.

Ich weiss nicht, wie lange ich am Fenster stand. Mir schwindelte und ich bekam nur schwer Luft. Es gab niemandem, bei dem ich mich nach Jacques hätte erkundigen können. Ich war mir auch gar nicht sicher, ob ich die Wahrheit überhaupt hören wollte. Aber die Ungewissheit war kaum zu ertragen. Ich wäre am liebsten mit dem nächsten Zug nach Poitiers gefahren, um Jacques' Mutter zu besuchen. Ein einziger Blick in ihr Gesicht hätte genügt, um zu wissen, was mit Jacques geschehen war. Doch mein Verstand sagte mir, dass ich ruhig bleiben und auf das Beste hoffen musste, bis es eine offizielle Bestätigung gäbe. Möglicherweise handelte es sich nur um einen Propagandatricks, um die Résistance aus der Reserve zu locken. Vielleicht war der Zei-

tungsredaktion auch ein Fehler unterlaufen und man hatte die Studenten aus Poitiers mit anderen Studenten verwechselt.

Ich sah auf die Uhr. Bald würden die ersten Prüfungen beginnen. Und ich stand immer noch wie festgewachsen an meinem kleinen Fenster. Da fiel mir ein, wie begeistert Jacques von meinem Entschluss gewesen war, Krankenschwester zu werden, und wie er sich darauf gefreut hatte, mit mir gemeinsam in Indochina zu arbeiten. «Das wird einfach wunderbar», hatte er mit leuchtenden Augen gesagt. «Wir werden Seite an Seite Leben retten.»

Ich dachte auch an Fred, der grosse Opfer gebracht hatte, um meine Ausbildung zu bezahlen, damit ich eines Tages mein Abschlussexamen machen und eine staatlich geprüfte Krankenschwester sein würde.

Und mir wurde auch klar, dass ich mich beschäftigen musste, wenn ich nicht verrückt werden wollte. Also zwang ich mich, meine Sachen zusammenzusuchen und in die Rot-Kreuz-Klinik zu gehen, um meine Prüfungen abzulegen.

Einige Kolleginnen merkten sofort, dass ich geweint hatte, und fragten, was denn los sei.

«Ich hab was im Auge», erwiderte ich ohne weitere Erklärungen.

Noch am selben Abend schrieb ich einen Brief an Annette. Ich erkundigte mich nach gemeinsamen Freunden, erwähnte Jacques jedoch nicht. Wie nebenbei fügte ich dann die Frage hinzu: «Was ist eigentlich aus dem jungen Patienten geworden, der letzten Sommer so schwer erkrankt ist?» Ich warf den Brief ein und verkroch mich in meinem Zimmer.

Wie in Trance brachte ich das fünftägige Abschlussexamen hinter mich. Körperlich anwesend, aber innerlich völlig unbeteiligt absolvierte ich die mündlichen und schriftlichen Prüfungen. Ich sass an meinem Schreibpult und starrte so angestrengt auf die

Fragebögen, dass mir die Augen brannten. Dann folgte der praktische Teil des Examens. Unter Aufsicht eines Prüfers versorgte ich Patienten, verabreichte Medikamente, desinfizierte Wunden, wechselte Verbände und biss mir die Unterlippe blutig vor Anspannung. Die meiste Zeit über war mir übel und schwindelig, weil es mich meine ganze Kraft kostete, das alles durchzustehen. Manchmal glaubte ich, den Verstand zu verlieren. Immer wieder liefen in meinem Kopf meine Gespräche mit Jacques ab. Ich konnte mir nicht verzeihen, dass ich ihm bei unserem letzten Treffen in Paris Vorhaltungen gemacht hatte. Ich schwankte zwischen Zuversicht und Hoffnungslosigkeit. Manchmal war ich überzeugt davon, dass er noch lebte, dann wieder stürzte ich in einen Abgrund tiefster Verzweiflung.

Nach jedem Examens tag lief ich ziellos durch die Strassen, bis mir die Füße wehtaten. Ich ass kaum etwas, schlief schlecht und verbrachte die Nächte hauptsächlich mit Lesen. Bücher waren in schweren Zeiten schon immer mein Rettungsanker gewesen – das Einzige, was mich meine Sorgen vergessen liess. Allerdings musste ich eine Seite oft mehrmals lesen, bis ich ihren Inhalt aufnahm. Die Wörter verschwammen einfach vor meinen Augen.

Annettes Antwort war ganze drei Wochen unterwegs. Ich sass mindestens eine Stunde lang mit dem Brief in der Hand auf dem Bett, ehe ich den Mut fand, ihn zu öffnen. Ich riss den blassblauen Umschlag auf, nahm das Blatt Papier heraus und entfaltete es vorsichtig.

«Es tut mir schrecklich leid, aber der Patient, nach dem Du gefragt hast, ist leider gestorben.»

In der berühmigten Festung Mont Valérien nahe Paris war mein geliebter Jacques gemeinsam mit seinem neunzehnjährigen Bruder Marc und zwei weiteren Kameraden von einem Erschießungskommando hingerichtet worden. Man hatte sein junges Le-

ben – wie das Tausender vor ihm – bedenkenlos ausgelöscht. Er war erst 21 Jahre alt. Sein Leichnam wurde in einem anonymen Grab auf dem Friedhof von Ivry-sur-Seine, einem südlichen Vorort von Paris, beigesetzt. Er war am 6. Oktober hingerichtet worden, einem Tag, der wie jeder andere verlaufen war, ohne dass ich auch nur das Geringste von seinem Schicksal geahnt hatte.

Am Morgen vor seiner Hinrichtung schrieb Jacques in einem Abschiedsbrief an seine Eltern: «Sagt Jacqueline, dass ich sie von ganzem Herzen liebe. Aber sie soll ihr Leben nicht mit Trauern vergeuden, sondern einen anderen heiraten.» Ich erfuhr erst ein Jahr später von diesem Brief, aber Jacques' Zeilen wären mir kein Trost gewesen.

Es vergingen Tage, bis ich Cecile und meiner übrigen Familie mitteilen konnte, was passiert war. Ich war völlig auf mich gestellt. Eine Zeit lang hielt ich es nicht allein in meinem Zimmer aus. Ich lief stundenlang durch die Strassen, nur um unter Menschen zu sein. Oder ich setzte mich mit einem Buch in einen Park und gab vor zu lesen. Wie ferngesteuert ging ich jeden Morgen in die Schwesternschule. Dort wusste niemand von meiner Beziehung zu Jacques. Niemand ahnte, warum ich so bedrückt war. Einmal kam eine Mitschülerin zu mir, legte den Arm um mich und fragte: «Sag mal, Marthe, wieso bist du so traurig?» Da brach meine ganze Verzweiflung aus mir heraus. Ich verbarg das Gesicht in den Händen und schluchzte hemmungslos. Als ich mich wieder gefasst hatte, erzählte ich ihr, dass mein Verlobter umgekommen sei. Mehr nicht.

Anfangs war der Schmerz unerträglich. Ich wusste nicht, wie ich den nächsten Tag überstehen sollte. Mein Leben schien abrupt zum Stillstand gekommen zu sein. Es gab keine Zukunft mehr, nur die Vergangenheit. Ich versuchte verzweifelt, in dem sinnlo-

sen Geschehen irgendeinen Sinn zu erkennen. Da mir jeder Gedanke an Jacques' gewaltsames Ende unerträglich war, flüchtete ich mich in eine Welt tröstlicher Erinnerungen. Ich dachte an die kostbaren Stunden zurück, die wir miteinander verlebt hatten. Ich stellte mir vor, wie wir am Fluss entlangradelten, wie wir Hand in Hand im Wald spazieren gingen, wie wir lebhaft diskutierten, wie wir Pläne schmiedeten und davon träumten, im Fernen Osten zu leben, viele Kinder zu haben und gemeinsam alt zu werden.

Unsere Freunde hatten sich manchmal über den Grössenunterschied zwischen uns lustig gemacht, aber mich hatte das nicht im Geringsten gestört. Ich war wahnsinnig glücklich mit ihm gewesen. In den zwei kurzen Jahren, die uns geblieben waren, hatte sich zwischen uns eine innige Verbundenheit entwickelt. Ein einziges Leben hätte nicht ausgereicht, um unsere zahlreichen Pläne zu verwirklichen. Jacques war ein hervorragender Sportler, ein brillanter Student und ein warmherziger, einfühlsamer Mensch gewesen, kraftvoll und leidenschaftlich. Sein mutiger Einsatz für unser Land machte mich unglaublich stolz. Ich glaube jedoch, dass es nicht nur Patriotismus war, der ihn angetrieben hatte, sondern auch der Wunsch, sich für unsere erzwungene Trennung an den Deutschen zu rächen. Ich würde nie mehr einen Mann wie ihn treffen.

Die Wut kam erst später. Ich hasste die Nazis aus tiefstem Herzen. Sie hatten mir mein Leben gestohlen. Sie hatten mich um die Chance gebracht, mit dem Mann, den ich liebte, glücklich zu werden. Sie hatten Jacques sogar einen würdevollen Tod verwehrt, eine Trauerfeier, eine Bestattung und eine eigene Grabstätte. Ich konnte nicht einmal seiner Mutter schreiben, um ihr mein Beileid auszudrücken. Man hatte ihr nicht nur ihre beiden Söhne genommen, sondern auch ihren Mann, der nach Buchenwald deportiert

worden war, da er ebenfalls der Résistance angehört hatte. Und mir war nicht einmal der Beistand all jener geblieben, die ihn gekannt und geliebt hatten. Die Deutschen wollten jedes Andenken an ihn und seine Kameraden auslöschen. Für sie waren die Toten lediglich ein paar weitere Widerstandskämpfer, die sie gefoltert, getötet und in Massengräbern entsorgt hatten.

Schliesslich fällte ich eine ganz persönliche Entscheidung. Obwohl ich mir nicht sicher war, ob ich überhaupt an Gott glaubte, legte ich einen feierlichen Eid ab: «Lieber Gott, ich werde Jacques nie vergessen. Ich werde ihn immer lieben. Hiermit schwöre ich, niemals zu heiraten.»

Niemand würde je von diesem Entschluss erfahren. Das ging nur Gott und mich etwas an.

Eine Woche später wurden die Examensergebnisse bekannt gegeben. Zu meinem eigenen Erstaunen hatte ich mit Auszeichnung bestanden. Jetzt war ich eine examinierte Krankenschwester. Das Problem war nur, dass der Beruf jeden Reiz für mich verloren hatte. Ich wollte mich stattdessen der Résistance in Marseille anschliessen, um den Deutschen zu schaden, wo ich nur konnte. Doch das war nicht so einfach, wie ich es mir vorgestellt hatte.

Als Fred einige Monate zuvor mit dem Geld für Stéphanies Befreiung nach Marseille gekommen war, hatte er mir Armand Kremer vorgestellt, einen ehemaligen Leutnant der französischen Armee, der mittlerweile im Widerstand sehr aktiv war. «Ich bin examinierte Krankenschwester und möchte meinen Beitrag leisten», sagte ich jetzt zu dem griesgrämig wirkenden jungen Mann, der einen Bruder im Kampf gegen die Deutschen verloren hatte. «Bitte geben Sie mir eine Aufgabe.»

Kremer musterte mich von Kopf bis Fuss und lachte. «Meine Organisation rekrutiert keine lebensmüden kleinen Mädchen. Wieso bleiben Sie nicht im Krankenhaus?»

Masslos enttäuscht, beschloss ich zu Cecile nach Paris zu ziehen. Vielleicht war ja die Pariser Resistance weniger engstirnig. Aber zuerst musste ich mir eine Arbeit suchen; Cecile konnte unmöglich allein für unseren Lebensunterhalt aufkommen. Da es zu gefährlich war, mich in einem Krankenhaus zu bewerben – meine Papiere hätten einer genaueren Überprüfung nicht standgehalten –, ging ich zu einer Arbeitsvermittlung, die mir eine Anstellung bei Matilde Lucas besorgte, einer wohlhabenden katholischen Dame, die eine Pflegerin für ihre alte Mutter suchte.

Madame Lucas war eine äusserst liebenswürdige Frau, die mich vom ersten Tag an wie eine Tochter behandelte. Sie und ihr Bruder, der Chefkurator des Louvre war, verkehrten in den höchsten Pariser Kreisen. Obwohl ich ihr nicht erzählte, dass ich Jüdin war, schien sie es zu ahnen. Ich kümmerte mich fünf Tage die Woche um ihre Mutter und nahm gemeinsam mit den beiden Damen die Mahlzeiten ein. Abends ging ich zu Cécile, die mittlerweile eine geräumige Wohnung in der Avenue de La Bourdonnais gemietet hatte.

Unser tägliches Leben war hart und entbehrungsreich. Ständig fiel der Strom aus oder das Wasser wurde abgestellt. Das Brot, für das wir anstehen mussten, schmeckte nach Sägemehl. Das eine Paar Schuhe, das uns pro Jahr zustand, war hässlich und bestand aus grobem Segeltuch und dicken Holzsohlen. Es gab keinen Stoff, um sich Kleider zu nähen. Die Deutschen nahmen uns alles weg. Ohne Bezugsscheine war nichts zu bekommen. Und das Wenige, das es zu kaufen gab, war streng rationiert. Ich brauchte dringend einen Wintermantel, konnte aber nirgendwo einen aufreiben. Es gab keine Kohle zum Heizen und das Gas war so knapp, dass wir nur zu festgelegten Zeiten kochen durften.

In meiner Trauer um Jacques nahm ich diese ganzen Einschränkungen jedoch kaum wahr. Jeden Sonntag fuhr ich mit der

Metro nach Ivry, um sein schlichtes, namenloses Grab zu besuchen.

Anfangs war Cécile sehr beunruhigt. «Sei vorsichtig, Marthe», warnte sie mich. «Die Gestapo lässt den Friedhof bestimmt überwachen. Sie werden jeden unter die Lupe nehmen, der die Hingerichteten gekannt hat.»

Doch das schreckte mich nicht ab. Ich nahm meinen Schal, küsste sie auf beide Wangen und machte mich auf den Weg.

Die lange Fahrt durch die dunklen Metro-Schächte und der sich anschließende zwanzigminütige Fussweg zum Friedhof wurden zum tröstlichen wöchentlichen Ritual. Ich lehnte das Gesicht an die Fensterscheibe, die kreuzweise mit Klebeband verstärkt war, damit sie bei einem Bombenangriff nicht zersplitterte, und beobachtete, wie das Glas von meinem Atem beschlug, wieder aufklarte und wieder beschlug. In Paris waren kaum noch Blumen zu bekommen und ich besass auch nicht viel Geld. Trotzdem erstand ich in einem kleinen Laden am Friedhof immer eine Handvoll Chrysanthemen oder ein paar Rosen. Dann ging ich zwischen den Reihen imposanter Grabstätten hindurch bis zu dem Bereich mit den anonymen Gräbern.

Bei meinem ersten Besuch hatte mir der Friedhofswärter erzählt, dass hier die Männer beerdigt seien, die man auf dem Mont Valérien hingerichtet hatte. Er sah in einer Liste nach und suchte eine Nummer heraus. Dann zeigte er mir mit seinem von Tabak gelb verfärbten Finger den Weg zu dem flachen Erdhügel, unter dem der leidenschaftliche junge Mann ruhte, mit dem ich mein restliches Leben hatte verbringen wollen.

«Seien Sie vorsichtig, Mademoiselle», hatte er mich gewarnt. «Der Feind lauert überall.»

Jedes Mal, wenn ich Jacques' Grab besuchte, tauschte ich die

verwelkten Blumen gegen frische aus. Dann legte ich eine Hand auf den weichen Boden und schloss die Augen. «Hallo, Chéri. Deine kleine Marthe ist wieder hier. Es geht mir gut.»

Während ich dort sass und zu ihm sprach, verlor ich jedes Zeitgefühl. Manchmal tauchte ich erst Stunden später aus meiner Gedankenwelt auf und stellte überrascht fest, dass die Sonne schon tief am Himmel stand. Müde und benommen zog ich dann meine Jacke fest um mich und machte mich auf den langen Heimweg. Wenn ich endlich bei Cecile eintraf, war ich zu erschöpft, um auch nur ein Wort mit ihr zu wechseln.

Wir mussten häufig umziehen. Es gab ein ganzes Netz von Unterstützern, die ihr Leben aufs Spiel setzten, um Leuten wie uns zu helfen. Sie vermieteten Wohnungen, ohne nach dem Namen zu fragen. Wenn es doch einmal jemand tat, nannten wir stets den Namen von Céciles Freund, Jacques Lefevre. In den ersten Monaten, die ich in Paris war, zogen wir vier- oder fünfmal um. Als jemand aus unserem Bekanntenkreis verhaftet wurde und wir erneut unseren Aufenthaltsort wechseln mussten, überliess uns Madame Lucas eine ihrer Wohnungen, ein luxuriöses Appartement in Neuilly. Sie fragte uns nicht einmal, weshalb wir umziehen mussten. So war es damals in Paris. Jeder war vor irgendetwas auf der Flucht. Wir wagten es nicht, längere Zeit am selben Ort zu bleiben, denn wir mussten immer damit rechnen, dass Freunde oder Bekannte, die wussten, dass wir Jüdinnen waren, verhaftet und von der Gestapo gefoltert wurden. Falls sie unsere Adresse tatsächlich preisgaben, hätten wir das nicht als Verrat empfunden. Schliesslich kann niemand sagen, wie er oder sie sich unter Folter verhalten würde. Ich glaube, dass die meisten von uns zerbrechen würden, wenn man sie nur lange und grausam genug quälte.

Man kann heute heldenhaft sein und morgen feige. Ich weiss das. Denn so ist es bei mir gewesen.

Die Vorsichtsmassnahmen, die Cecile und ich treffen mussten, um unentdeckt zu bleiben, waren uns in Fleisch und Blut übergegangen. Wir wären ständig auf der Hut und vermieden jeden Kontakt mit den Behörden. Wir versuchten so viel Geld wie möglich zu verdienen, um unsere Familie in den Bergen zu unterstützen. Die Deutschen waren überall. Sie hatten die prächtigsten Villen und Hotels in Beschlag genommen und bevölkerten Abend für Abend Restaurants, Kinos und Theater. Man konnte ihnen unmöglich aus dem Weg gehen. Manchmal sprachen uns auf der Strasse Grüppchen von Wehrmachtssoldaten an, die weibliche Gesellschaft suchten, aber es gelang uns jedes Mal, sie abzuwimmeln.

Ich hatte im Laufe der Jahre ein untrügliches Gespür für Gefahrensituationen entwickelt, das mir mehr als einmal das Leben rettete – so auch während meiner Zeit in Paris. Es passierte mir mehrmals, dass ich in der Stadt unterwegs war und kurz vor dem Eingang zu einer Metro-Station abrupt stehen blieb, weil ich ein ungutes Gefühl hatte. Im nächsten Moment hörte ich von unten die Trillerpfeifen der Polizei, die bei einer Razzia Juden und «unerwünschte Personen» festnahm. Viele jüdische Freunde wurden bei solchen Gelegenheiten verhaftet und deportiert. Wir mussten immer wachsam sein.

Aber einmal liess mich mein sechster Sinn im Stich. Als Cécile und ich eines Samstagnachmittags den Boulevard Haussmann entlanggingen und ich an Jacques und meinen sonntäglichen Friedhofsbesuch dachte, trat plötzlich vor uns ein Mann aus einem Hoteleingang und wäre beinah mit uns zusammengestossen. Ich erkannte ihn sofort.

«Hallo, Heinrich!», rief ich ohne nachzudenken und hielt Cécile am Arm fest.

Es war unser Freund aus Poitiers, der gut aussehende Deutsche, der wegen seiner kommunistischen Überzeugung aus seiner Heimat und später auch aus Poitiers hatte fliehen müssen. Er war immer noch eine imposante Erscheinung. Ich freute mich wirklich, ihn wiederzusehen, denn ich hatte mich oft gefragt, wie es ihm wohl ergangen war.

«Hallo», erwiderte er verwirrt.

Dann erkannte er uns und breitete die Arme aus. «Marthe! Cécile! Wie schön, euch hier zu treffen!», rief er.

Erst jetzt bemerkte ich seine tadellose Erscheinung – den perfekt sitzenden Nadelstreifenanzug, die elegante Aktentasche, die auf Hochglanz polierten Lederschuhe. Ausserdem roch er nach teuren Zigarren und edlem Rasierwasser – Düfte, die mir seit Jahren nicht mehr um die Nase geweht waren. Dann dämmerte mir, dass er aus dem Hôtel Ambassadeur gekommen war, in dem sich das Oberkommando der deutschen Marine einquartiert hatte.

«Was hat euch zwei denn nach Paris verschlagen?», fragte Heinrich aufgeräumt.

«Wir machen nur einen Tagesausflug», sagte Cécile schnell. «Wir sind mit dem Morgenzug gekommen.» Ich sah sie verständnislos an. Warum erzählte sie so etwas?

Während Heinrich uns von oben bis unten musterte, spannten sich unmerklich seine Kiefermuskeln. «Ach, wirklich?», erwiderte er mit einem seltsamen Unterton. «Warum tragt ihr eigentlich keinen gelben Stern?» Er wusste natürlich, dass wir Juden waren; er war oft genug zum Sabbatmahl bei uns zu Hause gewesen.

Mir schnürte sich die Kehle zu, aber Cécile, die die Gefahr viel früher erkannt hatte als ich, reagierte sofort. «Wir haben sie nur für die Zugfahrt abgenommen», erklärte sie mit einem verschwörerischen Lächeln. «Das erleichtert einem das Leben heutzutage enorm, wie du ja weisst.»

«Verstehe», sagte Heinrich und sah sich um, als suche er jemanden. «Kann ich euch vielleicht auf ein Gläschen einladen? Um auf die alten Zeiten anzustossen? Ich kenne gleich um die Ecke ein nettes, kleines Cafe.»

«Nein», sagte Cecile wie aus der Pistole geschossen. Dann fügte sie lächelnd hinzu: «Danke, Heinrich, das ist wirklich lieb von dir, aber wir haben leider keine Zeit. Wir sind ja nur einen Tag hier.» Sie warf einen Blick auf ihre Uhr. «O Gott, Marthe, wir müssen uns beeilen, sonst verpassen wir unseren Zug! Es war wirklich schön, dich wiederzusehen.» Sie streckte ihm ihre Hand hin.

Wir entschuldigten uns für unsere Unhöflichkeit und hasteten davon. Cécile zog mich im Eilschritt hinter sich her. Wir liefen durch kleine Nebenstrassen, änderten mehrmals die Richtung, durchquerten so im Zickzack das Viertel. Als wir sicher waren, dass uns niemand folgte, machten wir eine Verschnaufpause. Und dann hielt mir Cecile eine Standpauke.

«Wie konntest du ihn nur ansprechen?», zischte sie. «Er hätte uns doch gar nicht erkannt. Hast du immer noch nicht kapiert, dass unser Leben hier an einem hauchdünnen Faden hängt? Wie konntest du nur so unvorsichtig sein?»

Ich senkte beschämt den Kopf und wusste nicht, was ich erwidern sollte. Ich hatte mich einfach gefreut, ihn wiederzusehen, er war immer so nett zu uns gewesen. Ich hatte ganz spontan reagiert. Cécile dagegen hatte mit dem geschärften Blick einer Fluchterfahrenen die Lage sofort richtig eingeschätzt und gewusst, dass ihm nicht zu trauen war. Heinrich arbeitete für den deutschen Geheimdienst, und zwar schon von Anfang an. Vermutlich war er nur in Poitiers gewesen, um uns auszuspionieren und seinen deutschen Vorgesetzten Bericht zu erstatten. Wir waren alle auf ihn hereingefallen.

Ich weiss nicht, wie wir es an jenem Nachmittag schafften, den Deutschen zu entkommen. Bestimmt war Heinrich sofort ins Hôtel Ambassadeur zurückgegangen, hatte unsere Personenbeschreibung weitergegeben und dafür gesorgt, dass man die Bahnhöfe in Paris und Poitiers überwachte. Es hätte nicht viel gefehlt und wir wären den Deutschen ins Netz gegangen.

## Die Scherben auflesen

Während Cécile und ich die Befreiung von Paris herbeisehnten, kämpften sich die Alliierten durch Italien vor, eroberten Rom zurück und landeten dann am 6. Juni 1944 in der Normandie.

Aus dem Radio erfuhren wir von dem Massaker der SS in Oradour-sur-Glane, dem siebenhundert unschuldige Franzosen zum Opfer fielen; wir litten mit der Londoner Bevölkerung, die dem Bombardement durch die neuen Vi-Bomben ausgesetzt war, und wir jubelten, als die russische Armee nach Warschau vorrückte. Abend für Abend lauschten wir den Nachrichten der BBC, trotz des atmosphärischen Rauschens, mit dem die Deutschen die Übertragung zu stören versuchten. Wir winkten von den Dächern, während die Flugzeuge der Alliierten über uns hinwegflogen, schreckten beim Geräusch der Flakgeschütze zusammen und vergossen bittere Tränen über jeden getöteten Piloten.

Allmählich gab ich die Hoffnung auf, dass ich es je schaffen würde, Mitglied der Resistance zu werden, denn man nahm mich dort einfach nicht ernst. Einer ihrer Chefs, den ich in seinem Büro in einem Pariser Vorort aufgesucht hatte, befragte mich über eine Stunde lang, nur um mir anschliessend zu sagen: «Das kann nicht Ihr Ernst sein, Mademoiselle. Sie sind ja fast noch ein Kind. Was könnten Sie uns schon nützen?»

Ich fand allerdings, dass es bereits eine grosse Leistung war, auch nur einen einzigen Tag als Jüdin in Paris zu überleben. Es

war ein Akt des Widerstands und ein Sieg für die Menschheit.

Während die Alliierten immer näher kamen, wurden die Deutschen zunehmend kriegslüsterner. Die Wehrmacht, die sich nach ihren zahllosen Siegen für unbesiegbar gehalten hatte, hätte nie für möglich gehalten, dass ihr die Alliierten eine Niederlage beibringen könnten. In den Strassen wimmelte es von deutschen Soldaten; Tag für Tag marschierten sie im Stehschritt die Champs-Élysées entlang, aber leider sah ihnen niemand dabei zu. Ihr pompöser Auftritt fand vor leeren Zuschauerrängen statt.

Wir hatten jetzt Mitte August. Seit über einer Woche wurde in Paris gekämpft, Barrikaden waren errichtet worden und es hatte viele Tote gegeben. Ich ging trotz der Schusswechsel weiterhin jeden Tag zu Fuss zur Arbeit. Nicht selten musste ich einen Umweg machen, um Scharfschützen auszuweichen. Angesichts der zahllosen Verwundeten, die auf den Bürgersteigen lagen, beschloss ich, mich beim Hauptbüro des Roten Kreuzes zu melden und meine Hilfe anzubieten.

«Ich bin examinierte Krankenschwester», erklärte ich. «Ich würde gern bei der Versorgung der Verletzten helfen.»

«Sind Sie Jüdin?» Die junge Frau am Empfang musterte mich kühl. «Wir dürfen nämlich keine Juden beschäftigen.»

Voller Abscheu verliess ich das Büro. Es war nicht das erste Mal, dass mich diese internationale Organisation, die sich mit ihrer Neutralität brüstete, tief enttäuschte.

Während immer erbitterter gekämpft wurde, hob sich die Stimmung unter den Parisern merklich. Wir hofften, dass die Befreiung kurz bevorstand. Am Abend des 24. August, nach Beginn der Sperrstunde, hörten wir endlich im Radio, dass General Jacques Leclercs 2. Panzerdivision vor den Toren von Paris stand.

Die Amerikaner, die die siegreichen Truppen angeführt hatten, waren so höflich gewesen, dem General beim Einzug in Paris den Vortritt zu lassen. Cecile und ich kamen gerade von der Arbeit nach Hause, als wir die fantastischen Neuigkeiten hörten.

In diesem Moment fingen die Glocken von Paris, die vier Jahre lang geschwiegen hatten, an zu läuten. «Hör doch, Cécile!», rief ich und riss das Fenster auf. Wir standen da, genossen die Abendsonne und lauschten andächtig dem Geläut.

Überall um uns herum kletterten die Menschen auf die Dächer, traten auf ihre Balkone oder lehnten sich wie wir aus dem Fenster; Tränen des Glücks liefen ihnen übers Gesicht. Plötzlich stimmte jemand die Marseillaise an. Instinktiv fielen wir in den Gesang ein. Bald hallte die ganze Strasse, dann die ganze Stadt vom Geläut der Glocken und unserer mitreisenden Nationalhymne wider.

Ich war begeistert von der Spontanität der Pariser. Die Deutschen, die mit ihren Maschinengewehren an den Barrikaden standen, hoben die Köpfe und sahen ohnmächtig zu uns herauf. Die Befreiung von Paris war die Antwort auf all unsere Gebete. Auch wenn ich hin und wieder ängstlich und mutlos gewesen war, hatte ich doch immer gewusst, dass die Alliierten siegen würden, denn das Unrecht der Deutschen konnte einfach nicht hingenommen werden. «Es kann nicht sein, dass so viel Leid ungestraft bleibt», hatte ich oft zu Cécile gesagt.

Nachdem die vier dunklen Jahre der Besatzung endlich hinter uns lagen, sangen wir aus voller Kehle. Zwar hatten einige Soldaten das Gewehr auf uns gerichtet, aber sie wagten nicht zu schießen. Bis jetzt hatten wir ihre Anwesenheit zähneknirschend ertragen, waren ihnen möglichst aus dem Weg gegangen, hatten mit ihren Vorschriften leben gelernt und Hunger und Entbehrungen

in Kauf genommen. Aber jetzt hatte sich das Blatt gewendet. Sie wussten, dass ihre Stunden in Paris gezählt waren. Nur die Ausgangssperre hinderte uns daran, auf die Strasse zu laufen und zu tanzen, aber wir zeigten ihnen auch so, was wir empfanden. Es war ein überwältigendes Gefühl.

Am nächsten Morgen, dem 25. August, strahlte die Sonne vom Himmel. Die Wachposten waren verwaist – offenbar hatten die deutschen Soldaten in der Nacht noch die Flucht ergriffen. Die Franzosen eroberten sich ihre Hauptstadt zurück. Sie rissen die Hakenkreuzfahne vom Eiffelturm und ersetzten sie durch die Trikolore. Am 15. August war die Polizei in den Streik getreten und am 19. hatten Widerstandskämpfer die Präfektur auf der île de la Cité besetzt. Mitglieder der Résistance lieferten sich Strassenschlachten mit den wenigen noch verbliebenen Deutschen und Vichy-Anhängern. Granaten explodierten und Scharfschützen schossen aus allen Richtungen.

Um 19 Uhr am 26. August wurde General de Gaulle, der frisch ernannte Oberbefehlshaber der Freien Französischen Streitkräfte, im Rathaus empfangen und hielt vom Balkon aus eine spontane Ansprache mit dem berühmten Satz: «Paris, du wurdest beleidigt, du wurdest gebrochen, du wurdest gepeinigt. Aber heute, Paris, bist du frei!»

Früh am nächsten Morgen rief ich Madame Lucas an und sagte ihr, dass ich mir einen Tag freinehmen wolle. «Ist das alles nicht wunderbar?», rief ich, und sie stimmte mir zu.

«Feiern Sie ruhig», sagte sie. «Ich kümmere mich heute um meine Mutter.»

Ich fuhr mit dem Fahrrad kreuz und quer durch Paris. Es wurde immer noch geschossen und in den Strassen lagen überall Tote, aber ich war so euphorisch, dass ich mir der Gefahr kaum bewusst war. Ich wollte unbedingt an diesem historischen Ereignis

teilhaben. Und so ignorierte ich die Schusswechsel und radelte einfach weiter. Ich war 24 Jahre alt und es war ein erhebendes Gefühl, mitzuerleben, wie es französische Patrioten mutig mit deutschen Scharfschützen und Vichy-Anhängern aufnahmen.

Ich sah Männer und Frauen, die mit Armen voller Blumen und Geschenke den französischen Soldaten entgegenliefen, auf die Panzer kletterten und ihre Helden umarmten und küssten. Am nächsten Tag würden die Amerikaner kommen, aber heute galt der Jubel allein den französischen Soldaten. Alte Männer holten ihre besten Anzüge aus dem Schrank, Frauen packten ihre Festtagsgarderobe aus, die sie vor vier Jahren eingemottet hatten, und in den Bars tauchten plötzlich ungeahnte Champagnervorräte auf.

Cécile war zu Hause geblieben. Wir besaßen zwar nur ein Fahrrad, aber das war nicht der Grund. Sie war einfach nicht so abenteuerlustig wie ich. Als ich an jenem Abend nach Hause kam, konnte ich es kaum erwarten, ihr von meinen Erlebnissen zu berichten. «Cécile, es war fantastisch!», sprudelte ich hervor. «Paris ist gerettet. Die Deutschen ziehen ab. Das hättest du sehen sollen. Die Polizei musste die gefangenen Soldaten beschützen, damit sie nicht gelyncht wurden.»

Cécile lauschte mit offenem Mund. «Sie haben deutsche Soldaten und französische Kollaborateure verhaftet. Das ging nicht immer fair zu. Oft haben sie sie einfach auf die Strasse geschleift und verprügelt. Ich habe gesehen, wie eine Frau mit geschorenem Kopf von einer johlenden Menge verhöhnt wurde. Es ist wirklich eine Schande, dass sich die, die im Krieg nur den Kopf eingezogen haben, jetzt als Patrioten aufspielen. Es war ein richtiger Mob, Cécile. Ich wollte dazwischengehen, aber ich hatte Angst, dass sie mich als Deutschenliebchen beschimpfen würden. Sie waren unberechenbar.»

«Und was hast du dann gemacht?», fragte Cécile, entsetzt, dass ich mich solchen Gefahren ausgesetzt hatte.

«Ich bin einfach weitergeradelt. Ich war in jedem Arrondissement, weil ich mir ein Bild machen wollte. Was für ein unglaublicher Tag!»

«Ich habe Sanitätswagen gesehen, die von Französischen und Amerikanerinnen in Uniform gefahren wurden», fuhr ich atemlos fort. «Jacques und ich hatten ja immer davon geträumt, uns de Gaulles Freien Franzosen anzuschliessen. Jetzt, wo er tot ist, werde ich es alleine machen. Endlich kann ich meinem Vaterland dienen, Cécile!»

In den ersten Tagen nach der Befreiung war ich voller Euphorie; nur der Gedanke an Jacques trübte ab und zu meine Hochstimmung. Mir wurde bewusst, wie ungerecht das Leben doch war. Schuldgefühle plagten mich, weil ich überlebt hatte und er nicht. Ausserdem machte ich mir grosse Sorgen um Stéphanie in Metz und unsere Familie in Vic-sur-Cère – beides Orte, die noch nicht befreit worden waren.

Ich wollte unbedingt Verantwortung übernehmen und etwas dafür tun, dass dieser elende Krieg möglichst bald zu Ende war. Obwohl die Nationalsozialisten Paris und zahlreiche andere eroberten Gebiete verloren hatten, gaben sie sich keineswegs geschlagen, sondern nahmen Bukarest ein, zerstörten Warschau und scheuten auch nicht davor zurück, ihre neuen V2-Bomben einzusetzen. Der Kampf war noch lange nicht vorbei und ich war fest entschlossen, meinen Teil zur Befreiung Frankreichs beizutragen.

Am Tag nach Leclercs triumphalem Einzug in Paris beschloss ich, mich bei der französischen Armee als Krankenschwester registrieren zu lassen. Das erschien mir am sinnvollsten. Als ich mich dem Gebäude näherte, wo das Anwerbungsbüro untergebracht war, sah ich, dass die Schlange bis auf die Strasse reichte. Mehrere Tage wartete ich geduldig, ohne an die Reihe zu kom-

men. Nachdem ich es endlich geschafft hatte, musste ich einsehen, dass es hoffnungslos war. Es gab, wie ich feststellen musste, zu viele unüberwindbare Hürden.

«Können Sie beweisen, dass Sie während der Besetzung nicht den Deutschen geholfen haben?», wurde ich nach einer pedantischen Prüfung meines Ausweises, meiner Geburtsurkunde und meiner Meldebescheinigung gefragt.

Die Aufnahme in die Armee war mit so vielen Auflagen verbunden, dass ich als Flüchtling mit einem gefälschten Ausweis gar keine Chance hatte. Ich konnte ihr Misstrauen ja verstehen. Schliesslich wollten sie verhindern, dass Kollaborateure ihre Vergangenheit reinwaschen.

«Kann ich mich nicht auch zur Armee melden, ohne Ihre ganzen Bedingungen zu erfüllen?», fragte ich die Offizierin entnervt.

«Nein», erwiderte sie kurz angebunden. «Der Nächste.»

Eines Abends, als ich auf dem Heimweg von Madame Lucas' Mutter gedankenverloren die Trocadero-Brücke überquerte, hörte ich hinter mir Schritte. Ich schaute mich um und sah, dass mir ein grosser Mann in Uniform folgte. Etwas in seinem Blick machte mir Angst. Es war erst halb acht, aber ausser uns war niemand unterwegs.

Ich lief schneller und hoffte, dass endlich die Avenue de la Bourdonnais und unser Haus in Sicht kämen.

Als ich fast das andere Ende der Brücke erreicht hatte, spürte ich plötzlich eine Hand auf meiner Schulter. Ich wirbelte herum und stand einem riesigen Amerikaner gegenüber. Er blies mir seinen Alkoholatem ins Gesicht und lallte irgendetwas Unverständliches auf Englisch. Dann packte er mich am Arm und zerrte mich mit einem breiten Grinsen auf eine steinerne Rampe, die zur Seine hinunterführte und wo wir erst recht keinem Menschen begegnen

würden. Vergeblich versuchte ich, mich aus seinem eisernen Griff zu befreien. Aber er war mir natürlich haushoch überlegen.

Reflexartig sackte ich in mich zusammen und sank auf Pflaster. Verblüfft liess er meinen Arm los. Ich packte die Gelegenheit beim Schopf und rannte auf die andere Strassenseite.

Ich schrie laut um Hilfe. Es musste mich doch irgendetwas hören! Mein Angreifer erholte sich rasch von seiner Überraschung und rannte mir hinterher. Mit seinen langen Beinen hatte er mich im Nu eingeholt. Er zerrte an meinen Kleidern, sodass meine Bluse einriss und meinen BH entblösste. Seine Hände waren überall; seine Alkoholfahne brachte mich zum Würgen. Ich wehrte mich nach Kräften, aber gegen ihn konnte ich nichts ausrichten.

Ich wollte ihn warnen, dass ich gleich losschreien würde, aber das wenige Englisch, das ich konnte, stammte von Songs aus dem Radio. Atemlos rief ich: «1'11 cry!» Aber er lachte mich nur aus und hielt mich weiter fest umklammert, während ich mit den Fäusten auf seine Brust einschlug.

«Cry, baby, cry», johlte er.

Plötzlich packte mich eine solche Wut, dass ich mich zu voller Grösse aufrichtete und ihn anfauchte.

«Sie widern mich an, Sie besoffener Rüpel. Ihr kommt nach Paris, um uns angeblich zu befreien, aber kein Boche hat mich jemals so behandelt!»

Er starrte mich verblüfft an. Wahrscheinlich hatte er das Wort Boche herausgehört und verstanden, dass ich ihn auf unvoreilhaftige Weise mit den Deutschen verglichen hatte. Unvermittelt liess er mich los, fuhr sich mit der Hand durch die Haare und sah plötzlich ganz zerknirscht aus.

Er versuchte mich zu besänftigen, aber ich schaute ihn nur voller Verachtung an, während ich meine Kleider notdürftig in Ordnung brachte.

Zu meiner Überraschung fiel er vor mir auf die Knie und umklammerte meine Hände. Er schien mich um Verzeihung bitten zu wollen. «S'il vous plaît», sagte er mit einem starken amerikanischen Akzent, «kann ich Sie wiedersehen?»

Angeekelt sah ich auf ihn hinunter, zischte «Non!» und rannte, so schnell ich konnte, davon. Er rief mir noch eine Weile hinterher und ich hörte seine Schritte, aber schliesslich gab er es auf. Ich blieb erst stehen, als ich vor Céciles Wohnung angekommen war.

Seit dem Tod von Jacques und Marc war der Name Delaunay in ihrer Heimatstadt berühmt. Jeder, der für Frankreich gestorben war, war jetzt ein Nationalheld, und eine Familie, die zwei Söhne an die Deutschen verloren hatte, bekam dadurch fast einen Heiligenstatus. Ich hatte Jacques' Mutter nie kennengelernt. Als ich noch in Poitiers wohnte, hatte sie mit ihrem Mann in Saigon gelebt und war erst nach unserer Flucht zurückgekehrt.

Aber jetzt reiste ich nach Poitiers, um sie zu treffen. Die Zugfahrt schien kein Ende nehmen zu wollen, und als ich endlich bei Jacques' Elternhaus ankam, war ich völlig erschöpft. Ich klopfte an die Tür, aber nichts rührte sich. Ich wartete ein paar Minuten und wollte schon wieder gehen, als ich Schritte hörte. Der Riegel wurde zurückgeschoben und kurz darauf spähte eine Frau durch den Türspalt. Sie war leichenblass und hatte dunkle Ringe unter den Augen.

«Madame Delaunay?», fragte ich zögernd. «Ich bin Marthe.»

Sie zeigte keine Reaktion.

«Sie kennen mich vielleicht unter dem Namen Jacqueline», erklärte ich. «Jacqueline Lenotre.»

Die Tür wurde aufgerissen und Madame Delaunay schloss mich in ihre knöchigen Arme. Schweigend und unter Tränen umarmten wir uns. Als ich schliesslich den Kopf hob, nahm sie mein

Gesicht in beide Hände und küsste mich liebevoll auf die Wangen.

«Herzlich willkommen, Marthe», sagte sie mit heiserer Stimme. «Komm herein, mein Kind.»

Stundenlang, wie es schien, sassen wir nebeneinander in ihrem Wohnzimmer, redeten, weinten und tauschten Erinnerungen aus. Sie holte Fotoalben hervor und zeigte mir Kinderbilder von Jacques und Marc. Später erzählte sie mir von ihren wenigen Besuchen im Gefängnis.

«Sie waren immer so hungrig. Vor allem Jacques», sagte sie und lächelte bei der Erinnerung an ihn. «Schon als kleines Kind hatte er einen gesunden Appetit.»

Während ich Madame Delaunay zuhörte, wurde mir klar, dass sie nicht allein in Poitiers bleiben konnte. Der Tod ihrer Söhne und die Abwesenheit ihres Ehemanns, von dem sie immer noch nichts gehört hatte, nahmen sie seelisch zu sehr mit. Ausserdem war sie immer noch geschwächt durch die Ruhr, an der sie in Indochina erkrankt war. Und so packte ich ein paar Sachen für sie ein und fuhr mit ihr zusammen zurück nach Paris, wo Cécile und ich uns um sie kümmerten.

Nachdem sie sich etwas erholt hatte, nahmen wir den Zug nach Ivry, wo wir die Gräber ihrer Söhne aufsuchten. Ich stand etwas abseits, während Madame Delaunay niederkniete. «Ich möchte sie nach Hause holen», sagte sie, ihr ausgemergeltes Gesicht war nass vor Tränen. «Sobald es mir besser geht, hole ich sie von diesem schrecklichen Ort weg.»

Es war der Tag, an dem de Gaulle den Friedhof besuchte, um den Nationalhelden die letzte Ehre zu erweisen. Madame Delaunay und ich standen am Grab unserer Lieben wie die Angehörigen Dutzender anderer Toter auch, die auf diesem tristen Vor-

stadtfriedhof begraben lagen. Wir alle hofften auf ein tröstendes Wort dieses grossen Mannes. Aber de Gaulle salutierte, drehte sich auf dem Absatz um und verschwand wieder. Seine Ignoranz verletzte Jacques' Mutter sehr.

«Sind ihm meine getöteten Söhne nicht ein einziges Wort wert?», fragte sie bitter.

Aber die Resistance-Führer übersahen sie nicht, sondern beglückwünschten sie mit grossem Respekt. Als sie sie fragten, ob es etwas gäbe, das sie für sie tun könnten, nickte sie: «O ja, Sie können Mademoiselle Hoffnung in eine Ihrer Einheiten aufnehmen. Sie war die Verlobte meines Sohnes Jacques und hat meine volle Unterstützung. Sie werden sehen, ihre Referenzen sind erstklassig.»

So kam es, dass ich dank ihrer persönlichen Empfehlung schliesslich doch noch in die Armee aufgenommen wurde. Ich bekam die Regimentsnummer 44-75'802'236 und wurde dem 151. Infanterieregiment zugeteilt, einer früheren Resistance-Einheit unter dem Kommando von Oberst Pierre Fabien, der sich als Widerstandskämpfer einen Namen gemacht hatte. Fabien war berühmt dafür, dass er das erste Attentat auf die deutschen Besatzer in Paris verübt hatte. Auf Befehl General de Gaulles war die Einheit in die reguläre französische Armee eingegliedert worden. Ich war eine ihrer jüngsten Rekrutinnen.

Im November 1944, als Aachen als erste deutsche Stadt von den Alliierten eingenommen wurde und die Engländer in Griechenland landeten, fuhr ich zusammen mit einer Gruppe von Soldaten, die nach einem wohlverdienten Heimaturlaub an die Front zurückkehrten, in einem alten, klapprigen Bus zur Grenze. Da ich ein elegantes, marineblaues Kostüm und eine weisse Bluse trug, hielt mich wohl niemand für eine Soldatin, denn einer der Offiziere fragte mich höflich: «Besuchen Sie jemanden, Mademoiselle?»

«Nein», antwortete ich und lächelte glücklich, «ich verteidige mein Vaterland!»

Alle paar Kilometer blieb der Bus liegen und so dauerte unsere Reise durch die verwüstete französische Landschaft volle fünf Tage. Da es nirgends Benzin gab, «borgten» wir uns heimlich welches von den Amerikanern.

Bei unserer Ankunft im Elsass musste ich mich bei einem Offizier namens Michel Guéret melden, einem äusserst unangenehmen Zeitgenossen, wie ich bald erfahren sollte. Er baute sich vor mir auf und blaffte: «Waren Sie in der Résistance?»

«Nein, Herr Leutnant», antwortete ich und nahm Haltung an. «Das war ich nicht, aber ...»

«Wie können Sie es wagen, hier zu erscheinen, nachdem Sie im Krieg keinen Finger gerührt haben?», unterbrach er mich mit hochrotem Gesicht. «Ich bin es leid, mich mit Feiglingen abzugeben, die sich jetzt freiwillig melden, um gut dazustehen.»

«Ich bin nicht feige. Ich habe im Krieg eine Menge geleistet», erwiderte ich gekränkt. «Ich habe nur keiner organisierten Gruppe angehört. Aber mein Verlobter war im Widerstand aktiv. Er wurde hingerichtet.»

Das schien Leutnant Guéret nicht zu beeindrucken. «Ein Grund mehr, um gegen die Deutschen zu kämpfen. Wie auch immer, es geht hier nicht um Ihren Verlobten, Mademoiselle, sondern um Sie. Warum sind Sie nicht einfach losgezogen und haben jeden Deutschen umgebracht, der ihnen über den Weg lief? Dazu braucht man keine Organisation.»

Ich erzählte ihm, dass ich mehrmals vergeblich versucht hatte, Mitglied der Résistance zu werden, und dass meine Familie anderen Menschen bei der Flucht über die Grenze geholfen hatte, aber

nichts überzeugte ihn. «Das ist kein Ort für Sie. Gehen Sie nach Hause, wo Sie hingehören.» Er grinste mich hämisch an.

«Das werde ich nicht tun», erwiderte ich bestimmt. «Ich bin von der Heeresführung in Paris Ihrer Einheit zugeteilt worden und ich habe auch vor, hierzubleiben.»

Als Krankenschwester wäre ich automatisch als Offizier eingestuft worden, aber Guéret beschloss, mich für meinen vermeintlichen Mangel an Mut zu bestrafen, und degradierte mich stattdessen zum Feldwebel. Triumphierend teilte er mir seine Entscheidung mit.

Ich zuckte mit den Schultern, was ihn noch wütender machte. Er erklärte mir, dass er ausreichend medizinisches Personal habe und für meine pflegerischen Fähigkeiten kein Bedarf bestünde. Stattdessen sollte ich mich als Sozialarbeiterin um das Wohlergehen der Soldaten kümmern.

Es gab keine Uniformen in meiner Grösse und die amerikanische Khaki-Uniform war so hässlich und riesig, dass ich darin versank. Es war wirklich das unmodischste und unweiblichste Kleidungsstück, das ich je gesehen hatte.

Ich wurde bei einer elsässischen Familie in einem kleinen Dorf zwischen Colmar und Mulhouse einquartiert. Der Ort lag in einem Tal, durch das der Grand Canal d'Alsace verlief, der die Grenze zwischen unseren und den deutschen Truppen markierte. Die Deutschen hatten sich erst vor Kurzem auf die andere Seite des Kanals zurückgezogen, gaben sich aber keineswegs geschlagen. Ganz im Gegenteil, je näher sie ihrem Vaterland kamen, desto erbitterter kämpften sie, aus Angst vor den Vergeltungsmassnahmen der Alliierten.

Es war Winter und überall lag hoher Schnee. Das einzig Gute an meiner uneleganten Uniform war, dass sie mich gegen die klirrende Kälte und den beissenden Wind schützte. Niemand schien

zu wissen, worin meine Aufgabe genau bestand, also stand ich an meinem ersten Tag früh auf und lief forsch durch den Wald zum Kanal hinunter, um unseren Soldaten einen Besuch abzustatten.

«Bonjour», begrüßte ich sie munter. In den Schützengraben war es so eisig, dass mein Atem weisse Wölkchen bildete. «Ich bin Feldweibel Hoffnung, Ihre neue Sozialarbeiterin. Brauchen Sie irgendetwas?»

Die Männer reagierten überrascht. Eine kleine Blondine in einer unförmigen Uniform war das Letzte, was sie in ihrem Schützenloch erwartet hätten. In den ganzen Jahren, die sie in der Resistance gekämpft hatten, hatten sie nie eine Sozialarbeiterin zu Gesicht bekommen und niemand hatte sich je nach ihrem Befinden erkundigt. Ich notierte gewissenhaft ihre Wünsche nach mehr Decken und Kleidung, Papier, Stiften und zusätzlichem Essen und beschloss, im Dorf mein Glück zu versuchen.

Auf dem Rückweg begleiteten mich zwei Offiziere; einen der beiden, Claude Velley, kannte ich bereits aus dem Bus. Er erzählte mir, dass er verheiratet sei, zwei Kinder habe und von Beruf Förster sei. Während wir uns über seine Familie unterhielten, hörten wir plötzlich über uns ein lautes Pfeifen. Kurz darauf brach direkt vor uns der Boden auf und Erdbrocken, Steine und Staub wurden durch die Luft geschleudert. Zuerst war ich erschrocken, aber dann war ich dankbar, dass uns die feindliche Granate verfehlt hatte, und ging entschlossen weiter. Das schien mir am vernünftigsten zu sein. Doch ehe ich mich versah, wurde ich zu Boden gerissen. Dabei schürfte ich mein Knie auf und ruinierte ein gutes Paar Seidenstrümpfe.

«Sind Sie verrückt geworden?», fuhr Velley mich an. «Wissen Sie denn nicht, dass Sie bei Artilleriebeschuss in Deckung gehen müssen?»

«Nein, tut mir leid», sagte ich und untersuchte bekümmert

meine Strümpfe. «Das wusste ich nicht. Ich war noch nie in so einer Situation.»

Er und sein Kamerad sahen sich kopfschüttelnd an. «Entweder sind Sie sehr mutig oder sehr dämlich.»

Das war kein Mut gewesen, sondern Naivität. Als das nächste Mal schweres Granatfeuer die Luft zerriss, hatte ich so viel Angst, dass ich mich in einem Schützenloch versteckte und mich weigerte herauszukommen, solange der Beschuss anhielt. So viel zu meinem Mut!

Ich war nicht die einzige Frau an der Front. Es gab mehrere Krankenschwestern und ein paar Ärztinnen, aber wir hatten selten miteinander zu tun und ich war im Grunde auf mich gestellt. Während der nächsten drei Wochen suchte ich täglich die Schützengräben auf, unterhielt mich mit den Soldaten und brachte ihnen allerlei nützliche Dinge, die mir die Dorfbewohner netterweise gegeben hatten.

In meiner dritten Woche überquerte ich den kleinen Dorfplatz, um etwas Obst zu besorgen, als mir plötzlich Oberst Fabien, der befehlshabende Offizier, über den Weg lief, den ich bisher nur vom Sehen kannte. Er war schlank und schneidig und hatte ein freundliches Lächeln. Als ich salutierte, blieb er stehen und erkundigte sich nach meinem Namen.

«Feldwebel Hoffnung, Herr Oberst», antwortete ich.

«Nun, Feldwebel Hoffnung, wären Sie so freundlich und würden während meiner Mittagspause Anrufe für mich entgegennehmen? Mir scheint mein Assistent abhandengekommen zu sein.»

Natürlich konnte ich nicht ablehnen. Er begleitete mich in sein Büro, gab mir Papier und Bleistift und bat mich, mir Notizen zu machen, wenn jemand anrief. Bevor er ging, drehte er sich noch einmal um und sagte lächelnd: «Ich versuche, nicht zu lang weg-

zubleiben. Es tut mir leid, dass es hier nichts für Sie zu lesen gibt. Leider sind nur deutsche Bücher da.»

«Das ist kein Problem», antwortete ich. «Ich verstehe Deutsch.»

Erstaunt schloss er die Tür wieder. Er kam auf mich zu und fragte mit grossen Augen: «Sprechen Sie etwa auch Deutsch?»

Ich lächelte. «Ja, Herr Oberst, fliegend. Ich bin in Metz gross geworden. Es war die einzige Sprache, die meine Eltern beherrschten.»

Oberst Fabien fuhr sich durchs Haar und musterte mich von oben bis unten. «Wir suchen händeringend Armeeangehörige, die Deutsch sprechen», sagte er und rieb sich übers Kinn. «Vor allem Frauen. Nachdem in Deutschland fast alle Männer eingezogen wurden, erregen sie dort weniger Aufmerksamkeit.» Zögernd fügte er hinzu: «Wären Sie vielleicht auch bereit, für den Geheimdienst zu arbeiten?»

Ohne die Folgen zu bedenken, willigte ich begeistert ein:

«Ja, natürlich!»

Der Oberst lächelte. Nachdem er den Raum verlassen hatte, sank ich auf eine Ecke des Schreibtischs, denn mir wurde langsam bewusst, was ich gerade getan hatte.

Was stimmt mit dir nicht, Marthe Hoffnung?, schalt ich mich. Welcher Teufel hatte mich da bloss geritten?

Drei Tage danach holte mich Leutnant Yves Latour ab, der einer Spionage-Einheit der Ersten Französischen Armee unter dem Befehl von General de Lattre de Tassigny angehörte, und wir fuhren zusammen nach Mulhouse, wo seine Einheit stationiert war. Nachdem ich so lange meine jüdische Herkunft verschwiegen hatte, beschloss ich, auch jetzt nichts sagen. Ich hatte Angst, dass man mir misstrauen würde. Die Worte des Priesters in Saint-Seccondin schmerzten noch immer.

Ich wurde in einem grossen Haus einquartiert, und als einzige Frau genoss ich sogar den Luxus eines eigenen Zimmers. Bevor ich an jenem Abend ins Bett ging, verriegelte ich meine Tür, tat aber die ganze Nacht kein Auge zu. Denn in regelmässigen Abständen klopfte es und einer meiner «Kameraden» machte mir ein unzweideutiges Angebot, auf das ich jedoch nicht reagierte. Ich setzte mich im Bett auf, zog die Decke bis zum Kinn und wartete darauf, dass sie irgendwann aufgeben würden.

Gleich zu Beginn verpasste mir mein Ausbilder Roger Vérin den Spitznamen «Chichinette», den ich hasste, aber den ich nie wieder loswurde. Er war eine Anspielung auf meine angebliche Prüderie. Offenbar hatte ich für einiges Stirnrunzeln bei meinen Kameraden gesorgt, weil ich mich nicht entgegenkommender gezeigt hatte. Ich sorgte sogar für noch mehr Stirnrunzeln, als ich endlich einen Schneider fand, der mir aus meiner sackartigen, alten Khaki-Uniform einen schicken Bleistiftrock und eine taillierte Jacke nähte.

Zunächst bestand meine Ausbildung nur aus sturer Paukerei: Ich musste mir die Uniformen, Munition und Ausrüstung der deutschen Bodentruppen einprägen. Nachts, wenn mich das beharrliche Hämmern vom Schlafen abhielt, studierte ich die Rangabzeichen und Uniformen der Gebirgsjäger, der Waffen-SS, der Fallschirmjäger und des Panzerkorps Grossdeutschland. Hinzu kamen Details wie Ansteckplaketten, Kragenspiegel und Achselklappen sowie Medaillen, Kokarden und Ärmelbänder. Ich kam mir vor wie in der Schule.

Ich lernte, wie man Karten las, Morsezeichen sendete und einen Code dechiffrierte, woran man Panzertypen erkannte und wie man Luftaufklärungsaufnahmen deutete. Ich prägte mir Tabellen, Grafiken und Diagramme ein. Kurz, ich machte mich mit

dem gesamten deutschen Militärapparat vertraut. Zuletzt lernte ich, mit allen möglichen Waffen umzugehen, von 9-mm-Pistolen über Maschinenpistolen bis zu Maschinengewehren, die so schwer waren, dass ich sie nicht einmal heben konnte.

Der Schiessplatz bestand aus ein paar Bäumen im Wald. Jedes Mal, wenn ich eine Waffe in die Hand nahm, jagte mir der kalte Stahl einen Schauer über den Rücken. Sie fühlte sich seltsam und unhandlich an. Wenn ich auf die fernen Pappfiguren, die an einem Baum befestigt waren, zielte und abdrückte, versuchte ich, nicht daran zu denken, dass ich schon bald auf lebendige Menschen schießen würde. Zu meinem Erstaunen traf ich immer wieder das Ziel. Ich hatte keine Ahnung gehabt, dass ich eine so gute Schützin war.

«Sie müssen sich überlegen, wer Sie sein wollen, wenn Sie auf deutschem Territorium sind», sagte Leutnant Latour. «Wenn Ihre neue Identität feststeht, werden wir Sie befragen und Ihnen ordentlich auf den Zahn fühlen.»

Ich dachte an Heinrich, dessen Glaubwürdigkeit darauf beruht hatte, dass er nah an der Wahrheit geblieben war, und beschloss, mir ein Beispiel an ihm zu nehmen. Er war zweifellos Deutscher und stammte sicher auch aus der Gegend, die er uns genannt hatte, denn er hatte so begeistert davon erzählt. Vermutlich war er wirklich mit einer gewissen Martine verheiratet und hatte kleine Kinder. Er hatte immer so liebevoll von ihnen gesprochen. Und seine Trauer über die Scheidung schien ebenfalls echt gewesen zu sein. Also dachte ich mir eine Identität aus, die meiner nicht unähnlich war. Denn so konnte ich bei Bedarf Erinnerungen aus meiner Kindheit und Anekdoten aus meinem Leben einfließen lassen.

Ich hiess jetzt Martha Ulrich und war eine deutsche Kranken-

schwester aus Metz, die verzweifelt nach ihrem Verlobten Hans suchte, einem Soldaten, der in einer Fronteinheit diente. Ich war das einzige Kind meiner Eltern, die bei einem Bombenangriff der Alliierten ums Leben gekommen waren. Als glühende Patriotin hasste ich die Alliierten aus tiefstem Herzen. Hans existierte tatsächlich und war auch bei der Infanterie. Allerdings befand er sich zurzeit in einem französischen Kriegsgefangenenlager. Sobald ich meine Geschichte ausgefeilt hatte und einsatzbereit war, würde der arme Hans in Einzelhaft kommen und streng bewacht werden, damit die Deutschen im Fall meiner Gefangennahme meine Identität nicht überprüfen könnten. Als mich meine Vorgesetzten in die Mangel nahmen, wagte ich nicht, mir auszumalen, wie es wäre, wenn ich der Gestapo gegenüber säße.

«Warum haben Sie beschlossen, gerade jetzt nach Ihrem Verlobten zu suchen?», fragte mich einer von ihnen und beugte sich so weit vor, dass sein Gesicht nur wenige Zentimeter von meinem entfernt war.

«Weil der Krieg fast zu Ende ist und ich ihn finden will, bevor es zu spät ist. Ich habe meine ganze Familie verloren, ich will nicht auch noch Hans verlieren.»

«Warum haben Sie die Grenze mitten in der Nacht überquert? Und warum in so einer abgeschiedenen Gegend?», fragte ein anderer und fixierte mich grimmig.

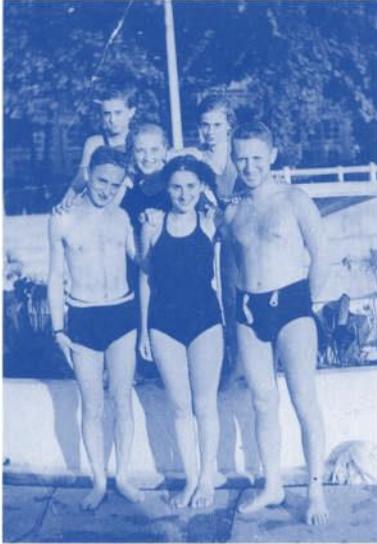
«Weil ich Angst hatte, dass mich die Franzosen verhaften würden, wenn sie herausfänden, dass ich Kontakt zur deutschen Armee aufnehmen wollte.»

Die Erinnerung daran, was Jacques unter der Folter mitgemacht hatte, gab mir Kraft. Er hatte im Namen seines Vaterlandes so viel ertragen. Das Mindeste, was ich tun konnte, war, meinen Beitrag zu leisten. Ich dachte an Stéphanie und das grausame Verhör durch Hipp in Poitiers. Papa hatte erzählt, dass sie stolz und



Meine Eltern, Regine  
und Fischel Hoffnung,  
in jungen Jahren.





Ein Familienfoto im Freibad von Metz vom Sommer 1936. Gegen den Uhrzeigersinn von links unten: Arnold (geb. 1916), Stéphanie (geb. 1921), Fred (geb. 1911), Rosy (geb. 1925), Hélène (geb. 1924) und ich (geb. 1920). Es fehlt meine Schwester Cécile (geb. 1915).



Frühjahr 1936 in Metz.  
Ich trage einen Strohhut,  
den Cécile entworfen hat.



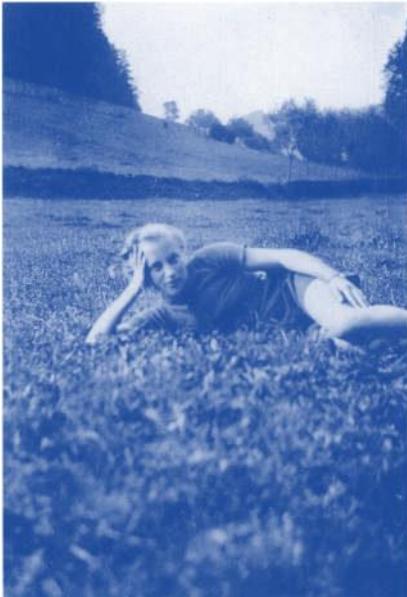
1937 im modernen Freibad von Metz, das sogar über ein 50-Meter-Becken verfügte, wo ich viele Stunden trainierte. Ich war eine gute Schwimmerin und nahm sogar an Wettkämpfen teil.



Jacque Farber 1938 im Alter von drei Jahren, kurz nach seiner Ankunft in Metz, nachdem er in Düsseldorf mit ansehen musste, wie sein Zuhause in der Kristallnacht von der Gestapo zerstört wurde.



Stéphanie mit siebzehn im Sommer 1938 im Freibad von Metz.

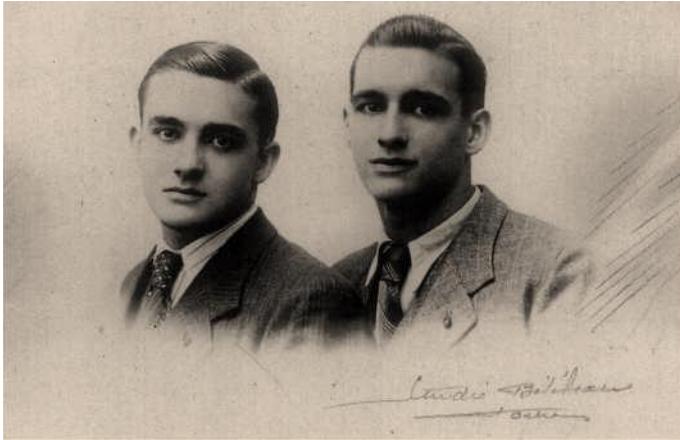


Ich in Metz 1938 auf  
einer Wiese nach  
einer Wanderung.

Serge Lenay in der Bretagne, im Alter von sieben Jahren, mit Freunden der Familie, kurz vor seiner Abreise nach Indochina.



Stephanies Ausweis. Wir wohnten von Ende 1940 bis Anfang 1941 in Poitiers in der Rue de la Pierre Plastique 8. Sie war damals 20 Jahre alt und Studentin.



Marc (links) und Jacques Delaunay in Poitiers, um 1941.



Fred Hoffnung, mein ältester Bruder, und seine Frau Rosette an ihrem Hochzeitstag 1941 in Saint-Etienne, nachdem sie erfolgreich die Demarkationslinie überquert hatten.



Sommer 1941, bei einem Ausflug ins Grüne. Hier essen wir in einem kleinen Dorfgasthof zu Mittag. Ich sitze links, neben mir Jacques Delaunay.



Oben: Jahrgangsfoto aus der Schwesternschule, aufgenommen im Herbst 1941 in Poitiers. Von rechts: Mademoiselle Falaise, unsere Lehrerin, Mademoiselle Margnat, die Schulleiterin, und ich.



Rechts: Herbst 1941 als Schwesternschülerin in Poitiers (das Foto war an mein Zeugnis geheftet).



Mein Verlobter Jacques Delaunay und ich in Poitiers im Winter 1941, nach einem Basketballspiel, an dem Jacques teilgenommen hatte. Ich trage wieder einen Hut, den Cecile entworfen hat.



Mein Personalausweis, ausgestellt am 20. November 1943 in Marseille, als Ersatz für den, den mir Monsieur Charpentier 1942 in Poitiers besorgt hatte, ohne den roten Judenstempel. Mit dem neuen Ausweis konnte ich unbehelligt nach Paris fahren und dort bis zur Befreiung bleiben.

Jacques und ich in  
Vic-sur-Cère, Ostern  
1943. Wir feierten  
zusammen mit  
meiner Familie  
das Pessachfest  
und wanderten in  
den traumhaften  
Bergen des Cantal,  
im Herzen der  
Auvergne. An  
diesem Tag lag uns  
die Welt zu Füßen.



Als junge Geheimagentin 1945  
im Hauptquartier der Ersten  
Französischen Armee, in Zivil.



Ebenfalls 1945, in Uniform, mit dem Band des Croix de Guerre in meiner linken Brusttasche; auf meiner rechten Brusttasche steckt das Abzeichen der Commandos d'Afrique. Beide Auszeichnungen wurden mir von Oberst Bouvet verliehen.



Hauptmann Paul Ligouzat, der Geheimdienstoffizier der Commandos d'Afrique, und ich 1945 auf einer Fähre auf dem Bodensee, nach meiner Rückkehr von einer Mission in Deutschland.



Hauptmann Louis Lenay (links), Serges Vater, im Dschungel irgendwo in Indochina, etwa 1946-47 (das Foto bekam ich von Serge, als ich ihn und seine Familie im November 2001 in Paris traf).

Dieser Pass wurde mir 1948 vor meiner Rückreise nach Frankreich in Indochina ausgestellt. Ich trage darauf eine Tropenuniform.



Frühjahr 1949 in Poitiers, kurz nach meiner Ankunft.



1950 im Urlaub in Vichy.



1950 in Poitiers.



Ich (links) mit einer Freundin vor dem alljährlichen Ball der Sektion Poitiers des Veteranenverbands Association Rhin et Danube, den ich 1951 organisiert hatte.



Mit einem Patienten in der neurologischen Abteilung des Kantonsspitals in Genf. Zwischen Herbst 1955 und meiner Abreise in die USA im Juni 1956 war ich dort Oberschwester.

Bei einer Wandertour in den Alpen im Sommer 1955, links Cécile und ihr geliebter Hund «Nounours» (Bärchen), den ich ihr Neujahr 1951 geschenkt hatte. Zwischen uns steht Major L. Cohn, mein zukünftiger Mann.





Major und ich kurz nach unserer jüdischen Trauung am 9. Februar 1958 unter der traditionellen Chuppa, dem Hochzeitsbaldachin.

Im November 1961 mit Stephan Jacques in New York City, wo wir von 1960 bis 1962 wohnten. Damals arbeitete ich als Anästhesie- Schwester im New York Hospital. Mein Mann Major war Arzt im Sloan Kettering Cancer Center.



Im September 1964 in  
Minneapolis. Ich trage  
Remi Benjamin (fünf  
Monate alt) auf dem  
Arm. Hinter mir auf  
dem Kinderkarussell  
Stephan Jacques  
(vier Jahre alt).



Am 14. Juli 2000, dem französischen Nationalfeiertag, im Hotel Sofitel in  
Los Angeles, nachdem mir der französische Konsul Yves Yelda die  
Médaille militaire überreicht hatte. Von links nach rechts: Major, Remi  
Benjamin, Konsul Yelda und Stephan Jacques. Im Vordergrund: ich mit  
meiner Enkelin Anna Regina.

klaglos alles über sich hatte ergehen lassen. Ich hob das Kinn und versuchte, mich ihrer würdig zu erweisen – mit dem Ergebnis, dass ich die Prüfung mit Bravour bestand.

«Wenn es Ihnen gelingt, die feindlichen Linien zu überqueren», sagte Leutnant Latour, «werden Sie automatisch zum Leutnant befördert und haben Anspruch auf eine beträchtliche finanzielle Entlohnung.»

«Wofür sollte ich denn noch extra entlohnt werden?», fragte ich verwundert.

«Das ist so üblich», erklärte er. «Betrachten Sie es als Entschädigung dafür, dass Sie Ihr Leben aufs Spiel setzen.»

Ich zuckte mit den Schultern. «Die Beförderung nehme ich gern an. Aber ich habe kein Interesse daran, mich als Söldnerin zu verdingen.»

Ich konnte es kaum erwarten, mit der Arbeit zu beginnen. Jetzt, da ich meine Ausbildung absolviert hatte, wollte ich endlich loslegen. Meine anfänglichen Bedenken waren verschwunden. Ich wollte Teil der Geschichte sein. Aus Sicherheitsgründen nahm ich innerhalb des Geheimdiensts den Namen Martha Lenotre an, den auch Jacques in seinen Briefen benutzt hatte. Die meisten meiner Kollegen kannten meine wahre Identität nicht, was mir zusätzlichen Schutz bot. Ich schrieb ein paar kurze, vordatierte Briefe an meine Mutter, die sie in wöchentlichen Abständen erhalten würde. Ich wollte sie wissen lassen, dass es mir gut ging. Sie wusste, dass ich zur Armee gegangen war, hatte aber keine Ahnung, dass ich im Begriff war, mich auf eine gefährliche Mission einzulassen. Ich wollte sie beruhigen, ohne mein Geheimnis preiszugeben. Mein erster Brief lautete:

***Chère Maman!***

*Ich arbeite in einem Feldlazarett in der Nähe von Mulhouse und pflege die Verwundeten. Wir sind weit entfernt von der Front und es geht mir gut. Ich esse genug und bin von freundlichen Soldaten umgeben, also mach Dir bitte keine Sorgen um mich.*

*In Liebe*

*Deine Marthe*

Jetzt war ich bereit für meinen Einsatz. Hitlers entscheidende Gegenoffensive in den Ardennen war gerade erfolgreich abgewehrt worden.

## Eine ungewöhnliche Spionin

Meine Arbeit als Spionin begann offiziell am 20. Januar 1945. Ich wurde den Commandos d’Afrique zugeteilt. Diese legendäre französische Einheit hatte unter General Béthouart in Nordafrika gegen die Deutschen gekämpft und in Tunesien, Italien und Frankreich entscheidende Schlachten geschlagen. Es war eine grosse Ehre für mich, ihr anzugehören.

In einer klirrend kalten Januarnacht brachte mich Leutnant Vérin in einem Jeep nach Cernay in den Vogesen, wo sich unsere Soldaten im Kellergeschoss einer ehemaligen Nervenheilanstalt, dem Institut Saint-André, verbarrikadiert hatten. Nach erbitterten Gefechten waren an diesem einen Tag 189 Männer getötet und 192 verletzt worden. Eine niederschmetternde Bilanz.

Wegen der Verdunkelung fuhren wir ohne Licht. Um die Strasse besser erkennen zu können, hatte Leutnant Vérin die Frontscheibe heruntergeklappt. Im Gegensatz zu ihm, der winterfest angezogen war, trug ich Zivilkleidung, in der ich erbärmlich froh. Aus Sicherheitsgründen hatte ich sämtliche Etiketten aus meinen Sachen entfernt. Nun sass ich mit meinem kleinen Koffer zu meinen Füßen auf dem Beifahrersitz und hatte keine Ahnung, wo wir hinfuhren und ob ich heute noch die feindlichen Linien überqueren würde. Ich war wie betäubt vor Kälte, sodass ich nicht einmal Angst empfand.

Als wir in der Anstalt Saint-André eintrafen, tasteten wir uns im Dunkeln in das Kellergeschoss hinunter. Da Vérin keine Taschenlampe hatte, zündete er ein paar Streichhölzer an und führte mich zwischen Hunderten von Soldaten hindurch, die auf dem

Boden schliefen und lautstark schnarchten. Er musste einige Männer wecken, um herauszufinden, wo sich Major Marcel Rigaud befand. Schliesslich standen wir vor einem stattlichen Mann, der ausgestreckt auf einer Trage lag und fest schlief. Als Vérin ihn an der Schulter berührte, richtete er sich auf und blinzelte uns verschlafen an.

«Ich bringe Ihnen Mademoiselle Lenotre», sagte Vérin.

Rigaud sah mich kurz an und murmelte: «Setzen Sie sich irgendwohin.» Dann schlief er wieder ein.

Vérin fand zwei Metallstühle, auf die wir uns setzten, um den Morgen abzuwarten. Ich glaube, ich habe noch nie in meinem Leben eine so unbequeme Nacht verbracht. Es war so kalt, dass mir die Zähne klapperten. Zu allem Überfluss hatte ich mir eine schlimme Bronchitis geholt und hustete mir die Seele aus dem Leib. Der Stuhl war so hart, dass mir alles wehtat. Ich wünschte mir nichts sehnlicher, als mich irgendwo hinzulegen. Vorsichtig erkundete ich mit den Füssen den frostigen Boden, bis ich eine dünne Matratze ertastete. Nach und nach rutschte ich mit dem Stuhl immer näher heran, bis mich die Müdigkeit übermannte und ich mich auf die Matratze gleiten liess.

Ich wusste natürlich, dass da bereits ein Soldat schlief, aber das störte mich nicht. Behutsam bettete ich meinen Kopf neben seine Füsse und meine Füsse neben seinen Kopf. Eine Weile lag ich vor Kälte schlotternd neben ihm. Als ich meine steif gefrorenen Finger ausstreckte, ertastete ich eine dünne Rosshaardecke. Ganz langsam, Zentimeter für Zentimeter, zog ich sie so weit zu mir herüber, dass sie mich notdürftig bedeckte. Ich tat die ganze Nacht kein Auge zu, lag nur da und hoffte, dass es endlich Morgen und mir ein bisschen wärmer werden würde.

Kurz vor Sonnenaufgang drehte sich der Soldat neben mir im Schlaf um und fasste dabei versehentlich an mein Bein.

«Nom de Dieu, une femme!» Er setzte sich auf und starrte mich im Halbdunkel ungläubig an.

Auch ich fuhr hoch und einen Moment lang sassen wir beide uns sprachlos gegenüber. Als sich der Soldat von seiner Überraschung erholt hatte und meine blau angelaufenen Finger sah, rief er: «Sie erfrieren ja!» Und ehe ich protestieren konnte, zog er mir die Schuhe aus und massierte mir die Füße, damit ich keine Frostbeulen bekam. Voller Dankbarkeit spürte ich, wie das Blut durch meine Adern strömte.

Etwas später stellten wir uns einander offiziell vor. Leutnant Neu, der mich von da an «Matratzengenossin» nennen sollte, hatte sich als Freiwilliger den Commandos angeschlossen, nachdem sie in Südfrankreich gelandet waren. Er war ein attraktiver Mann, hatte Frau und Kinder. Wir wurden bald gute Freunde.

Am Nachmittag brachte man mich zum Hauptquartier, wo ich Oberst Georges-Régis Bouvet, dem Kommandeur der Einheit, vorgestellt wurde. Er war ein grosser, schlanker Mann mit einem markanten Kinn.

«Willkommen in unserer Truppe», sagte er und schüttelte mir die Hand. «Herrje, die fühlt sich ja eiskalt an. Sie müssen total durchgefroren sein. Kommen Sie, setzen Sie sich ans Feuer.»

Nachdem ich ihm von meinen Kenntnissen als Dolmetscherin berichtet hatte, beschloss er, mich als Verhörspezialistin einzusetzen.

«Haben Sie schon einmal Vernehmungen durchgeführt?», fragte er mich.

«Nein, Herr Oberst.»

«Macht nichts. Sie müssen den Männern nur zeigen, wer das Sagen hat.» Das war der einzige Rat, den er mir gab.

Meine ersten Erfahrungen sammelte ich bei der Befragung elsässischer Zivilisten, deren Dörfer noch ein paar Tage zuvor unter deutscher Besatzung gestanden hatten und die mir eine Menge

über Stärke und Position feindlicher Truppen in der Region berichten konnten. Anfangs war ich nervös, weil ich es nicht gewöhnt war, anderen Menschen als Autoritätsperson gegenüberzutreten, aber ich fand mich schnell in meine neue Rolle ein und die Befragten gaben mir bereitwillig Auskunft. Viele waren französische Patrioten, deren Söhne und Väter von den Deutschen zwangsrekrutiert und an die Ostfront geschickt worden waren. Sie hatten gejubelt, als Frankreich befreit wurde, und brannten nun darauf, uns zu helfen.

Als man mir die ersten deutschen Kriegsgefangenen ankündigte, beschloss ich, mir nicht das Heft aus der Hand nehmen zu lassen. Eilig richtete ich mir das Haar, zog meine Jacke zurecht und sagte den Wachen, dass sie die Männer hereinführen sollten.

Einer nach dem anderen wurden die deutschen Offiziere in ihren grauen Uniformen hereingebracht, bis sie nebeneinander in Habachtstellung vor meinem wuchtigen Schreibtisch standen. Zwei bewaffnete Wachen waren neben der Tür postiert. Mir entging nicht die Überraschung in den Gesichtern der Gefangenen, als ihnen klar wurde, dass sie von einer Frau verhört werden sollten. Manche warfen sich belustigte Blicke zu, andere grinsten verächtlich.

Ich erhob mich langsam und ging um den Schreibtisch herum. Mit gerecktem Hals schritt ich vor ihnen auf und ab, sah jedem fest in die Augen, ohne ein Wort zu sagen. Dann setzte ich mich wieder hin und holte Stift und Schreibblock hervor.

«Guten Tag», sagte ich in akzentfreiem Deutsch. Ihre perplexen Mienen verrieten, dass sie darüber rätselten, ob ich Deutsche oder Französin war. «Ich brauche Ihren Namen, Ihren Dienstgrad und Ihr Regiment.» Da es Kriegsgefangenen erlaubt war, diese Angaben zu machen, gaben sie bereitwillig Auskunft. Dann wur-

den sie hinausgebracht und anschliessend nacheinander einzeln wieder hereingeführt.

Ich begann jedes Verhör mit den gleichen Worten: «Bevor ich mit der Vernehmung beginne, möchte ich Sie daran erinnern, dass Deutschland im Begriff ist, den Krieg zu verlieren. Selbstverständlich werden wir uns im Umgang mit Kriegsgefangenen an die Genfer Konventionen halten, aber Sie sollten wissen, dass wir nicht vergessen haben, welche Kriegsverbrechen die Wehrmacht in Frankreich und anderswo begangen hat. Die SS und die Gestapo wurden häufig von den regulären Streitkräften, also Ihnen, unterstützt. Es nützt Ihnen deshalb nichts, die Schuld auf andere abzuwälzen. Wenn Sie bereit sind, mir etwas mitzuteilen, das die Beendigung dieses blutigen Konflikts beschleunigen kann, Sorge ich dafür, dass Sie Hafterleichterungen erhalten und möglichst bald nach Deutschland zurückkehren können. Unter Umständen können wir sogar die alliierten Besatzungstruppen in Ihrer Heimatregion bitten, Ihre Familien gut zu behandeln.»

Wenn ich dann mit der Einzelbefragung begann, verschwand schnell das höhnische Grinsen aus den Gesichtern der Offiziere. Ich fragte jeden nach seiner Einheit, nach Standort und Zahl seiner östlich der Front verbliebenen Männer und nach etwaigen Angriffsplänen und Rückzugsbewegungen deutscher Einheiten. Je höher der Rang eines Offiziers, desto unnachgiebiger war ich. Manchmal sitzend, manchmal stehend, bombardierte ich sie so lange mit Fragen, bis sie schliesslich, erschöpft und hungrig, ihren Widerstand aufgaben.

Es gab eine Regel, an der ich kompromisslos festhielt. Niemand durfte sich setzen oder an eine Wand anlehnen. Die Gefangenen mussten die ganze Zeit über strammstehen. Wenn sie Ermüdungserscheinungen zeigten, brüllte ich:

«Stehen Sie gerade! Gerade, hab ich gesagt!»

Und wenn sich jemand an meinem Schreibtisch abzustützen versuchte, explodierte ich förmlich. Keiner konnte wissen, dass ich meine Gründe für dieses rigorose Vorgehen hatte.

Oberst Bouvets Fahrer, ein spindeldürrer Marokkaner namens Yaya, fuhr mich durch das Gebiet direkt hinter der Frontlinie. Er sprach Französisch und nannte mich «Madame». Er war ein reizender Mensch.

«Du bist jetzt für diese junge Frau verantwortlich», hatte Bouvet ihm eingeschärft. «Gib Acht auf sie, hörst du?» Von diesem Tag an hütete er mich wie seinen Augapfel.

Da wir uns nahe der Front befanden, waren wir nur nachts unterwegs, ohne Licht und mit heruntergeklappter Frontscheibe. Yaya wickelte mich von Kopf bis Fuss in Decken ein, sodass nur noch ein Schlitz für die Augen frei blieb. Das war mein einziger Schutz vor der sibirischen Kälte und dem eisigen Wind.

«Ich seh ja aus wie eine Mumie, Yaya», sagte ich lachend unter meinen Deckenschichten.

«Ja, Madame, aber eine warme Mumie.» Seine weissen Zähne blitzten in der Dunkelheit.

Wenn ich keine Verhöre durchführte, sass ich vor dem Radio und verfolgte die Berichte über das Kriegsgeschehen. Es hiess, dass die Russen keine 150 Kilometer vor Berlin stünden und dass die Deutschen in ganz Europa auf dem Rückzug seien. Die Nachrichtensprecher klangen derart euphorisch, dass man hätte glauben können, der Krieg wäre so gut wie gewonnen. Aber als ich eines Morgens durch ein Fenster des Hauptquartiers blickte und sah, wie die marokkanischen Soldaten verzweifelt versuchten, die Deutschen bei Cernay in die Flucht zu schlagen, hatte ich meine Zweifel. Es war das erste Gefecht, dass ich aus der Nähe verfolgte. Von einem feindlichen Rückzug konnte keine Rede sein.

Oberst Bouvet war ausser sich. «Wer auch immer diesen Angriff befohlen hat, ist ein Verbrecher!», sagte er wutschnaubend zu seinen Offizieren. Hilflos mussten wir mit ansehen, wie die Männer vom 6. Marokkanischen Infanterieregiment von Maschinengewehrsalven niedergemäht wurden, während sie auf offenem Gelände durch tiefen Schnee wateten, geradewegs auf die uneinnehmbaren deutschen Stellungen zu.

Die Männer gingen tot oder verletzt zu Boden, aber niemand konnte die Verwundeten versorgen und die Leichen bergen, ohne sein Leben aufs Spiel zu setzen. Es war ein grauenvolles Gemetzel – etwas, das ich hoffentlich nie mehr würde miterleben müssen. Ich fühlte mich genauso ohnmächtig wie bei der Deportation der Juden aus dem Lager Les Milles.

Am nächsten Tag wurde das Hauptquartier in das Haus eines Metzgers in Thann verlegt, wo ich gemeinsam mit Oberst Bouvet und seinem Stellvertreter, Oberst Jean Ruyssen, unterkam. Die Männer bezogen jeweils eins der beiden Schlafzimmer, während ich auf einem Sofa im Büro mein Lager aufschlug. Dieses Arrangement sollte mir einige unruhige Nächte bereiten – sei es wegen wichtiger Telefonanrufe, spät eintreffender Melder von der Front oder kurzfristig einberufener Lagebesprechungen, in die ich zwangsläufig miteinbezogen wurde.

Am Abend unserer Ankunft bekam Oberst Bouvet den telefonischen Befehl, die Angriffe auf die deutschen Stellungen bei Cernay fortzusetzen. «Wenn Sie an diesem Plan festhalten, machen Sie sich des Mordes schuldig!», brüllte er den Offizier des Troisième Bureau am anderen Ende der Leitung an. «Das ist gegen jede Vernunft und wird zahlreiche Männer das Leben kosten.» Trotz seiner Proteste wurde der Befehl nicht zurückgenommen.

Eines Nachmittags Ende Januar hielt Oberst Bouvet mit seinen Offizieren eine Lagebesprechung ab. Plötzlich wandte er sich mir zu und fragte mit ernster Miene: «Chichinette, sind Sie bereit für Ihren ersten Einsatz auf feindlichem Gebiet?»

«Ja, Herr Oberst», antwortete ich wie aus der Pistole geschossen.

«Dann hören Sie gut zu», sagte er. «Seit dem Fiasko bei Cernay haben uns die Deutschen auf elsässisches Gebiet zurückgedrängt und weichen keinen Millimeter zurück. Es ist ihr letzter, verzweifelter Versuch, uns davon abzuhalten, auf ihr Territorium vorzudringen. Und hier kommen Sie ins Spiel. Sie sollen sich auf dem Amselkopf, wo sich die Deutschen verschanzt haben, hinter die feindlichen Linien begeben. Finden Sie ihre Truppenstärke und ihre Angriffspläne heraus.»

Als Nächstes erläuterte Hauptmann Mollat du Jourdin die Hintergründe unseres Vorhabens. Nachdem es den alliierten Streitkräften nach der Ardennenoffensive gelungen war, die deutschen Truppen in einer Gegenoffensive zurückzudrängen, hatten die Deutschen zur Entlastung ihrer in Belgien stationierten Einheiten «Unternehmen Nordwind» gestartet, um die entlang des Rheins stationierte 7. us-Armee zu zerschlagen und Strassburg zurückzuerobern. Die Deutschen konnten zwar vor den Toren der Stadt aufgehalten werden, zogen sich jedoch nur langsam zurück.

«Wir brauchen dringend Informationen aus erster Hand», sagte der Hauptmann zu mir. «Die Deutschen kämpfen bis zum letzten Mann. Folgen Sie ihnen auf ihrem Rückzug und erstatten Sie uns so oft wie möglich Bericht.»

Dann stellte er mich Leutnant Charles Sautier vor, einem Elsässer, der sich in der Gegend gut auskannte und als unser Anführer fungieren sollte. Sautier zeigte mir auf einer Karte die zahl-

reichen Wege, die über den Amselkopf führten. Ich sollte mir alles genau einprägen, da ich es nicht riskieren konnte, eine Landkarte bei mir zu tragen.

«Ich leite den Einsatz», erklärte Hauptmann Mollat. «Ligouzat, Neu, Sautier und ich werden Sie mit einer Gruppe von zwanzig Soldaten das erste Stück begleiten. Dann gehen Sie allein weiter. Sie müssen vor Sonnenaufgang das Tal durchqueren. Auf der anderen Seite nehmen Sie dann den Weg zum Amselkopf hinauf und halten sich ostwärts, bis Sie auf den deutschen Posten stossen.»

«Wie gesagt, es ist ein äusserst gefährliches Terrain», unterbrach ihn Oberst Bouvet. «Die Deutschen haben dort ihre Kräfte zusammengezogen, sodass wir kaum Fortschritte gemacht haben. Deshalb müssen wir unbedingt wissen, was uns auf der anderen Seite erwartet. Es ist eine hochriskante Operation.» Ich wusste, dass der Oberst mich ins Herz geschlossen hatte und es ihm deshalb schwerfiel, mir eine so heikle Aufgabe zu übertragen.

Ich nickte. Mir war durchaus bewusst, welche Herausforderung auf mich wartete: eine unbewaffnete Frau, noch dazu Jüdin, im Tiefschnee, bei eisiger Kälte und völliger Dunkelheit, umgeben von schiessfreudigen Deutschen.

Ich hatte den Oberst noch nie so unruhig erlebt. Spätabends ging er noch einmal alle Details des Plans durch, um sicherzustellen, dass er auch nichts übersehen hatte. Kurz vor meinem Aufbruch gab er mir letzte Anweisungen. Er hatte mir erzählt, dass er eine Tochter in meinem Alter habe und sich deshalb für meine Sicherheit besonders verantwortlich fühle.

Er nahm mich bei den Schultern und sagte: «Wenn Sie den deutschen Posten erreichen und sich irgendwie bedroht fühlen schreien Sie, so laut Sie können. Ich habe meine Männer angewiesen, sich in Rufweite bereitzuhalten und notfalls einzugreifen.

Sie werden alles tun, um Sie zu retten, vergessen Sie das nicht. Sie brauchen also keine Angst zu haben. Ich möchte, dass Sie wohlbehalten von Ihrem Einsatz zurückkehren.»

Dann küsste er mich auf beide Wangen und wandte sich rasch ab, damit ich nicht bemerkte, dass ihm Tränen in den Augen standen. Seltsamerweise fand ich seine Angst um mich beruhigend.

In den letzten Stunden bis zu unserem Aufbruch blieb mir keine Zeit, mir Gedanken über meinen Einsatz zu machen. Es gab noch einiges vorzubereiten. Die Frau des Metzgers, die uns mit Essen und Getränken versorgte, schenkte mir ein Paar Skistiefel, das einem ihrer Kinder gehörte. «Schauen Sie mal, Mademoiselle», sagte sie. «Die passen bestimmt. Die werden Ihnen bei dem Wetter mehr nutzen als die Schühchen da.» Ich warf einen Blick auf meine Lederpumps, die mir in Paris gute Dienste geleistet hatten, aber für den bevorstehenden Marsch denkbar ungeeignet waren, und bedankte mich herzlich.

Gegen Mitternacht verließ ich mit vier Offizieren und zwanzig schwer bewaffneten Soldaten den Ort. Schweigend stapften wir bei Eiskälte und tiefer Dunkelheit durch hohe Schneeverwehungen. Nach etwa sieben Kilometern erreichten wir das kleine Tal. Von dort an war ich ganz auf mich gestellt.

Während ich mich langsam feindlichem Gebiet näherte, entdeckte ich unten im Tal zwei deutsche, mit Tannenzweigen getarnte Soldaten, die bäuchlings auf dem Boden lagen. Ich ging unbeirrt weiter, als hätte ich sie nicht bemerkt.

Plötzlich sprang unterhalb des Weges ein Soldat hinter einem Baum hervor und richtete sein Gewehr auf mich.

Als ich mich vorsichtig umblickte, erkannte ich im Dämmer-

licht, dass ringsum tote Soldaten auf dem Boden lagen; ihr Blut sickerte in den Schnee.

«Halte, qui vive?», flüsterte ein weiterer Soldat ganz in der Nähe.

«Nicht schießen!», rief ich und hob die Hände.

Einen schier endlosen Moment lang fixierte mich der Soldat schweigend. Die Spitze seines Bajonetts war nur wenige Zentimeter von meiner Brust entfernt.

Hinter dem Berg hellte der Himmel auf – fahl und grau.

Jetzt erkannte ich auch die Uniformen der Männer vor mir. Es waren marokkanische Soldaten der Ersten Französischen Armee.

Ehe ich etwas sagen konnte, spie einer der beiden vor mir aus und begann mich auf Französisch zu beschimpfen.

«Dreckige deutsche Spionin!», zischte er. «Was hast du hier zu suchen? Wir machen kurzen Prozess mit dir.»

Offenbar war sein französisches Vokabular erschöpft, denn jetzt schleuderte er mir auf Arabisch weitere Flüche entgegen, deren Sinn ich nur erahnen konnte.

Plötzlich traten hinter Bäumen und Büschen weitere schwer bewaffnete Soldaten hervor, die mich langsam einkreisten. Ich sah mich schon blutend im Schnee liegen, direkt neben den Leichen der Deutschen, wie ich jetzt erst erkannte.

«Wir werden dir eine Lektion erteilen, du Schlampe», knurrte ein Marokkaner mit starkem arabischen Akzent. «Erst kriegst du 'ne Abreibung und dann erschießen wir dich.»

Ich straffte die Schultern und sagte in dem herrischen Tonfall, den ich mir bei meinen Verhören zugelegt hatte: «Kommen Sie keinen Schritt näher! Wagen Sie es nicht, mir auch nur ein Haar zu krümmen. Ich möchte mit Ihrem Vorgesetzten sprechen. Sofort!»

Die Männer erstarrten förmlich und warfen sich fragende Blicke zu. Barsch wiederholte ich meine Forderung und zeigte drohend mit dem Finger auf sie.

Nachdem sie kurz beratschlagt hatten, verschwand einer von ihnen im Wald und kehrte kurz darauf mit einem jungen Leutnant wieder.

Ich sagte leise zu ihm, dass ich ihn unter vier Augen sprechen müsse. Unter den wachsamen Blicken seiner Männer entfernten wir uns ein paar Schritte.

«Bitte rufen Sie sofort diese Nummer an», flüsterte ich und nannte ihm die Telefonnummer des Hauptquartiers. Er sah mich verblüfft an.

«Woher kennen Sie die?», fragte er argwöhnisch.

«Das kann ich Ihnen nicht sagen. Stellen Sie keine Fragen, sondern rufen Sie einfach an!»

«Ich will wissen, woher Sie diese Nummer kennen», beharrte er.

«Das kann ich Ihnen nicht sagen. Rufen Sie an.»

«Aber das ist die direkte Leitung des Oberst.» Er kratzte sich am Kopf. «Woher kennen Sie ihn?»

Plötzlich schlug er sich mit der Hand an die Stirn. «Ach, du meine Güte! Sind Sie etwa der >Schatten<, auf den wir aufpassen sollen? Uns hat kein Mensch gesagt, dass Sie eine Frau sind. Ausserdem hätten Sie gar nicht diesen Weg nehmen sollen, sondern den weiter oben. Wir hätten Sie niemals angehalten, wenn Sie richtig gegangen wären.»

Ich sah ihn bestürzt an. Mir wurde klar, dass er zu der Gruppe gehörte, die Bouvet zu meiner Sicherheit abgestellt hatte. Sie hatten die deutschen Soldaten vor Sonnenaufgang überrascht und getötet, nur um mich zu schützen.

«Ich bin sehr wohl auf dem richtigen Weg und den werde ich auch weitergehen», sagte ich entschieden. «Ich habe einen wich-

tigen Auftrag auszuführen. Es können nur noch ein paar hundert Meter bis zu meinem Ziel sein. Bitte lassen Sie mich gehen.»

Der Leutnant fasste mich am Arm und schüttelte den Kopf. «Das ist leider unmöglich, Mademoiselle», sagte er. «Den Deutschen entgeht nichts. Wenn wir Sie nicht festnehmen und zurückbringen, wissen sie, dass Sie zu uns gehören, und dann können Sie Ihre Mission vergessen.»

Nachdem der Leutnant mit Oberst Bouvet telefoniert hatte, befahl er zwei seiner Leute, mich zum Hauptquartier zu bringen. Ich bat ihn, den Männern nicht zu erzählen, dass ich ein «Schatten» war, denn das würde den Erfolg zukünftiger Operationen gefährden. Da unsere Division am frühen Morgen bis zum Amselkopf vorgerückt war und sich der Frontverlauf verschoben hatte, nahmen wir einen deutlich kürzeren Weg nach Thann. Wegen des Tiefschnees war er jedoch nicht weniger beschwerlich; auch machte mir die Tatsache zu schaffen, dass ich mit leeren Händen zurückkehrte. Unterwegs kamen wir an ein paar hundert nordafrikanischen Soldaten vorbei, die am frühen Morgen nachgerückt waren, um die französischen Geländegewinne abzusichern. Als sie sahen, dass ihre Kameraden eine Zivilistin zum Hauptquartier brachten, gingen sie natürlich davon aus, dass ich eine deutsche Spionin war.

Sie beschimpften und bespuckten mich. Einige riefen mir hämisch grinsend zu, dass mein letztes Stündlein geschlagen hätte. Meine marokkanischen Begleiter, die zweifellos derselben Meinung waren, spornten sie eifrig an. Die Afrikaner verabscheuten die Deutschen, nicht nur wegen ihres Rassismus, sondern auch wegen ihrer Kriegstreiberei, der sie es letztlich zu verdanken hatten, dass sie hier im französischen Winter Schnee und Kälte ausgesetzt waren. Ich hielt den Kopf gesenkt, damit sie mein Gesicht nicht sahen und später wiedererkennen konnten. Mit hängenden

Schultern trottete ich zwischen meinen beiden Bewachern an ihnen vorbei und hoffte, möglichst schuldbewusst zu wirken.

Als wir im Hauptquartier eintrafen, empfing mich der Oberst mit einer herzlichen Umarmung.

Am nächsten Tag überbrachte man ihm die Nachricht, dass die Deutschen in der Nacht nach meinem fehlgeschlagenen Einsatz einen Grossangriff in den Bergen durchgeführt hatten. Dabei waren sie auf den Weg gestossen, den ich mit meinen Begleitern gegangen war. Mit Sicherheit hatten sie meine kleinen Fussabdrücke neben den grossen der Soldaten gesehen und daraus geschlossen, dass ich eine französische Spionin war. Wenn ich weitergegangen wäre und die feindlichen Linien überquert hätte, hätten sie mich zweifellos kaltblütig erschossen.

Als Leutnant Neu ein paar Tage später mit einer Patrouille die Gegend erkundete, entdeckte er, dass der Pfad, den ich irrtümlich genommen hatte, vermint war. Dank des tiefen Schnees und meines geringen Gewichts waren die Minen nicht unter meinen Füßen explodiert. Zum Glück hatte ich nicht das Geringste geahnt.

Nachdem ich mich ein wenig erholt hatte, befragte mich Hauptmann Mollat im Beisein des gesamten Führungsstabs nach meinem Einsatz. Mollat, der nicht nur ein herausragender Offizier, sondern auch ein Perfektionist war, konnte es nicht hinnehmen, dass seine Operation gescheitert war.

«Sie haben es wohl mit der Angst bekommen», sagte er zu mir. «Und haben deshalb den Einsatz vorzeitig abgebrochen.»

«Das ist eine infame Unterstellung», rief ich empört. «Ich habe alles getan, um meine Aufgabe zu erfüllen. Ich habe sogar dem Offizier, der mich festgehalten hat, gesagt, dass ich unter allen Umständen weitergehen will.»

Mollat schnaubte verächtlich. «Das bezweifle ich stark.»

«Dann fragen Sie ihn doch!», gab ich zurück. «Fragen Sie irgendjemanden von denen, die dabei waren. Natürlich hatte ich Angst, aber das hätte mich niemals davon abgehalten, meinen Auftrag auszuführen. Die Mission ist einzig und allein deshalb gescheitert, weil Ihr Mann mir den falschen Weg gezeigt hat.»

Doch Mollat liess nicht locker. «Ich halte es für viel wahrscheinlicher, dass Sie ihn missverstanden haben oder dass Sie die Mission aus freien Stücken abgebrochen haben.»

Hätte Oberst Bouvet mich nicht am Arm festgehalten, wäre ich auf Mollat losgegangen. «Wir werden das gleich klären, Herr Hauptmann», sagte er. «Rufen Sie Leutnant Sau tier.»

Als Sautier eintraf, befahl Bouvet Hauptmann Mollat und mir, zu schweigen. Dann bat er den Leutnant, uns zu sagen, welchen Weg er mir gezeigt hatte. Sautier beugte sich über die Karte, die auf dem Tisch ausgebreitet war. «Den hier», erklärte er schliesslich und deutete auf den Pfad, den er mir sowohl im Hauptquartier als auch im Wald gezeigt hatte.

«Ist das der richtige Weg?», fragte der Oberst ihn. «Ist das wirklich der Weg, auf den wir uns bei unserer Planungssitzung geeinigt haben?»

Sautier runzelte die Stirn und studierte angestrengt die Karte. Dann hob er den Kopf und sah den Oberst zerknirscht an. «Non, mon colonel. Ich muss mich wohl getäuscht haben. Es war der dritte Weg und nicht der zweite, *n'est-ce pas?*»

Mollat war entsetzt. Nicht nur, dass ich mich erdreistet hatte, ihm vor aller Augen die Stirn zu bieten, nun hatte auch noch sein Leutnant einen folgenschweren Fehler begangen. Das würde er mir nie verzeihen. Er stürmte mit hochrotem Kopf aus dem Zimmer.

Später meinte Oberst Bouvet zu mir, dass es völlig richtig ge-

wesen sei, mich gegen Mollats Anschuldigungen zu wehren. «Lassen Sie sich nicht für dumm verkaufen, Chichinette. Allerdings bezweifle ich, dass das je irgendjemandem gelingt», fügte er schmunzelnd hinzu.

Die folgenden Monate brachten weitere Rückschläge. Ich unternahm nicht weniger als dreizehn Versuche, die feindlichen Linien zu überqueren, meist bei Nacht und hohem Schnee – jeder riskanter als der vorhergehende. Ich hatte jedem dieser Unternehmen vorbehaltlos zugestimmt, aber als ein geradezu halsbrecherischer Plan ins Gespräch gebracht wurde, beschloss ich, ihn zu verhindern. Die Idee stammte vom Leiter unserer Einheit, Hauptmann Zimmerman, einem Elsässer, der offenbar nur darauf aus war, sich zu profilieren, auch wenn er dabei mein Leben aufs Spiel setzte. Er hatte vorgeschlagen, dass ich in voller Montur den eisigen Rhein durchschwamm. Ich teilte Leutnant Vérin und Leutnant Latour meine Bedenken mit, worauf sie sich entschieden gegen Zimmermans Plan aussprachen.

«Sie wird an Unterkühlung sterben», sagten sie zu Zimmerman. «Und selbst wenn sie überlebt, wird ihr niemand glauben, dass sie so etwas Selbstmörderisches tut, nur um ihren Verlobten zu finden.» Zu meiner grossen Erleichterung wurde die Idee verworfen.

Meist scheiterten meine Missionen an den sich ständig ändernden Frontverläufen und der Tatsache, dass wir unter diesen erschwerenden Bedingungen die Geheimdienstberichte nicht richtig auswerten konnten. Immer wieder kam es vor, dass ich unter grössten Anstrengungen ein Dorf erreichte, nur um festzustellen, dass die Deutschen sich entweder bereits zurückgezogen hatten oder in so grosser Zahl vor Ort waren, dass ich den Einsatz abbrechen musste, um nicht entdeckt zu werden. Jedes Mal hatte ich mich sorgfältig auf meine Mission vorbereitet, war mitten in der

Nacht zu einem unbekanntem Ort aufgebrochen, und dann geschah etwas, was unsere Pläne zunichtemachte.

Einen solchen Rückschlag erlebte ich auch am 4. Februar 1945. Hauptmann Ligouzat und ich fuhren abends mit einer Abteilung des 1. Marokkanischen Spahi-Regiments zu einem an einer einsamen Landstrasse gelegenen Waldstück, das an offenes, schneebedecktes Gelände grenzte. Dahinter befand sich in etwa einem Kilometer Entfernung das von den Deutschen besetzte Dorf Gundolsheim. Wegen der Verdunkelung waren die Gebäude kaum zu erkennen. Doch um unsere Einheiten am Vorrücken zu hindern, überzogen die Deutschen die ganze Gegend mit Sperrfeuer. Leuchtspurgeschosse durchzuckten den Nachthimmel. Es sah aus, als würde im Wald hinter Gundolsheim ein gigantisches Feuerwerk abgebrannt.

Mein Auftrag bestand darin, das Feld im Dunkeln zu überqueren, mich ins Dorf zu schleichen und unter die Deutschen zu mischen. Ich sollte ihre Truppenstärke abschätzen und ihnen folgen, falls sie sich zurückzögen. Ich war sicher, dass es diesmal klappen würde: Der Schnee war nur knöchelhoch und ich konnte mich an den Leuchtspuren orientieren.

Um Mitternacht brach ich auf. Ich hielt direkt auf den Lärm und das Sperrfeuer zu. Obwohl ich hörte, wie die Kugeln über mich hinwegpiffen, hatte ich keine Angst. Im Gegenteil, ich bestaunte die grünen, roten und gelben Lichtschweife. Laut meinen Anweisungen sollte ich geradewegs auf Gundolsheim zugehen, aber wegen des hügeligen Terrains verlor ich das Dorf schon bald aus dem Blick.

Zu allem Überfluss stellten die Deutschen plötzlich das Feuer ein. Hier und da erhellte noch ein Lichtblitz den Himmel, dann wurde es dunkel. Unbeirrt stapfte ich weiter, bis ich in einiger Entfernung Hundegebell und die Stimmen deutscher Soldaten

deutscher Soldaten hörte. Jetzt wusste ich wenigstens wieder, in welche Richtung ich gehen musste. Ich bewegte mich langsam und vorsichtig, um nicht entdeckt zu werden. Nach einer Weile hörte ich keine Stimmen mehr. Die Soldaten schienen sich entfernt zu haben. Verwirrt tappte ich weiter, lauschte angestrengt in die Stille hinein, spähte in die Dunkelheit. Doch es war kein Laut zu hören, kein noch so schwaches Licht zu sehen. Unverdrossen setzte ich meinen Weg fort. Das nächtliche Dorf konnte nicht mehr weit sein. Aber der Marsch schien kein Ende zu nehmen.

Plötzlich gab der Boden unter mir nach und ich versank in eisigem Wasser. Offenbar war ich auf einen zugefrorenen Kanal gelaufen und durch das unter der Schneedecke verborgene Eis gebrochen. Ich ging unter und kam nach Luft schnappend wieder an die Oberfläche. Einen Moment lang war ich wie gelähmt vor Schreck.

Ich wusste, dass ich in dem eiskalten Wasser sterben würde. Es war kein Mensch in der Nähe und selbst wenn, hätte ich nicht um Hilfe rufen können. Meine Kleider hatten sich mit Wasser vollgesogen und hingen wie Bleigewichte an mir. Mit den Beinen strampelnd und den Armen rudern gelangte ich schliesslich ans Ufer. Die Böschung war steil und glatt. Ausser einem schmalen Betonsims und ein paar gefrorenen Grasbüscheln gab es nichts, woran ich mich festhalten konnte. Jedes Mal, wenn ich versuchte, mich aus dem Wasser zu hieven, zogen mich meine triefnassen Kleider wieder nach unten. Ich kratzte mir am Beton die Finger blutig. Langsam schwanden mir die Kräfte.

Komm schon, Marthe, nicht aufgeben. Du musst dich bewegen, trieb ich mich verbissen an.

Doch die Versuchung, mich einfach ins Wasser zurückgleiten zu lassen, wurde immer grösser.

Mit den Beinen paddelnd bewegte ich mich ein Stück weiter

und fand schliesslich eine Stelle, wo der Betonsims etwas breiter und die Grasbüschel dicker waren. Ich nahm meine ganze Kraft zusammen und zog mich ein Stück hoch. Als ich mich mit den Ellbogen abstützte, fiel ich mit dem Gesicht in den pudrigen Schnee, der mir Mund und Nase verstopfte. Ich musste derart husten, dass ich beinahe den Halt verloren hätte. Mit gesenktem Kopf und geschlossenen Augen hievte ich mich aus dem Wasser und landete in einer Schneewehe.

Einen Moment lang lag ich still da, um Atem zu schöpfen. Zähneklappernd setzte ich mich auf, wrang meine Haare aus und presste das Wasser so gut es ging aus meinen Kleidern. Dann erhob ich mich schwankend und hüpfte auf und ab, um mich zu wärmen. Aus meinen Stiefeletten spritzte das Wasser.

Obwohl ich jede Orientierung verloren hatte, ging ich stur weiter. Ich musste mich vom Kanal fernhalten, vor dem mich seltsamerweise niemand gewarnt hatte. Es waren keinerlei Geräusche zu hören, aber ich hoffte trotzdem, auf dem richtigen Weg zu sein. Meine Nerven waren so angespannt, dass ich weder Kälte noch Nässe spürte.

Als die Morgendämmerung einsetzte, erkannte ich meine eigenen Fussspuren im Schnee und mir wurde klar, dass ich die ganze Zeit im Kreis gegangen war. Ich froh schrecklich und konnte mich vor Müdigkeit kaum noch auf den Beinen halten. Ich wünschte mir nichts sehnlicher, als trockene Kleidung anzuziehen, mich an einem Ofen zu wärmen und zu schlafen. Es hätte nicht viel gefehlt und ich hätte mich einfach in den Schnee fallen lassen. Doch ich wusste, dass ich dann höchstwahrscheinlich nicht mehr aufwachen würde.

Mittlerweile ging ich davon aus, dass die Deutschen das Feuer eingestellt hatten, weil sie sich nach Osten zurückgezogen hatten – eine Vermutung, die sich später als zutreffend herausstellen sollte. Deshalb hörte ich sie auch nicht mehr.

Hätte ich das eher gewusst, hätte ich versucht, ihnen zu folgen, und ihren neuen Standort dem Hauptquartier gemeldet. Aber jetzt war es zu spät. Da es allmählich hell wurde, fand ich problemlos zur Landstrasse zurück. Mir graute schon vor Mollats Schadenfreude, wenn man ihm berichtete, dass ich schon wieder versagt hatte.

«Na bitte, ich wusste doch, dass sie nicht den Mumm hat, einen Einsatz durchzuziehen», würde er triumphierend zu Bouvet sagen.

Ich wusste, dass die Spahis und Hauptmann Ligouzat längst fort waren, aber ich hoffte, auf eine Patrouille zu stossen, die mich ins Hauptquartier zurückbrachte. In einiger Entfernung sah ich eine Panzereinheit mit Infanterie die Strasse entlangkommen. Ich kniff die Augen zusammen, um die Uniformen erkennen zu können.

Deutsche.

Vielleicht war meine Mission doch nicht gescheitert.

Mit hoherhobenem Kopf lief ich auf sie zu, entschlossen, meinen Auftrag endlich zu Ende zu führen. Ich hatte mir meine Tarngeschichte genau eingepägt. Doch dann sah ich, dass es deutsche Kriegsgefangene waren, die mir in einer langen Kolonne entgegenkamen. Ich war enttäuscht und erleichtert zugleich. Die Erleichterung verflog allerdings schlagartig, als mich marokkanische Soldaten umstellten. Es war wie bei meinem missglückten Einsatz am Amselkopf, nur dass ich es diesmal mit einer ganzen Panzerdivision zu tun hatte.

«Was hast du hier zu suchen, du Nazi-Hure?», fauchte einer von ihnen. «Weisst du, was wir mit Frauen wie dir machen?» Natürlich hatte ich Angst, aber ich war so müde und durchgefroren, dass ich nichts weiter wollte, als mich irgendwo ausruhen und aufwärmen.

Wie zuvor am Amselkopf verweigerte ich jede Auskunft und

untersagte ihnen barsch, mir auch nur ein Haar zu krümmen. So herrisch, wie ich es unter den gegebenen Umständen zuwege brachte, verlangte ich, unverzüglich ihren Vorgesetzten zu sprechen.

Als dieser mich sah, lachte er schallend.

«Na, wen haben wir denn da? Eine verirrte Wasserratte?»

Die Männer grölten los.

«Ich muss Sie unter vier Augen sprechen», sagte ich schroff. Als wir etwas abseitsstanden, erzählte ich ihm, dass ich der Ersten Französischen Armee angehöre und zum Hauptquartier zurückwolle.

Nach einigem Hin und Her glaubte mir der Offizier schliesslich. Aber er konnte nichts für mich tun. Er habe seine Befehle, meinte er. Ausserdem habe er kein Fahrzeug zur Verfügung, um mich ins Hauptquartier bringen zu lassen. Er bot mir jedoch seinen Schutz an, bis mich jemand abholen käme.

«Besorgt der jungen Dame trockene Sachen», befahl er seinen Männern, die immer noch feixend herumstanden. «Nehmt sie einem der Kriegsgefangenen ab.» Mit einem belustigten Blick in meine Richtung fügte er hinzu: «Sucht euch den kleinsten Deutschen, den ihr finden könnt.»

Die Uniform, die sie mir brachten, war mir mindestens drei Nummern zu gross. Die Ärmel des Mantels schleiften über den Boden und in der Hose sah ich aus wie ein Clown. Wie kurios: eine französische Spionin, die man in eine Wehrmachtsuniform gesteckt hatte. Aber wenigstens war sie trocken und warm. Alles andere war mir egal. Ich rollte die Ärmel und Hosenbeine hoch und mummelte mich, so gut es ging, darin ein.

«Sprechen Sie Deutsch?», fragte mich der Offizier, nachdem er erfahren hatte, dass ich dem französischen Geheimdienst angehörte.

«Selbstverständlich», antworte ich immer noch zähneklappernd, während ich mir die Hände an einer Blechtasse mit dampfendem marokkanischen Minztee wärmte.

«Dann wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie einige unserer Kriegsgefangenen vernehmen könnten, wo Sie schon einmal hier sind», sagte er lächelnd.

Man brachte mich in ein abgelegenes Haus, wo man ein Zimmer für die Verhöre vorbereitet hatte. Ich setzte mich hinter einen niedrigen Tisch und wartete, bis etwa zehn deutsche Offiziere hereingeführt wurden, darunter auch einige im Rang eines Oberst, eines Majors und eines Hauptmanns. Als sie die kleine blonde Frau mit den blauen Augen und dem hellen Teint sahen, die in einer viel zu grossen Wehrmachtsuniform steckte, blieb ihnen der Mund offen stehen. Sie waren dermassen entgeistert, dass ich an mich halten musste, um nicht loszuprusten. Die Offiziere liessen mich ihre Herablassung deutlich spüren. Es wollte ihnen einfach nicht in den Kopf, dass ich befugt war, sie zu verhören.

Ich schlug mit der Faust auf den Tisch und befahl ihnen mit bellender Stimme, Haltung anzunehmen. Im Nu verschwand das selbstgefällige Grinsen aus ihren Gesichtern. Respektvoll beantworteten sie nun meine Fragen nach ihrem Namen, Rang und Regiment. Dann verhörte ich jeden einzeln. Wenn sie nicht kooperierten, erinnerte ich sie an die Gräueltaten, die die Wehrmacht in Frankreich begangen hatte.

Trotz meiner bizarren Erscheinung begriffen sie, dass mit mir nicht zu spassen war. Als ich sie unerbittlich mit Fragen bombardierte, kapitulierten schliesslich einige von ihnen und gaben wertvolle Informationen preis.

## Erneute Grenzüberquerung

An einem frühen Morgen im Februar begleitete mich Hauptmann Ligouzat an den Rand einer elsässischen Kleinstadt nordöstlich von Thann, wo uns eine französische Panzereinheit erwartete. Nach einer kurzen Einweisung sollte ich in einem Schützenpanzerwagen mitfahren, einem sogenannten Voiture blindée. Ich hatte nie unter Klaustrophobie gelitten, aber die Enge und die stickige Luft im Innern machten mir doch zu schaffen. Es roch penetrant nach Schweiß und Diesel. Ausser mir gab es noch den Fahrer und einen Schützen. Ich setzte mich neben den Fahrer ins Halbdunkel. Vor uns befanden sich zwei amerikanische Sherman und hinter uns weitere Panzerfahrzeuge und Truppentransporter.

Unser Geheimdienst vermutete, dass ein grosses deutsches Infanterieregiment in der Stadt stationiert war. Unser Verband, unterstützt durch Infanterie, hatte Order, im Morgengrauen einen Überraschungsangriff zu starten und den Feind in die Flucht zu schlagen. Während des Gefechts sollte ich mich aus dem Schützenpanzer stellen und mich unter die feindlichen Soldaten mischen. Ein Kinderspiel.

Wenige Minuten später erhielten wir den Befehl, uns in Bewegung zu setzen, und der Fahrer startete den Motor. Ruckartig fuhren wir an; der Lärm war ohrenbetäubend. Wir konnten die Aussenwelt an diesem nebligen grauen Morgen nur durch kleine Luken wahrnehmen, die um uns herum auf Augenhöhe angebracht waren und deren gepanzerte Klappen offenstanden. Zwischen uns fiel kein Wort. Wir hielten uns an unsere Anweisungen und

folgten den beiden Panzern vor uns, die auf die Hauptstrasse des Orts zurollten. Meine Hände waren so klamm, dass ich mich auf sie setzte, um sie zu wärmen.

Kurz nachdem wir die erste Häuserreihe erreicht hatten, eröffneten die Deutschen das Feuer. Sofort brach die Hölle los; überall wimmelte es plötzlich von feindlichen Soldaten. Durch die Luken erhaschte ich einen Blick auf graue Uniformen, deutsche Helme und aufblitzende Wehrmachtsabzeichen. Sie rannten wild durcheinander und lieferten sich Schusswechsel mit unseren Bodentruppen. Der Maschinengewehrschütze auf dem Sitz hinter mir feuerte wahllos drauflos. Regelmässig wurde unser Gefährt von Gewehrkugeln getroffen, deren blechernes Geräusch jeden Nerv erschütterte.

Etwa dreissig Meter vor uns erreichte der erste Sherman-Panzer den Marktplatz. Als wir dort ankamen, hörten wir plötzlich ein beängstigendes Rauschen, gefolgt von einer riesigen Explosion. Die Druckwelle war so stark, dass unser Fahrzeug heftig schwankte. Offenbar war eine Granate in den ersten Panzer eingeschlagen. Dichter schwarzer Rauch trat aus seinem Geschützturm und der Dachluke aus. Brennende Metallteile regneten auf uns nieder.

Unser Fahrer fluchte laut. Der Schütze stellte das Feuer ein und beugte sich vor, um sich einen Überblick zu verschaffen. Als wir die hoch auflodernden Flammen sahen, dachte ich voller Entsetzen an das schreckliche Schicksal, das die eingeschlossene Mannschaft erwartete.

*Hier wirst du sterben, sagte plötzlich eine Stimme in meinem Kopf. In diesem Fahrzeug, an diesem Ort, eingekellt zwischen zwei völlig Fremden. Du wirst bei lebendigem Leib verbrennen.*

Einer spontanen Regung folgend, schloss ich sämtliche Klappen um mich herum, um wenigstens den beissenden Rauch nicht

einatmen zu müssen. Aber in der plötzlichen Dunkelheit erfasste mich erst recht Panik. Sehnsüchtig starrte ich auf die verschlossene Tür. Wie gern hätte ich sie aufgerissen, aber ich konnte mich nicht rühren. Ich war wie erstarrt. Am liebsten wäre ich weit weg gewesen. Ich kniff die Augen zu und stellte mir vor, dass ich zu einem winzigen Punkt zusammenschrumpfen und so auf wundersame Weise meinem Gefängnis entfliehen würde.

Aber mein Stolz siegte. Ich beschloss, jeglichen Gedanken an Flucht aus meinem Kopf zu verbannen und mir meine Angst nicht anmerken zu lassen. Ich schaute in die blassen Gesichter meiner Begleiter und vermutete, dass es ihnen ähnlich erging. Ich nahm mir fest vor, in Zukunft nie wieder jemanden zu verurteilen, weil er sich fürchtete. In diesem Augenblick begriff ich, dass Mut oder Feigheit nichts mit dem Charakter eines Menschen zu tun hatten, sondern allein von den Umständen und der eigenen Gemütsverfassung abhingen.

Der getroffene Panzer brannte jetzt lichterloh. Seine Besatzung hatte in diesem glühenden Backofen den Tod gefunden. Eine Weile sassen wir unbeweglich und schweigend da – leichte Beute für den Feind, schoss mir durch den Kopf. Der zweite Panzer war ebenfalls stehen geblieben und konnte jetzt weder vor noch zurück, weil sich hinter uns eine Schlange aus Lastern und weiteren Schützenpanzern gebildet hatte. Zusammengekrümmt und schweissgebadet sass ich auf meinem Sitz. Inzwischen war mir klar, dass ich meinen Auftrag nicht erfüllen konnte. Ich konnte nur hoffen, dass wir es irgendwie schaffen würden, lebend hier wieder herauszukommen.

In diesem Moment fing das Funkgerät an zu knistern. Zu meiner grössten Erleichterung hörte ich, dass der Führungsstab den Befehl gab, den Einsatz abubrechen. Plötzlich kam Bewegung in

die französischen Soldaten. Den Bodentruppen gelang es, den deutschen Panzer, der den Sherman getroffen hatte, ausser Gefecht zu setzen. Wieder begann ein erbitterter Kampf. Wir wurden hin und her gerüttelt, beschossen und getroffen, aber schliesslich schafften wir es, die Deutschen kurzzeitig zurückzudrängen und geordnet den Rückzug anzutreten. Wieder einmal war ich dankbar, mit heiler Haut davongekommen zu sein. Mein Nachname – Hoffnung Gutglück – schien mich zu beschützen, denn oft war es schieres Glück, dass ich überlebte.

Ein paar Tage danach verlegte Oberst Bouvet unser Hauptquartier von Thann nach Lützelhof. Kurz nach unserer Ankunft rief er mich in sein Büro.

«Meine Männer haben an der Front einen deutschen Deserteur auf gegriffen», erzählte er und seufzte. «Sie bringen ihn jetzt her. Er behauptet, die Wehrmacht hätte ihn zwangsverpflichtet, und will zu uns überlaufen. Vielleicht hat er wichtige Informationen für uns, vielleicht auch nicht. Ich möchte, dass Sie ihn in meinem Beisein verhören, aber Sie sollen nicht sofort übersetzen, was er sagt. Versuchen Sie, Vertrauen zu ihm aufzubauen. Er soll glauben, dass Sie auf seiner Seite sind. Sie wissen schon, was Sie zu tun haben.»

Der Soldat wurde von zwei marokkanischen Wachen hereingeführt. Er machte einen ängstlichen Eindruck und spielte nervös mit seiner Mütze, während sein Blick zwischen dem Oberst und mir hin und her huschte.

«Guten Tag», sagte ich lächelnd und ging ein paar Schritte auf ihn zu.

«Guten Tag», erwiderte er.

«Parlez-vous français?»

«Oui. Je suis Alsacien.» Sein Französisch war flüssig und sein Akzent hätte der eines Elsässers oder Deutschen sein können.

Auf Deutsch fragte ich ihn nach seinem Namen, seinem Rang und seiner Erkennungsnummer. Oberst Bouvets Assistent führte Protokoll. Der Mann erzählte, dass er gegen seinen Willen zum Wehrdienst eingezogen worden sei und schon mehrmals versucht habe, zu fliehen.

«Und wo genau im Elsass kommen Sie her?», fragte ich.

«Haguenau, im Nordosten», antwortete er. «Das ist noch nicht befreit worden.»

«Kenn ich gut», log ich. «Aber Ihre Familie wird doch sicher unter Ihrer Flucht zu leiden haben. Machen Sie sich denn keine Sorgen?»

«Doch, natürlich», sagte er und knetete seine Mütze. «Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie sich für sie einsetzen könnten. Meine Mutter, meine Frau und meine beiden Kinder sind in grosser Gefahr.»

«Und ist es nicht ungewöhnlich für einen Elsässer, in dieser Region stationiert zu sein?», fragte ich. «Ich dachte, dass man alle Männer aus Ihrer Gegend an die russische Front geschickt hätte, damit sie nicht so leicht desertieren können?»

Die Geschichte der Malgré-nous oder «Soldaten wider Willen» war allgemein bekannt. Über 14'0000 elsässische Männer, französische Staatsbürger, waren zwangsrekrutiert worden, um an der Ostfront als Minensucher eingesetzt zu werden.

«Ah, ja, das stimmt», erwiderte er, während sich ein dünner Schweissfilm auf seiner Oberlippe bildete. «Aber ein paar von uns sind durchs Netz gerutscht.»

«Erzählen Sie mal, was Sie in der deutschen Armee gemacht haben. Was war Ihre Aufgabe?» Ich lächelte ihn aufmunternd an.

«Infanterie», antwortete er und deutete auf sein Abzeichen. Das Rangabzeichen stimmte.

«Und an welchen Kampfhandlungen haben Sie teilgenommen?»

«An einer Menge.»

«Erzählen Sie.»

Mein Verhör dauerte über eine Stunde. Er schilderte seine Erfahrungen in der Wehrmacht und seine wiederholten Fluchtversuche. Oberst Bouvet, der nur ein paar Brocken Deutsch konnte, sass die ganze Zeit schweigend da und beobachtete ihn aufmerksam. Nachdem ich meine letzte Frage gestellt hatte, sah man dem Gefangenen an, dass er sich ausgesprochen unbehaglich fühlte. Als ich ihn noch einmal nach seiner Familie fragte, verstrickte er sich in Widersprüche. «Ich habe Angst um meine Frau und die Kinder», sagte er.

«Und um Ihre Eltern nicht?»

«Doch, natürlich», fügte er hastig hinzu.

«Wie heissen Ihre Kinder denn?»

Er zögerte kaum merklich, bevor er antwortete: «Frieda und Gottlieb.» Dabei lächelte er strahlend. «Es sind wunderbare Kinder.»

Ich sah auf meine Armbanduhr, entschuldigte mich beim Oberst und gab vor, noch einen Termin zu haben. «Wir unterhalten uns später noch einmal», versprach ich dem Gefangenen lächelnd, bevor die Wachen ihn abführten.

Oberst Bouvet wartete, bis sie die Tür hinter sich geschlossen hatten. «Und?»

«Er ist ein Spion.»

Der Oberst runzelte die Stirn. «Woher wissen Sie das?»

«Wenn er Elsässer wäre, wäre er mit Sicherheit an der russischen Front und nicht hier. Ausserdem hat er anfangs nur seine Mutter erwähnt, und als ich ihn noch mal fragte, hatte er plötzlich auch einen Vater. Hinzu kam, dass er bei den Namen seiner Kinder zögerte. Ich glaube, dass er sie sich spontan ausgedacht hat.»

«Noch etwas?»

«Ja. Es gibt für ihn eigentlich keinen Grund, jetzt zu desertieren, da das Ende des Kriegs absehbar ist. Seine Familie würde erschossen werden, aber das hat er erst zugegeben, als ich das Thema anschnitt. Ich glaube, dass er dem deutschen Geheimdienst angehört und uns ausspionieren soll.»

«Vielen Dank, Chichinette», sagte der Oberst und lächelte mich an. «Das ist alles.»

Ich sah den Gefangenen nie wieder, aber am nächsten Tag bestätigte der Oberst meinen Verdacht. «Sie hatten recht. Bei weiteren Verhören hat er alles gestanden. Er ist ein deutscher Agent mit dem Auftrag, unsere Kriegspläne auszuforschen. Ich habe ihn den Kollegen von der Spionageabwehr übergeben. Er wird uns keine Schwierigkeiten mehr machen.»

Mir tat der Mann fast leid.

Bouvet war ein ausgezeichnete Kommandeur und ein grossartiger Mensch. Ich hatte grossen Respekt vor ihm. Während meiner Zeit im Hauptquartier lernte ich eine Menge von ihm. Er machte mich bei unseren gemeinsamen Mahlzeiten mit mehreren wichtigen Leuten bekannt. Er schien mir vorbehaltlos zu vertrauen.

Umso enttäuschter war ich, als ich merkte, dass auch Bouvet nicht frei von Vorurteilen war. Leutnant Neu, mein «Matratzen-genosse», war mit einem gefährlichen Aufklärungseinsatz nahe der feindlichen Linien betraut worden. Als er nach vierundzwanzig Stunden immer noch nicht zurück war, machte ich mir grosse Sorgen um ihn. Aber die waren völlig unbegründet gewesen, denn er war ein Profi und kehrte nicht nur wohlbehalten zurück, sondern hatte auch eine Menge wertvoller Informationen im Gepäck. Ich nahm an der Nachbesprechung teil und fand es bewundernswert, wie viel er erreicht hatte.

«Prima Leistung, Leutnant!», sagte der Oberst und klopfte ihm

auf den Rücken. «Aber jetzt ruhen Sie sich erst mal aus.»

Kaum war Neu gegangen, wandte er sich an Oberst Ruysen und sagte in Gegenwart von Hauptmann Ligouzat und mir: «Für einen Juden hat Neu das verdammt gut gemacht, finden Sie nicht?» Es war eine spontane Bemerkung, die nicht beleidigend gemeint war, mich aber tief erschütterte. Ich murmelte eine Entschuldigung und verliess den Raum. Ich brauchte dringend frische Luft. Wie froh war ich, dass ich gegenüber dem Oberst und meinen Kameraden nie erwähnt hatte, dass ich Jüdin war.

Einige Tage später wurde ich zusammen mit Hauptmann Ligouzat zu einem Staudamm bei Kembs, südöstlich von Mulhouse, geschickt. Wir sollten herausfinden, wie unsere Soldaten den Rhein südlich des Staudamms überqueren könnten, ohne dass die Deutschen auf sie aufmerksam würden, die am gegenüberliegenden Ufer in der Nähe des Dorfs Istein lagen. Ligouzat und ich hatten den Auftrag, uns als Angehörige einer Armee-Einheit auszugeben, die für Logistik und Sicherheit zuständig war.

An unserem Ziel angekommen, baten wir um ein Gespräch mit dem verantwortlichen Offizier. Man führte uns zum Büro eines gewissen Grandidier, wie uns das Namensschild an der Tür verriet. So hiess auch der Junge, der damals in Metz unsterblich in mich verliebt gewesen war und dessen Postkarte meinen Vater so aufgeregt hatte. Ich öffnete die Tür und blieb wie angewurzelt stehen, als sich der junge Mann erhob, um uns zu begrüssen. Es war derselbe Grandidier.

Schlimmer noch, er erkannte mich sofort. «Marthe!», rief er. «Marthe Hoffnung!»

Ich war entsetzt. Meine Tarnung durfte auf keinen Fall auffliegen. Am liebsten hätte ich mich in Luft aufgelöst. Ich schüttelte

den Kopf und sagte: «Sie irren sich, mein Name ist Lenotre.»

Aber Grandidier nahm mir das nicht ab. Lachend drohte er mir mit dem Finger. «Ich würde dich überall wiedererkennen. Ich weiss sogar, wo du wohnst: in der Rue du Maréchal- Pétain 4 in Metz, stimmt's? Als Junge war ich total in dich verknallt. Du erinnerst dich doch bestimmt noch an mich, oder?»

Als ich die Verwirrung in Hauptmann Ligouzats Gesicht bemerkte, schüttelte ich wieder den Kopf. «Tut mir leid. Mein Name ist Lenotre und ich wohne in der Avenue de Nancy.»

Jetzt mischte sich Ligouzat ein, der endlich zur Sache kommen wollte. «Ihr Name ist Lenotre. Feldwebel Marthe Lenotre», sagte er unwirsch.

«Nein, das stimmt nicht», erwiderte Grandidier amüsiert. «Sie heisst Hoffnung. Ich kenne sie. Ich bin ihr früher durch die halbe Stadt nachgelaufen, sogar bis zur Synagoge.»

Ich merkte, wie ich rot anlief, und schluckte. «Sie müssen mich mit jemandem verwechseln. Ich habe Sie noch nie im Leben gesehen.»

Grandidier sah mich fragend an. «Ich hätte schwören können, dass du es bist», sagte er schliesslich und runzelte die Stirn. «Du ... Sie sehen ihr so ähnlich.»

«Es tut mir leid, Sie enttäuschen zu müssen.» Ich zwang mich zu einem Lächeln. «Können wir jetzt bitte besprechen, weshalb wir hier sind?»

Wir verbrachten fast eine Stunde am Staudamm und Ligouzat und ich hielten Ausschau nach günstigen Stellen für die Flussüberquerung der Kommandos. Mein früherer Verehrer führte uns herum. Aus dem Augenwinkel musterte ich den attraktiven jungen Hauptmann und staunte über seine Verwandlung: Ich hätte den ungeschlachten Jungen von damals, der mir so hartnäckig hinterhergelaufen war, kaum wieder erkannt. Unter anderen

Umständen, sinnierte ich, wäre es vielleicht ganz nett gewesen, ihn näher kennenzulernen.

Als wir uns verabschieden wollten, ergriff er meinen Arm und zog mich zur Seite. «Es ist mir egal, was du sagst. Es ist einfach wunderbar, dich wiederzusehen, Marthe», flüsterte er. «Wegen dir habe ich sogar meine Priesterausbildung abgebrochen.»

«Ich sagte Ihnen bereits, dass ich nicht die bin, für die Sie mich halten. Leben Sie wohl», entgegnete ich und entzog ihm meinen Arm.

«Au revoir», erwiderte er und warf mir eine Kuschhand zu.

Wenige Tage darauf lernte ich über Hauptmann Zimmerman, dessen Einheit in Saint-Louis stationiert war, einige höhere Offiziere des Schweizer Geheimdiensts kennen. Die Schweiz war eigentlich neutral, aber ihre Neutralität wurde oft auf eine harte Probe gestellt, erst durch die Deutschen, dann durch die Alliierten. Hauptmann Zimmerman hatte mich spontan zum Essen eingeladen und mir die drei Schweizer Offiziere vorgestellt, die alle in Basel stationiert waren.

Ihr Chef war Oberst Reinhart, ein eindrucksvoller, grosser blonder Mann mittleren Alters, dem ich offenbar sofort sympathisch war.

«Sehr erfreut, Sie kennenzulernen», sagte er und küsste mir die Hand. «Ich habe von Hauptmann Zimmerman schon viel Gutes über Sie gehört, Mademoiselle, und falls Sie je meine Dienste benötigen sollten, stehe ich Ihnen gern zur Verfügung.» Er verbeugte sich tief.

Zimmerman beschloss, Reinharts Angebot anzunehmen, und schickte mich ein paar Wochen später zusammen mit Leutnant Talichet in die Schweiz, damit ich von dort nach Deutschland gelangen könnte. Das wäre mein fünfzehnter Versuch, den Feind zu infiltrieren, aber mein erster Vorstoss auf deutsches Gebiet.

Es war der 11. April 1945.

In Basel kam ich aus dem Staunen nicht mehr heraus. Leutnant Talichet lud mich zum Mittagessen in ein Restaurant ein. Ich war fasziniert von dem riesigen Angebot an Speisen. Schliesslich entschied ich mich für Käsefondue, eine Schweizer Spezialität, die ich noch nicht kannte. Alles hier wirkte so normal. Die Menschen trugen Kleider, die ich seit Kriegsbeginn nicht mehr gesehen hatte. In den Auslagen der Geschäfte fanden sich Luxusartikel wie Schokolade und Pelze. Es gab keine Verdunklungen und offenbar auch keine Benzinknappheit, denn die Strassen waren voller Autos. Nach dem Mittagessen ging Talichet mit mir in eine Pâtisserie. «Suchen Sie sich etwas aus», forderte er mich lächelnd auf. Die Auswahl war so verwirrend, dass ich mich nicht entscheiden konnte. Am liebsten hätte ich alles genommen. Zum Glück war Talichet ein sehr geduldiger Mensch.

Überwältigt von den vielen Eindrücken, setzte ich mich unter einen blühenden Kirschbaum und verzehrte genüsslich ein Cremetörtchen. Hier merkte man nichts davon, dass in ganz Europa Krieg herrschte. Alles war im Überfluss vorhanden; die Schweizer lebten in einer Zeit, an die ich mich kaum noch erinnern konnte.

«Vielleicht sollten wir jetzt besser gehen und diese Leute vom Geheimdienst treffen», sagte ich schliesslich zu Talichet. «Sonst gewöhne ich mich noch an das süsse Leben hier.»

Er brachte mich zum Hauptquartier, wo mich Oberst Reinhart herzlich empfing. «Sie wollen also nach Deutschland?», fragte er. «Ich denke, dass wir das arrangieren können. Wenden Sie sich an Georges Lemaire.»

Monsieur Lemaire war Geheimdienstoffizier, ein grosser, schlanker Mann Mitte fünfzig, mit einem schmalen Oberlippenbart und einem bohrenden Blick. Er hatte den Auftrag, mich nach Schaffhausen zu bringen, eine Schweizer Enklave westlich des

Bodensees. Von dort aus konnte ich Singen, eine strategisch wichtige industrielle Grenzstadt, zu Fuss erreichen.

Lemaire musterte mich eingehend und sah dann auf die Uhr. «Wir brechen sofort auf», verkündete er. «Dann sind Sie vor Einbruch der Dunkelheit in Deutschland.»

Ich verabschiedete mich von Oberst Reinhart und Leutnant Talichet, nahm meinen kleinen Koffer, der meine ganzen Habseligkeiten enthielt, und verliess zusammen mit meinem Schweizer Führer das Gebäude. Wir fuhren in Richtung Osten und hatten Basel schon bald hinter uns gelassen.

Die Fahrt dauerte knapp zwei Stunden. Lemaire sass die ganze Zeit schweigend neben mir, während ich mich seelisch auf meinen Einsatz vorbereitete. Als mir klar wurde, dass ich bald den sicheren französischen Boden verlassen würde, wurde mir ganz mulmig. In Gedanken ging ich immer wieder meine Geschichte durch. Wir hatten sie wegen des unerwarteten Angebots eines Elsässer Arztes namens Christophe Mueller, mir Kontakte in Konstanz zu verschaffen, leicht abändern müssen. Er war während des Kriegs zum deutschen Militärdienst eingezogen worden und hatte sich mit Familien in Singen und Freiburg angefreundet. Nachdem er an der russischen Front verwundet worden war, hatte er in einem Konstanzer Krankenhaus Dienst tun müssen. Nach der Befreiung des Elsass' war er aus Deutschland geflohen und in seine Heimat zurückgekehrt.

Ich hatte ihn zwar nie persönlich kennengelernt, aber man hatte mir ein Foto von ihm gezeigt und eine detaillierte Beschreibung seiner Person und seines Hintergrunds gegeben. Er war bei seinen Patienten und dem Krankenhauspersonal sehr beliebt gewesen. Inzwischen arbeitete er für das französische Militär und hatte mir über den Geheimdienst ausrichten lassen, dass ich mich je-

derzeit auf ihn berufen könne, wenn ich Hilfe bräuchte. Seine deutschen Freunde würden mir gern weiterhelfen. Das hoffte ich sehr. Ansonsten wäre ich übel dran.

Martha Ulrich, wiederholte ich in Gedanken, ich heisse Martha Ulrich. Ich bin Krankenschwester und arbeite in Konstanz. Dort habe ich auch Dr. Mueller kennengelernt. Ich suche meinen Verlobten. Es wird schon alles gut gehen!

Viel zu schnell erreichten wir Schaffhausen, parkten den Wagen am Waldrand und liefen schweigend eine halbe Stunde nebeneinander her. Die Vögel sangen, Sonnenlicht streifte den Waldboden. Als wir uns der Strasse, die die Grenze markierte, näherten, gab mir Lemaire ein Zeichen, dass ich mich ducken sollte.

«Da drüben sind die Grenzschützer», flüsterte er und deutete zwischen den Bäumen hindurch.

Ich starrte auf die schmale Strasse, die die neutrale Schweiz vom nationalsozialistischen Deutschland trennte, und beobachtete die beiden patrouillierenden Soldaten, wie sie aufeinandertrafen, ein paar hundert Meter in die Gegenrichtung marschierten, umdrehten und wieder zurückmarschierten.

«Jetzt heisst es warten», sagte Lemaire, setzte sich auf den Boden und lehnte sich an einen Baumstamm.

Ich spürte, wie mein Herz klopfte. Gleichzeitig nahm ich ein dumpfes, rhythmisches Geräusch wahr, das sich anhörte wie Hunderte von Panzern.

«Das sind Kugellager», erklärte Lemaire. «Tief unter der Erde befinden sich riesige Fabriken. Zwangsarbeiter stellen dort Rüstungsgüter fürs Dritte Reich her.» Ich fragte mich, ob Stéphanie vielleicht dort unten an einem Fliessband stand und sich abplagte, ohne zu ahnen, dass ich ganz in ihrer Nähe war.

Nachdem sich Lemaire eine Zigarette angezündet hatte, drehte er sich lächelnd zu mir um. Er blies einen Rauchkringel in die Luft

und sagte: «Es ist gut möglich, dass Sie die heutige Nacht nicht überleben.» Ich funkelte ihn an und versuchte zu ignorieren, was er gerade gesagt hatte. «Warum sollen wir uns vorher nicht ein bisschen amüsieren?» Mit einem Flackern in den Augen beugte er sich zu mir vor.

Ich hatte nicht die Absicht, zu sterben, und noch weniger, mit einem so kalten, berechnenden Mann zu schlafen. «Danke nein, ich bin nicht interessiert an Affären mit verheirateten Männern», erwiderte ich kühl, strich meinen Rock glatt und vergewisserte mich noch einmal, dass ich alle wichtigen Unterlagen dabei hatte: meinen Ausweis und eine Reiseerlaubnis, ausserdem die Briefe und das Foto von meinem «Verlobten» Hans sowie deutsche Lebensmittel- und Kleidermarken.

Dann fischte ich ein Paar weisse Socken aus dem Koffer und zog sie über meine Seidenstrümpfe, damit ich sie in dem unwegsamen Gelände nicht ruinierte. Ich war bereit. Schweigend wartete ich darauf, dass es dämmerte.

«Jetzt!», sagte Lemaire plötzlich und drückte seine Zigarette aus. «Gehen Sie. Die Wachen haben sich gerade wieder getrennt.»

Ich holte tief Luft.

«Ich bleibe hier, bis Sie auf der anderen Seite sind», flüsterte er mir ins Ohr.

Auf Händen und Knien kroch ich durch das dichte Unterholz. Den Blick unverwandt auf die Grenzposten gerichtet, erreichte ich nach etwa zwanzig Minuten den dürren Dornbusch, den mir Lemaire gezeigt hatte.

«Warten Sie dort, bis sie wieder aufeinandertreffen und Ihnen den Rücken zukehren, überqueren Sie dann so schnell wie möglich die Strasse», hatte er mich instruiert. «Gehen Sie in Richtung Osten, dann begegnen Sie dem Posten genau an der Stelle, wo er wieder umkehrt. Er wird Sie anhalten und nach Ihren Papieren

fragen, also verlieren Sie nicht die Nerven, lächeln Sie und tun Sie, was er sagt. Die Hauptsache ist, dass Sie verschwunden sind, bevor er wieder auf seinen Kollegen trifft.»

Ich wartete und sah die Wachen näherkommen; ich wusste, dass ich schnell handeln musste. Inzwischen kannte ich ihren Exerzierrhythmus ganz genau. Zitternd vor Angst sah ich, wie sie aneinander vorbeigingen – mein Zeichen, aufzustehen und so lässig wie möglich ins feindliche Deutschland zu schlendern. Mein Verstand signalisierte meinen Beinen, dass sie sich bewegen sollten, aber meine Muskeln verweigerten mir den Dienst.

Die Angst nagelte mich am Boden fest. Nur wenige Meter vor mir marschierten die Grenzposten vorbei. Auf den weichen Waldboden gepresst, verfluchte ich meine weissen Socken, die jetzt bestimmt deutlich aus dem Dickicht hervorstachen. Ich hob den Kopf und spähte durchs Gestrüpp: Die Wachen trafen erneut aufeinander und gingen wieder auseinander, aber ich war noch immer wie gelähmt.

Wut stieg in mir auf. Niemand hatte das Recht, so viel von mir zu erwarten. Niemand. Hatte ich nicht schon genug getan? Könnte ich nicht einfach auf geben und Lemaire sagen, dass ich meine Meinung geändert hätte?

Er hatte mir versichert, dass er seine Pistole benutzen würde, wenn es Schwierigkeiten gäbe, aber das glaubte ich nicht. Er würde sicher keinen internationalen Zwischenfall riskieren wollen, zu einer Zeit, als die Schweiz darauf bedacht war, ihre Neutralität zu bewahren. Meine Einheit hatte mir unmissverständlich zu verstehen gegeben, dass ich im Ernstfall auf mich gestellt war.

Mir taten sämtliche Knochen weh und meine Kehle war so trocken, dass ich mir den Schweiss von der Oberlippe leckte. Ich sah die Wachen zurückkommen. Es wurde allmählich dunkel und

mir war klar, dass ich nicht länger zögern durfte. Es wäre viel zu gefährlich, erst nach Einbruch der Dunkelheit in Singen anzukommen.

Fast eine Stunde war inzwischen vergangen. Ich fragte mich, was Lemaire wohl dachte. Wahrscheinlich glaubte er, dass mich der Mut verlassen hätte. Diese Vorstellung behagte mir ganz und gar nicht. Hauptmann Mollat kam mir in den Sinn. Mir graute davor, mit leeren Händen zurückzukommen und zugeben zu müssen, dass ich versagt hatte. Und dann noch Lemaire als stummer Zeuge meiner Feigheit.

Ich schaute auf und sah, dass die Wachen gerade auf halbem Weg zu ihrem jeweiligen Endpunkt waren.

«Es wird Zeiten geben, da müssen Sie Ihren ganzen Mut zusammennehmen», hatte Oberst Bouvet einmal zu mir gesagt. Ich dachte an Jacques und wie viel Mut er bewiesen hatte angesichts der Folter, seines Todesurteils und schliesslich seiner Hinrichtung. Ich dachte an Stephanie und ihre Weigerung, die Bauern zu verraten, ihre Entschlossenheit, im Lager zu bleiben und ihren Mitgefangenen zu helfen, und an ihren letzten Brief an Dédé, in dem sie schrieb, dass sie in schweren Zeiten sehr stark sein könne. Nun, mir ging es nicht so. Im Gegenteil, ich fühlte mich der Feuerprobe, die mich erwartete, ganz und gar nicht gewachsen.

Doch dann fasste ich neuen Mut. Entschlossen stand ich auf, klopfte meine Kleider ab und nahm meinen Koffer. Bevor ich meine Meinung ändern konnte, zwang ich mich, einen Fuss vor den anderen zu setzen und auf die Strasse zuzugehen. Es war zu spät, um wegzulaufen. Beherzt näherte ich mich der Wache, den Griff meines Koffers fest umklammert.

In diesem Moment drehte sich der Posten um und sah mich. Er war etwa sechzig Jahre alt und hinkte leicht.

«Heil Hitler!», sagte ich und hob die rechte Hand zum Hitlergruss.

«Heil Hitler!», antwortete er, während sein Arm in die Höhe schnellte. «Woher kommen Sie?»

«Aus Gottmadingen», sagte ich lächelnd. Das war ein Dorf sieben Kilometer westlich von Singen.

«Und wo wollen Sie hin?», fragte er, sichtlich erstaunt, eine junge Frau noch so spät an einem so abgeschiedenen Grenzübergang anzutreffen.

«Nach Singen», antwortete ich. «Ich will Freunde besuchen.»

«Zeigen Sie mir Ihre Papiere», blaffte er, offenbar entschlossen, einen tüchtigen Eindruck zu machen. Ich gab sie ihm und er studierte sie genau, kniff die Augen zusammen, um im Dämmerlicht etwas erkennen zu können. Ich betete, dass die erst vier Wochen alten Papiere mit ihren Datumsstempeln in unterschiedlich blasser Tinte echt genug wirkten, um ihn zu täuschen.

Er starrte darauf, kaute auf seiner Unterlippe herum, als überlegte er, ob er mich weiter befragen sollte. Ich beobachtete, wie es in ihm arbeitete. Er schien darüber nachzudenken, ob er auf seinen Kollegen warten sollte, um sich mit ihm zu beraten. Aber es war schon fast dunkel; er würde wahrscheinlich jeden Moment abgelöst werden, und ich ahnte, dass er am liebsten zum Wachposten zurückkehren und die Füße hochlegen würde.

«Sie können weitergehen», sagte er schliesslich und gab mir meine Papiere zurück. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Dankbar, dass alles so glimpflich verlaufen war, faltete ich sie sorgfältig zusammen und verstaute sie in meiner Jackentasche.

Lächelnd nickte ich und machte mich auf den Weg. Ich ging zügig, damit ich ausser Sichtweite war, wenn er auf seinen Kollegen treffen würde, aber nicht zu schnell, um keinen Verdacht zu erregen. Ich widerstand dem Wunsch, mich umzudrehen.

Ich lief in Richtung Osten, parallel zu dem Waldstück, wo ich so lange gelegen hatte. Nach ein paar hundert Metern befand ich mich ganz in der Nähe der Stelle, wo Lemaire auf mich warten wollte. Ich fragte mich, ob er wohl noch da war und wie versprochen ein Auge auf mich hatte.

Kurz darauf hörte ich aus Richtung der Schweizer Enklave jemanden singen. Das musste mein Schweizer Führer sein. «Grüess Gott», trällerte er fröhlich auf Schwyzerdütsch zur Melodie eines bekannten Trinklieds. Als ich glaubte, ganz in seiner Nähe zu sein, sang ich leise: «Grüess Gott.»

Täuschte ich mich oder hörte ich Lemaire kichern? Das konnte nur er sein, denn kurz darauf ertönte in derselben Melodie: «Nie hätt ich gedacht, dass du dich trauen würdest.»

Ich war wütend, aber ich verkniff mir eine Antwort. Ich war stolz darauf, dass ich meine Angst überwunden hatte. Vorhin im Wald war ich völlig mutlos gewesen. Aber jetzt war ich bereit, mich in die Höhle des Löwen zu wagen. Noch nie hatte ich mich so stark gefühlt.

## In der Höhle des Löwen

Ich war keine zehn Minuten auf deutschem Boden, als ich hinter mir Schritte hörte.

«He, Sie da!», rief eine männliche Stimme.

Als ich mich umdrehte, sah ich einen deutschen Soldaten, der zielstrebig auf mich zuing.

Mich beschlich ein schrecklicher Verdacht: Als sich die beiden Grenzposten begegnet waren, hatte der eine womöglich dem anderen von der kleinen Blondine aus Gottmadingen erzählt, die er kontrolliert hatte. Und dann hatte der andere ihm gesagt, dass diese Frau nie bei ihm vorbeigekommen war.

Ein kurzer Anruf mit dem Feldtelefon bei der Gestapo in Singen hätte genügt, um dafür zu sorgen, dass man mich dort abfing; aber vielleicht hatten sie mir ja auch den deutschen Soldaten hinterhergeschickt. Als ich vor Angst schwitzend im Unterholz gelegen hatte, war mir klar geworden, dass meine Geschichte ziemlich lückenhaft war. Man könnte mir schnell auf die Schliche kommen. Beispielsweise wusste ich nicht das Geringste über Konstanz, obwohl ich dort angeblich bei einem Arzt gearbeitet hatte, der mittlerweile den französischen Geheimdienst unterstützte.

Ich war ganz auf mich gestellt. Sollte ich verhaftet werden, würde meine Einheit wahrscheinlich nie davon erfahren. Ich besass nichts, was mich als Marthe Lenotre oder Marthe Hoffnung auswies. Ich hoffte inständig, niemals in Gefangenschaft zu geraten. Ich hätte mich lieber umgebracht, als verhört oder gar gefol-

tert zu werden. Aber man hatte mir keine Zyankalikapeln mitgegeben. Das Hauptquartier hatte es nicht für nötig gehalten.

Die einzige Möglichkeit, mit meiner Einheit Kontakt aufzunehmen, bestand darin, eine Bauernfamilie aufzusuchen, deren Adresse ich mir genau eingepägt hatte. Sie wohnte in einem kleinen, zwischen Schaffhausen und Basel an der Schweizer Grenze gelegenen Dorf namens Laufenburg. Sie waren Katholiken und Antifaschisten. Eine der Töchter war mit einem Elsässer verheiratet, der für den französischen Geheimdienst arbeitete. Sie traf sich zweimal die Woche heimlich mit ihm an der Grenze. Da ich wusste, an welchen Tagen dies geschah, konnte ich ihr Briefe für ihn mitgeben. Für den Fall, dass etwas schiefging, hatte ich die Anweisung, mich in die Schweiz abzusetzen. Oberst Reinhart hatte mir eingeschärft, im Notfall den Grenzwachern zu sagen, dass ich Schweizer Agentin sei.

Es war sinnlos, wegzulaufen. Der Soldat hätte mich im Nu eingeholt. Mein Herz klopfte so laut, dass es das permanente Dröhnen der unterirdischen Fabriken fast übertönte. Ich war froh, dass ich kurz nach der Grenzüberquerung meine weissen Socken ausgezogen hatte. Womöglich hätten sie meinen Verfolger stutzig gemacht.

«Guten Abend», sagte der Soldat lächelnd. «Da Sie ganz allein unterwegs sind, dachte ich mir, ich könnte Ihnen ein wenig Gesellschaft leisten. Wohin wollen Sie denn noch so spät abends?»

«Nach Singen.»

«Und was machen Sie dort?», fragte er interessiert. Die Tatsache, dass der Soldat fast so alt war wie der Grenzposten, beruhigte mich ein wenig.

«Freunde besuchen», erwiderte ich verhalten lächelnd.

Er schien mir zu glauben.

Während wir langsam weitergingen, unterhielten wir uns über

das aktuelle Kriegsgeschehen. Als wir den Stadtrand von Singen erreichten, schlug er zu meiner grossen Erleichterung einen anderen Weg ein.

Da ich mich nicht auskannte, lief ich direkt ins Zentrum und hielt nach der Adresse Ausschau, die der elsässische Arzt Christophe Mueller meiner Einheit genannt hatte. Singen war eine kleine, in einem Tal gelegene Stadt, in der viele Arbeiter lebten. Wegen der Rüstungsfabriken in der Umgebung war der Ort von den Alliierten heftig bombardiert worden. Viele Gebäude waren zerstört und die Strassen mit Bombentrümmern übersät. Am Marktplatz ragte das gespenstische Skelett eines ausgebrannten Hauses vor mir auf; seine klaffenden Fensteröffnungen schienen mich drohend anzustarren. Da Verdunkelung herrschte, konnte ich kaum etwas sehen und hatte Mühe, mich zu orientieren. Leider hatte ich nicht daran gedacht, eine Taschenlampe mitzunehmen.

Auf dem Marktplatz sassen zwei mit Gewehren bewaffnete Männer am Rand eines Bombenkraters und unterhielten sich leise. Ich hielt mich im Schutz der Gebäude und beobachtete sie eine Zeit lang, unschlüssig, ob ich sie ansprechen sollte oder nicht. Ich wusste, dass es gefährlich war, so spät abends allein durch die Stadt zu laufen; die deutsche Polizei hätte mich jederzeit festnehmen und verhören können. Ich musste unbedingt die Adresse finden, die man mir genannt hatte, aber ich hatte Angst, sie preiszugeben, indem ich jemanden nach dem Weg fragte.

Schliesslich entschied ich mich, das Risiko einzugehen und mich an die beiden Männer zu wenden. So würde ich am schnellsten an mein Ziel kommen und wäre in Sicherheit.

Damit sie sich nicht erschreckten und auf mich schossen, näherte ich mich ihnen leise hüstelnd. Sofort fuhren sie herum und

leuchteten mir mit ihren Taschenlampen ins Gesicht. «Wer sind Sie? Was machen Sie hier?», fragte einer der beiden.

Ich erkannte an ihren Armbinden, dass sie zum zivilen Luftschutz gehörten und nach feindlichen Flugzeugen Ausschau hielten. In tadellosem Deutsch erkundigte ich mich nach der Adresse, die mir Dr. Mueller gegeben hatte.

«Es ist gar nicht weit, mein Fräulein», sagte der eine lächelnd und zeigte mir den Weg.

Mittlerweile musste es zehn Uhr sein.

Als ich das Haus endlich gefunden hatte, stieg ich erschöpft zu einer Wohnung im zweiten Stock hinauf und klingelte.

Die Tür wurde einen Spalt breit geöffnet und eine grosse, schlanke Frau Ende zwanzig beäugte mich argwöhnisch.

«Ja, bitte?», murmelte sie und zog ihren Morgenmantel fester um sich.

«Guten Abend, Frau Schmidt», sagte ich lächelnd. «Es tut mir leid, Sie so spät noch zu stören. Dr. Mueller schickt mich. Er meinte, dass ich mich jederzeit an Sie wenden könne, falls ich ein Bett für die Nacht brauche.»

Als die Frau den Namen des Arztes hörte, hellte sich ihre Miene auf. Sie zog die Tür auf und bat mich freundlich herein. Ich zeigte ihr das Empfehlungsschreiben von Dr. Mueller und überbrachte ihr seine Grüsse. Ohne mich weiter auszufragen, stellte sie mir einen Teller mit deftigem Eintopf hin und machte mir ein Nachtlager zurecht. Sie hiess Ilse Schmidt und hatte ein etwa einjähriges Kind. Ihr Mann war an der Ostfront, aber sie hatte seit Langem nichts mehr von ihm gehört. Ihr Vater wohnte ebenfalls bei ihr. Obwohl sie in bescheidenen Verhältnissen lebte, teilte sie freigebig mit mir, was sie besass.

Da ich völlig erschöpft war, schlief ich in dieser Nacht wie ein

Stein. Ich war unendlich erleichtert darüber, dass ich es nach Deutschland geschafft und meine ersten Stunden auf feindlichem Territorium überlebt hatte.

Ich erwachte früh am Morgen, wusch mich und zog mich an. Dann ging ich in die Küche, wo Frau Schmidt bereits damit beschäftigt war, energisch Gemüse klein zu hacken. Als ich eintrat, drehte sie sich zu mir um und sagte kühl: «Mir ist gestern Abend aufgefallen, dass Ihre Strümpfe zerrissen sind.» Sie zeigte mit dem Messer auf mich. «Man hat uns gesagt, dass wir uns vor Fremden in Acht nehmen sollen. Das hat mir die ganze Nacht keine Ruhe gelassen.» Sie wischte sich die Hände an ihrer Schürze ab und machte ein paar Schritte auf mich zu. «Weil wir so nah an der Grenze wohnen, werden hier in der Gegend immer wieder feindliche Agenten auf gegriffen. Und jetzt frage ich mich natürlich, ob Sie sich die Strümpfe zerrissen haben, als Sie aus der Schweiz zu uns herübergeschlichen sind. Also raus mit der Sprache. Sind Sie eine Spionin?»

Ich lachte auf. «Schauen Sie mich an, Frau Schmidt! Sieht so eine Spionin aus?»

Sie stutzte, musterte mich von Kopf bis Fuss, dann stemmte sie die Hände in die Hüften und lachte ebenfalls. «Nein, wirklich nicht.»

Und damit war das Thema erledigt. Von da an hielt sie mich für eine wahre Patriotin.

Ich verbrachte zwei Tage bei Ilse und ihrem Vater, die sehr gastfreundlich waren. Ich erzählte ihnen, dass ich auf dem Weg nach Freiburg sei und meinen Verlobten Hans suche. Mit betrübter Miene zeigte ich ihnen ein Foto von ihm und seine Briefe. Ilse konnte meine Angst um ihn nur allzu gut nachempfinden. Schliesslich bangte auch sie um ihren Mann an der Ostfront.

«So Gott will, kehren beide wohlbehalten zu uns zurück», sagte

sie und bekreuzigte sich. Ilse war sehr hilfsbereit; sie nahm mich zum Einkaufen mit und zum Dank kümmerte ich mich um ihr Kind. Sie begleitete mich sogar zum Bahnhof und half mir, eine Fahrkarte nach Freiburg für den folgenden Abend zu reservieren. Wegen der ständigen Luftangriffe fuhren tagsüber keine Züge. Ich weiss nicht, was ich ohne sie getan hätte, denn ich hatte nicht die geringste Ahnung, wie man einen Fahrschein ergatterte. Leider erwies sich meine Ausbildung als völlig unzureichend, weshalb ich immer wieder improvisieren musste, um nicht enttarnt zu werden.

Ich muss gestehen, dass ich mich nicht sonderlich wohl dabei fühlte, diese freundlichen Menschen zu hintergehen, indem ich ihnen vormachte, ich sei eine vorbildliche Deutsche, während ich in Wirklichkeit ihre Landsleute ausspionierte. Aber meine Arbeit war einfach zu wichtig, als dass ich mich durch Schuldgefühle hätte beirren lassen. Ausserdem waren es schliesslich Deutsche gewesen, die schreckliche Verbrechen an uns begangen hatten. Ich brauchte nur an Wilhelm Hipp zu denken und meine Skrupel waren im Nu verflogen.

Meine Mission war alles, was jetzt zählte. Nachdem ich es endlich hinter die feindlichen Linien geschafft hatte, war ich fest entschlossen, mich zu bewähren. Wenn ich schon mein Leben aufs Spiel setzte, dann für ein lohnenswertes Ziel. Ich wollte auf keinen Fall mit leeren Händen zu Oberst Bouvet und Hauptmann Mollat zurückkehren.

Am folgenden Abend begleitete mich Ilse zum Bahnhof und brachte mich zu meinem Zug. «Auf Wiedersehen, Martha», sagte sie und reichte mir ein kleines Paket mit Reiseproviand. «Viel Glück. Ich hoffe, Sie finden Ihren Hans.» Bedrückt winkte ich ihr zum Abschied. Von jetzt an musste ich allein zurechtkommen.

Der Zug war brechend voll. Deutsche Soldaten und Zivilisten sassen dicht gedrängt in den Abteilen und schliefen oder standen im Gang und rauchten. Ich suchte mir im spärlich beleuchteten Innern des Zuges einen Sitzplatz. Sämtliche Waggons waren verdunkelt wegen der Jagdbomber der Alliierten, die immer wieder dicht über uns hinwegflogen. Trotz des Gedränges bahnte sich ein Heer von schwer bewaffneten Polizisten einen Weg durch die Gänge und kontrollierte die Fahrgäste. Sie suchten Spione und entflozene Häftlinge oder Fremdarbeiter.

Mit einem Ruck zogen sie unsere Abteiltür auf und riefen: «Papiere, bitte!», während sie die Gesichter aller Anwesenden aufmerksam musterten. Einer nach dem anderen holten wir unsere Ausweise hervor und reichten sie den Beamten, die sie eingehend prüften. Schlafende Fahrgäste wurden unsanft geweckt. Ich fragte mich, ob irgendeiner meiner Mitreisenden genauso viel Grund hatte, sich zu fürchten, wie ich. Während der Fahrt kontrollierte die Polizei mehrmals meine gefälschten Papiere und jedes Mal suchten sie mit einer Taschenlampe nach Auffälligkeiten. Dann lächelte ich ganz unschuldig, während ich innerlich vor Angst bebte. Ich nahm mir fest vor, nur noch mit der Bahn zu fahren, wenn es unbedingt sein musste.

Die etwa 250 Kilometer lange Strecke führte durch dichten Wald und das berühmte Höllental – ein Bahnabschnitt, den man achtzig Jahre zuvor mithilfe eines beeindruckenden Systems aus Viadukten und in den Fels getriebenen Tunneln angelegt hatte. Obwohl Welle um Welle alliierter Bomber über uns hinwegflogen war, trafen wir am nächsten Morgen unversehrt im Hauptbahnhof von Freiburg ein. Ich lief durch enge Gassen und überquerte zahllose schmale Wasserläufe, bis ich mein nächstes Ziel erreichte.

Wie zuvor bei Ilse Schmidt brauchte ich nur Dr. Muellers Na-

men zu nennen, um sofort eingelassen zu werden. Gertrud Schröder nahm mich herzlich bei sich auf und ich verbrachte einige Tage bei ihr und ihrem Verlobten. Einmal lud sie mich sogar zu einer Vorstellung ins Kino ein, wo ein Film von Leni Riefenstahl lief. Gertrud ging natürlich davon aus, dass ich mich genauso für Hitlers Lieblingsregisseurin begeisterte wie sie. Obwohl ich mich weder für den Inhalt des Films noch für die zahllosen Aufnahmen des Führers erwärmen konnte, fand ich es dennoch aufregend, mitten im Krieg als Französin in einem deutschen Kino zu sitzen.

Als wir danach zusammen in ihrer Wohnung Tee tranken, schaute eine Freundin von ihr herein. «Gertrud hat mir erzählt, dass Sie in Konstanz als Krankenschwester arbeiten», sagte die dralle Frau freundlich und musterte mich interessiert. «Ich kenne Konstanz sehr gut. In welcher Klinik arbeiten Sie denn?»

Ich hatte nicht die leiseste Ahnung. «Bodenseeklinik», erwiderte ich aufs Geratewohl.

Sie kniff argwöhnisch die Augen zusammen. «Von der Klinik habe ich noch nie gehört.»

«Die gibt es ja auch erst seit Kurzem», beeilte ich mich zu antworten.

Doch die Frau liess nicht locker und brachte mich langsam ins Schwitzen. Zum Glück bemerkte Gertrud, wie unwohl ich mich fühlte, und wechselte rasch das Thema.

Obwohl es in Freiburg von deutschen Soldaten und Polizisten wimmelte, nahm ich meine Mission beherzt in Angriff. Man hatte mir Namen und Adresse eines Dr. Charles Schaeffer gegeben, der in einem Vorort von Freiburg wohnte. Er stammte aus dem Elsass, wo seine Eltern immer noch lebten. Vor dem Krieg hatte er eine deutsche Ärztin geheiratet und war mit ihr nach Freiburg gezogen. Seine Eltern hatten sich an die französische Armee ge-

wandt, um ihrem Sohn die Rückkehr nach Frankreich zu ermöglichen. Sie hatten die Verantwortlichen angefleht, ihn irgendwie aus Deutschland herauszuholen.

Da Dr. Schaeffer während des Krieges freiwillig in Deutschland geblieben war, wollten die Franzosen ihn jedoch nur dann wieder aufnehmen, wenn er seine Loyalität unter Beweis stellte, indem er mit mir zusammenarbeitete.

Ich war sicher, dass er diese Chance ergreifen würde. Man hatte mir einen Brief seiner Eltern mitgegeben, in dem sie ihn baten, mir «jede Unterstützung» zukommen zu lassen, die ich benötigte.

Als ich in seiner Praxis eintraf, sagte ich zu seiner Sprechstundenhilfe, dass ich ihn in einer privaten Angelegenheit sprechen müsse. Es sei dringend, fügte ich hinzu. Mehr gab ich nicht preis. Daraufhin führte sie mich in Dr. Schaeffers Behandlungszimmer, wo ich ihm gegenüber Platz nahm.

«Was kann ich für Sie tun, Fräulein Ulrich?», fragte er.

Ich reichte ihm den Brief, den ich seit meinem Grenzübertritt stets bei mir getragen hatte, und sagte auf Französisch: «Der ist von Ihren Eltern. Sie haben mich zu Ihnen geschickt.»

Er las die kurze Nachricht und musterte mich einen Moment lang schweigend. «Und wobei soll ich Ihnen helfen?», fragte er.

«Ich arbeite für den französischen Geheimdienst», erklärte ich unumwunden. «Sie pflegen doch sicher gute Kontakte zu den Deutschen und haben Zugang zu Informationen, die uns sehr nützlich sein können. Ich brauche detaillierte Angaben über Truppenbewegungen und Verteidigungspläne. Wenn Sie mir helfen, wird die französische Armee Ihnen und Ihrer Familie Passierscheine ausstellen, mit denen Sie nach dem Krieg nach Frankreich zurückkehren können.»

Zu meiner Bestürzung sprang der Arzt empört auf. «Wie können Sie es wagen, mir so etwas vorzuschlagen?», rief er mit hochrotem Kopf. «Meine Frau ist Deutsche!»

Jetzt sprang auch ich von meinem Stuhl auf. Mir war klar, dass ich in grosser Gefahr schwebte. Ich bedeutete ihm, sich zu beruhigen. Die Sprechstundenhilfe durfte uns auf keinen Fall hören.

«Wie Sie meinen», sagte ich leise. «Das ist zwar sehr bedauerlich, aber ich verstehe Ihren Standpunkt.» Ich nahm meine Tasche und ging zur Tür.

Dr. Schaeffer folgte mir. «Es ist ungeheuerlich, was Sie da von mir verlangen», sagte er immer noch sehr erregt. «Deutschland ist mein Zuhause. Ich lebe hier seit vielen Jahren. Meine Patienten sind Deutsche. Die Familie meiner Frau lebt hier. Wie könnte ich sie da je verraten?»

Seine Eltern hatten sich für ihn verbürgt, ohne zu ahnen, wie stark er sich mittlerweile den Deutschen zugehörig fühlte. Und ich, die ich arglos meine Identität preisgegeben hatte, musste nun fürchten, dass er mich bei der Polizei anzeigte. Ich hatte nur einen Wunsch: so schnell wie möglich zu verschwinden. Je länger ich blieb, desto gefährlicher wurde es für mich. Ich versuchte den aufgebrachten Elsässer irgendwie zu besänftigen.

«Wo wohnen Sie?», fragte er plötzlich.

«Nirgendwo. Ich reise noch heute weiter.»

«Aber wie kann ich Sie erreichen, falls ich Sie doch noch brauche?»

«Gar nicht», sagte ich und griff nach der Türklinke. «Auf Wiedersehen, Herr Doktor.» Ich öffnete die Tür und ging hinaus.

Fluchtartig verliess ich das Haus. Immer wieder warf ich einen Blick über die Schulter, während ich im Zickzack durch die Strassen lief, um etwaige Verfolger abzuschütteln.

Erst abends kehrte ich zu Gertrud Schröder zurück und fiel todmüde ins Bett.

In den folgenden beiden Tagen durchstreifte ich die Stadt und hielt nach möglichen Informanten Ausschau. Als ich an zwei jungen Frauen in Armeuniform vorbeikam, hörte ich, wie sie sich leise auf Französisch unterhielten.

«Sind Sie Französinnen?», fragte ich sie auf Deutsch.

«Ja», erwiderte die eine zögernd. Ihre Begleiterin sah verweint aus.

«Was machen Sie denn hier?», fragte ich jetzt auf Französisch.

«Die Deutschen haben uns zwangsrekrutiert.»

Die junge Frau mit den rot geweinten Augen brach in Tränen aus. «Wir vermissen unsere Heimat und unsere Familien ganz schrecklich», stiess sie hervor.

«Keine Sorge, Sie sind schneller wieder zu Hause, als Sie denken», versuchte ich sie zu trösten. «Aber wenn Sie mir helfen, geht es vielleicht noch schneller. Ich arbeite beim französischen Geheimdienst. Können Sie mir etwas über Ihre Einheit sagen?»

Die beiden Frauen sahen mich verblüfft an, unschlüssig, ob sie mir glauben sollten oder nicht. «Ist das wahr?», fragte schliesslich die eine.

«Ja», antwortete ich. «Und jetzt erzählen Sie mir alles, was Sie wissen.»

Während wir am Strassenrand standen und vorgaben, harmlos zu plaudern, informierten die beiden Frauen mich über Truppenbewegungen in der Region und über die Grösse und den Standort ihrer Einheit. «Unsere Kaserne liegt am Stadtrand», erklärte mir die eine und zeichnete mit dem Finger eine grobe Skizze auf den Boden. «Dort ist ein Bataillon stationiert, ausserdem eine Infanteriekompanie und etwa hundert Kriegsgefangene.»

Ich prägte mir alles gut ein. Dann verabredeten wir uns für den nächsten Tag am selben Ort. Bis dahin wollten sie noch mehr in Erfahrung bringen. «Wir sind so froh, Ihnen helfen zu können», sagte eine der beiden. «Endlich können wir etwas für unser Land tun.»

Auch deutsche Zivilisten erwiesen sich als wertvolle Informationsquelle, wenn auch ohne ihr Wissen. Beiläufige Gespräche gaben mir Aufschluss über die allgemeine Stimmungslage. Mittlerweile herrschte grosse Ernüchterung unter der Bevölkerung. Man wusste, dass sich das Blatt gewendet hatte und die deutsche Armee auf dem Rückzug war. Trotzdem gab es auch Deutsche, die immer noch hartnäckig an den Sieg glaubten.

«Der Führer hat eine geheime Wunderwaffe», erzählten mir einige mit verschwörerischer Miene. «Er wartet, bis die Alliierten weit genug in unser Land vorgerückt sind, und dann schlägt er zu. Mit dieser Waffe kann man nämlich ganze Städte auslöschen, wissen Sie?»

Ob das wohl stimmt?, fragte ich mich mit einem mulmigen Gefühl.

Ich beschloss als Nächstes einen Freund von Hauptmann Ligouzat aufzusuchen, einen Deutschen, der mit ihm zusammen an der Sorbonne studiert hatte. Obwohl mir das Fiasko bei Dr. Schaeffer noch in den Gliedern steckte, machte ich mich auf den Weg zu Herrn Grünwald und seiner Frau, die in einem Dorf nördlich von Freiburg wohnten. Der Ort lag in der Nähe des Westwalls. Dabei handelte es sich um eine befestigte Verteidigungslinie entlang der Westgrenze Deutschlands. Sie erstreckte sich von Holland bis zur Schweiz, dem Verlauf der belgischen, luxemburgischen und französischen Grenze folgend. Hitler hatte befohlen, den Westwall um jeden Preis zu halten. Der an manchen Stellen fünf Kilometer breite Befestigungsgürtel war mit

Tausenden von kegelförmigen Panzersperren aus Stahlbeton, sogenannten «Drachenzähnen», bestückt. Über 9'000 Panzerkuppeln waren in den Boden eingelassen und durch ein weitverzweigtes Grabensystem miteinander verbunden. Darüber hinaus gab es riesige unterirdische Bunkeranlagen, in denen Soldaten und Waffen untergebracht waren, die mit hydraulischen Aufzügen an die Oberfläche befördert wurden.

Nachdem bei einem der schwersten Luftangriffe des Krieges ein paar Monate zuvor über 2'000 Bomber die Stellung weiter nördlich bombardiert hatten, war es der amerikanischen Armee gelungen, den Westwall zu durchbrechen und einige der am stärksten verteidigten Städte Deutschlands einzunehmen. Freiburg lag nur zehn Kilometer von einem Abschnitt des Westwalls entfernt, der noch intakt war.

In Deutschland, wie auch in Frankreich, riss der Strom der Menschen, die zu Fuss auf den Landstrassen unterwegs waren, nicht ab. Während des Krieges gab es nur wenig öffentliche Transportmittel und die mit Soldaten überfüllten Militärlastwagen nahmen nur selten jemanden mit. Deshalb schloss ich mich einer Gruppe von sieben Frauen und Männern an, die von Freiburg aufbrachen, um Freunde oder Verwandte zu besuchen. Eine der Frauen schob eine leere Schubkarre vor sich her. Einer der Männer war ein Unteroffizier der ss, der mich an Hipp erinnerte – klein, hässlich und fanatisch. Als ich die berüchtigten Runen an seinem Kragen sah, ballte ich unwillkürlich die Fäuste. Er hiess Helmut Werner und war Hauptfeldwebel. Die ganze Zeit über erging er sich in Hasstiraden und prahlte damit, wie viele Menschen er umgebracht habe. Er war ein Rohling und ein Aufschneider.

«Ich war dabei, als wir in Polen die Gettos gesäubert haben», sagte er mit einem breiten Grinsen, das seine gelben Zähne ent-

blösste. «Ihr hättet mal hören sollen, wie diese dreckigen Juden gewimmert haben.» Die Frauen lachten, was ihn nur noch mehr anspornte: «Ich rieche einen Juden zehn Meter gegen den Wind. Widerlich, dieses Pack.»

Um vom Thema abzulenken, fragte ich ihn, warum er beim Gehen manchmal schmerzhaft das Gesicht verziehe.

«Ich hatte eine Bauchverletzung», sagte er. «Ich war vier Wochen im Lazarett. Jetzt will ich mich am Westwall zum Dienst zurückmelden.» Ich horchte auf. Vielleicht konnte ich ihm ja wertvolle Informationen entlocken.

«Wurden Sie bei einem Einsatz verwundet?», wollte eine Frau wissen, offenbar beeindruckt, dass er beim Kampf fürs Vaterland verletzt worden war.

«Ja, in Russland. Granatsplitter. Diese verdammten Bolschewiken!»

Es war ein sonniger, ungewöhnlich warmer Frühlingstag. Ich hatte Mühe, mit dem Tempo der anderen mitzuhalten. Hauptfeldwebel Werner, von dem seit einer Weile nichts mehr zu hören war, sackte plötzlich in sich zusammen und fiel bewusstlos in die Schubkarre der Frau, die neben ihm lief. Offensichtlich war er noch zu geschwächt für den anstrengenden Fussmarsch.

«Ich bin Krankenschwester. Ich kümmere mich um ihn», rief ich und eilte zu ihm. Nachdem wir ihn am Strassenrand abgelegt hatten, löste ich seinen Gürtel und lockerte den engen Kragen seiner Uniformjacke und seines Hemds. Dann fächelte ich ihm mit der Hand Luft zu, bis er blinzelnd die Augen öffnete und allmählich wieder zu sich kam.

«Was ist passiert?», flüsterte er.

«Sie sind ohnmächtig geworden», sagte ich. «Bleiben Sie liegen und ruhen Sie sich einen Moment aus. Ich bin Krankenschwester.»

«Wie heissen Sie?», fragte er.

«Martha. Martha Ulrich.»

«Vielen Dank, Fräulein Ulrich», sagte er lächelnd.

Ich blieb eine Weile neben ihm sitzen, bis die anderen ungeduldig wurden. Ich half ihm auf die Beine und sagte ihm, er solle sich auf mich stützen. Langsam gingen wir weiter.

«Wo wollen Sie denn hin, Fräulein Ulrich?», fragte er.

«Freunde besuchen», sagte ich und blieb stehen, damit er ein wenig verschnaufen konnte. «Ausserdem bin ich auf der Suche nach meinem Verlobten Hans. Er ist bei der Wehrmacht. Ich habe gehört, dass er hier in der Gegend stationiert sein soll. Ich muss ihn unbedingt finden. Können Sie mir vielleicht helfen?»

Ich zog das Foto von Hans aus der Tasche und zeigte es ihm.

«Ein beneidenswerter Mann», sagte der SS-Offizier seufzend. «Natürlich helfe ich Ihnen, nach allem, was Sie für mich getan haben. Warum kommen Sie nicht in ein paar Tagen zu uns an den Westwall? Bis dahin habe ich Quartier bezogen und wir können meine Männer nach Ihrem Verlobten fragen. Ich kann Sie sogar ein bisschen herumführen, wenn Sie möchten.»

Offenbar hatte ihn seine berühmte Spürnase im Stich gelassen.

Nachdem ich mich am Eingang zum Westwall von ihm verabschiedet hatte, schaute ich mich ein bisschen um. Es gab so gut wie keine sichtbaren Hinweise auf unterirdische Bunker; die Panzersperren befanden sich, wie ich wusste, einige Kilometer weiter westlich. Eigentlich hatte ich mit einer ähnlichen Geräuschkulisse wie in Schaffhausen gerechnet, einem gedämpften Rattern, das auf emsige Aktivitäten unter der Erde hindeutete, aber es war ganz still. Alles, was ich sah, waren Panzerkuppeln und ungewöhnlich viele deutsche Soldaten, die auf dem Gelände umherliefen.

Nach dieser kleinen Aufklärungsmission machte ich mich auf den Weg zu den Grünwalds. Doch als ich dort eintraf, erfuhr ich von dem Dienstmädchen, dass das Ehepaar für den Rest des Tages ausser Haus sei. Da es bereits Mittag war, bot mir die freundliche Frau einen kleinen Imbiss an. Dann brach ich nach Freiburg auf.

Unterwegs beschloss ich, erst einmal zur Schweizer Grenze zu fahren, um meiner Einheit einen verschlüsselten Bericht über meine bisherigen Erkenntnisse zu schicken. Danach würde ich noch genug Zeit haben, um Hauptfeldwebel Werner am Westwall aufzusuchen.

Da ich auf keinen Fall wieder den Zug nehmen wollte, blieb mir nichts anderes übrig, als per Anhalter zu fahren. Es war ein frostiger Abend und ich fror in meinen zu dünnen Kleidern schrecklich. Zähneklappernd stand ich am Strassenrand, bis schliesslich ein offener Lastwagen hielt, auf dem dicht gedrängt Soldaten und auch ein paar Zivilisten sassen. Als der Fahrer sagte, dass er in den Südschwarzwald unterwegs sei, kletterte ich mit meinem Koffer auf die Ladefläche. Es war unbequem und zugig, aber die Enge bot einen gewissen Schutz vor der Kälte.

«Wo kommen Sie her, Fräulein?», fragte mich eine junge blonde Frau mit Stupsnase. «Sie sind doch bestimmt nicht von hier.»

«Ich stamme aus Lothringen», sagte ich und hauchte meine Finger an, um sie zu wärmen. «Ich habe bei einem amerikanischen Luftangriff meine ganze Familie verloren. Jetzt habe ich nur noch meinen Verlobten Hans. Er ist bei einer Infanterieeinheit, die in dieser Gegend stationiert sein soll. Schauen Sie, hier ist ein Foto von ihm. Hat ihn vielleicht jemand von Ihnen gesehen?»

Niemand kannte ihn, aber alle waren sehr mitfühlend und wünschten mir viel Glück bei meiner Suche. Während uns der

Motor in den Ohren dröhnte und wir bei jedem Schlagloch durchgerüttelt wurden, berichtete einer nach dem anderen von seinem leidvollen Schicksal – von verschollenen Söhnen, Brüdern oder Ehemännern und den entbehrungsreichen Jahren des Krieges.

«Meine Familie ist auch bei einem Luftangriff umgekommen», erzählte eine Frau um die fünfzig. «Ich habe alle verloren, sogar meine kleine Enkelin. Sie war erst zwei.»

Ich drückte ihre Hand. «Das tut mir sehr leid.»

Bei Tagesanbruch hielt der Fahrer plötzlich an und liess uns an einer einsamen Strassenkreuzung aussteigen. «Hier könnt ihr euch die nächste Mitfahrgelegenheit suchen», sagte er barsch und brauste davon.

Nachdem ich völlig erschlagen von der Ladefläche geklettert war, las ich auf einem Strassenschild, dass ich mich in Württemberg befand, weiter von der Schweizer Grenze entfernt als zuvor. Ich verstand nicht, weshalb mir der Fahrer eine falsche Auskunft gegeben hatte, aber es war sinnlos, mir darüber den Kopf zu zerbrechen. Frierend, erschöpft und entmutigt setzte ich mich zu den anderen unter einen Baum. Da wir keine Decken hatten, rückten wir dicht zusammen, um uns gegenseitig zu wärmen. Mir blieb nichts anderes übrig, als auf eine andere Mitfahrgelegenheit zu warten, die mich meinem Ziel näherbringen würde.

Da ich während der Fahrt kein Auge zugetan hatte, fiel ich bald in einen unruhigen Schlaf. Mein steifer Nacken und meine verspannten Schultern schmerzten. Der Lärm und das Holpern des Lastwagens verfolgten mich bis in meine Träume, die düster und beklemmend waren. Plötzlich wurde ich heftig geschüttelt.

«Fräulein! Fräulein! Gehen Sie in Deckung. Volle Deckung!», drang eine Stimme wie durch dichten Nebel zu mir.

Unwillig, mich aus dem Schlaf reissen zu lassen, drehte ich mich grummelnd auf die Seite. Wieder packte eine Hand meine Schulter und schüttelte mich heftig.

«Aufwachen! Volle Deckung!»

Ich blinzelte ins Morgenlicht und gähnte. «Pourquoi? Que se passe-t-il?», fragte ich.

Da niemand antwortete, liess ich den Kopf zurücksinken und döste wieder ein. Aber die plötzliche Stille beunruhigte mich. Ich öffnete wieder die Augen und blickte in die Gesichter meiner Reisegefährten, die feindselig auf mich herabstarrten. Einen Moment lang war ich völlig verwirrt. Doch dann wurde mir schlagartig bewusst, dass ich gerade Französisch gesprochen hatte.

Ich sprang so schnell auf, dass mir schwindelte. Als sei nichts Besonderes passiert, klopfte ich mir den Staub von den Kleidern und sah lächelnd in die Runde.

«Entschuldigung, ich hab geschlafen. Ist das ein Fliegerangriff?», fragte ich auf Deutsch und blickte nach oben. «Ich höre Flugzeuge, aber ich sehe gar nichts.»

Niemand sagte etwas. Alle standen reglos da und musterten mich stumm. Sie machten keinerlei Anstalten, Deckung zu suchen. Stattdessen schlossen sie einen immer engeren Kreis um mich.

«Luftangriff hin oder her», sagte ich schnell und grinste breit. «Ich muss dringend aufs Klo, sonst platzt mir die Blase.» Ich schnappte meinen Koffer und lief auf den Waldrand zu, wo ich mich im Gestrüpp versteckte.

Denk nach, Marthe, denk nach!, beschwor ich mich.

Fieberhaft hielt ich nach einem Fluchtweg Ausschau. Da sah ich durch die Bäume hindurch eine Strasse, auf der sich ein von einem grossen schwarz-weissen Pferd gezogener Milchwagen näherte. Ich holte tief Luft und rannte, so schnell ich konnte, geduckt durchs Unterholz auf die Strasse zu. Dann stellte ich mich mitten auf die Fahrbahn und hob die Hand.

«Können Sie mich bis zur nächsten Stadt mitnehmen?», fragte ich atemlos.

Der Mann nickte und ich stieg dankbar zu ihm auf den Kutschbock.

## Die Kunst der Verstellung

Die Stadt, in die mich der Milchkutscher brachte, war in Rauchwolken gehüllt. Die alliierten Piloten, die seit meiner Zugfahrt nach Freiburg ständig so niedrig über unsere Köpfe hinwegflogen waren, hatten offenbar ganze Arbeit geleistet. Die Sirenen heulten und die Menschen irrten wie betäubt durch die Strassen und starrten ungläubig auf die Trümmer. Mehrere Gebäude brannten lichterloh. Während Feuerwehreute gegen die Flammen ankämpften, versorgten Ärzte und Krankenschwestern die Verletzten und bargen die Toten.

Ich war viel zu müde und hungrig, um das Ausmass der Zerstörung um mich herum wahrzunehmen. Ich wollte mich nur eine Weile ausruhen und dann versuchen, vor dem langen Marsch zur Grenze etwas Essbares aufzutreiben. Aber ich wagte es nicht, in ein Gasthaus zu gehen, denn dort würde ich auf deutsche Soldaten und neugierige Zivilisten treffen – zumal jetzt nach dem Bombenangriff nur wenige Gaststätten geöffnet hatten und ich noch mehr Aufmerksamkeit erregen würde. Ich war immer dankbar, wenn mich jemand zu sich nach Hause einlud. Je weniger Menschen mich ausfragten, desto besser.

Während ich überlegte, was ich tun sollte, kam mir ein altes Mütterchen entgegen.

«Fräulein!», rief die gebrechliche Frau mit erstaunlich kräftiger Stimme. «Helfen Sie mir mal. Ich kann das nicht alles allein tragen. Ich muss schnell nach Hause, um nachzusehen, ob alles in Ordnung ist.»

Froh über die Ablenkung, nahm ich ihr den schweren Korb ab

und begleitete sie zu ihrem Häuschen in einer Seitengasse. Ich war angenehm überrascht, wie einladend und gemütlich es war. Im Kamin brannte ein Feuer und auf dem Herd köchelte ein Eintopf, der so lecker roch, dass mir das Wasser im Mund zusammenlief. Auf dem Tisch lag ein frischer Laib Brot, und ich merkte plötzlich, dass mein Magen knurrte.

«Kann ich noch etwas für Sie tun?», fragte ich.

«Ja, helfen Sie mir, das auszupacken.» Die alte Frau deutete auf ihren Korb, der mit Kerzen, Salz und anderen Lebensmitteln gefüllt war. Während ich mich um ihre Einkäufe kümmerte, setzte sie sich in einen grossen Lehnstuhl ans Feuer und musterte mich eingehend. «Wer sind Sie eigentlich?», fragte sie ruppig.

«Ich bin Krankenschwester», antwortete ich. «Ich heisse Martha und stamme aus Lothringen. Ich suche meinen Verlobten. Er ist Soldat.»

Augenblicklich wurde die alte Frau freundlicher. «Mein Sohn ist auch Soldat», erzählte sie. «Ich habe ihn seit fünf Jahren nicht mehr gesehen. Das Letzte, was ich gehört habe, war, dass er in Russland ist.» Sie tupfte sich mit einem Spitzentaschentuch die Augen ab. Dann stand sie abrupt auf. «Also schön, junges Fräulein, wann haben Sie zuletzt was gegessen?»

Nachdem mein Hunger gestillt war, verabschiedete ich mich von der resoluten Frau, der ich von Herzen wünschte, dass die Bomben der Alliierten ihr kleines Häuschen verschonen mochten.

Ich bestieg einen Bus, der zum Stadtrand fuhr, und setzte mich zu ein paar Frauen und einem Mann, einem Unteroffizier der Wehrmacht. Zu meinem Entsetzen unterhielt er uns die ganze Zeit mit Anekdoten über seine Zeit in Russland und Polen.

«Wir haben das ganze Dorf auf 'ne Lichtung getrieben und dort mussten sie ihre eigenen Gräber ausheben», erzählte er mit sadistischem Vergnügen. «Sie mussten sich in einer Reihe aufstellen und dann haben wir sie mit Kugeln vollgepumpt. Ha, das hätten ihr sehen müssen. Die haben gezappelt wie Mäuse in der Falle. Und genauso gequiekt.»

Er fuchtelte mit seinen Wurstfingern in der Luft herum und gab fiepende Geräusche von sich. Die Frauen im Bus kreischten vor Lachen und der Unteroffizier warf den Kopf in den Nacken und grölte. Mir wurde ganz übel. Ich hatte Angst, mich übergeben zu müssen, aber ich zwang mich trotzdem, mitzulachen.

Ich hatte nur den Wunsch, so schnell wie möglich von diesem Mann wegzukommen. Bei seinen widerlichen Geschichten musste ich unwillkürlich an Stéphanie und Jacques denken. Mir wurde schwindlig und ich musste mich am Sitz festhalten.

«Sind Sie krank?», fragte mich eine der Frauen besorgt.

«Mein Magen ist nicht ganz in Ordnung», antwortete ich. «Wahrscheinlich habe ich was Verdorbenes gegessen.» Meine Erklärung schien ihr einzuleuchten, denn da ich keine regelmäßigen Mahlzeiten zu mir nahm, sah ich blass und elend aus.

An der nächsten Haltestelle stieg ich aus und ging auf die Berge des Schwarzwalds zu. Die Bewegung tat mir gut. Ein paar Stunden später hatte ich den Unteroffizier und seine ekelhaften Geschichten fast vergessen.

Nach einem für die Jahreszeit ungewöhnlichen Kälteeinbruch war heute herrliches Wetter, sonnig und mild. Die Natur war Balsam für meine Seele. Als ich einen Berg hochstieg, spürte ich, wie die Anspannung von mir abfiel. Seit Stéphanies Inhaftierung und Jacques' Hinrichtung hatte ich nur wenige Glücksmomente er-

lebt, auf die jedoch meist quälende Schuldgefühle folgten. Wie konnte ich fröhlich sein, wenn Jacques tot war und sich Stephanie in einem Lager befand? Aber jetzt erfüllte mich ein Glücksgefühl. Beschwingt machte ich mich an den Abstieg.

Doch als ich auf halbem Weg einen Blick hinunter ins Tal warf, blieb ich wie angewurzelt stehen. Was von hier oben wie eine Spielzeugarmee aussah, war in Wirklichkeit ein riesiges Militärlager, mit unzähligen Soldaten, Lastwagen und Panzern.

«Mon Dieu!», entfuhr es mir und ich versteckte mich schnell hinter einem Baum. Mit offenem Mund beobachtete ich, wie sich die Kriegsmaschinerie in Gang setzte.

Mir wurde bewusst, welche Verantwortung auf mir lastete. Ich musste dringend meinen Landsleuten von diesem Militärlager berichten. Dabei hatte ich weder eine Landkarte noch etwas zu schreiben dabei. Zum Glück besass ich ein relativ gutes fotografisches Gedächtnis. Ich versuchte, mir Orientierungspunkte in der Umgebung einzuprägen, wie markante Bergspitzen, Lichtungen und den Verlauf von Strassen. Dann ging ich rasch weiter. Mein Herz pochte vor Aufregung. Hoffentlich gelang es mir, die Alliierten rechtzeitig zu warnen.

Zwei Tage später traf ich in Laufenburg ein, einer kleinen Gemeinde auf der deutschen Rheinseite. Man hatte mir die Adresse eines Bauernhofs in der Nähe der Schweizer Grenze gegeben, von wo aus ich mich endlich bei meiner Einheit melden konnte. Mir schwirrte der Kopf von den vielen Informationen, die ich dringend weitergeben musste. Ausser der Lage des Feldlagers hatte ich mir die Anzahl der Infanterieeinheiten und die Art ihrer Bewaffnung gemerkt. Ich hatte in Erfahrung gebracht, wann die Züge von Singen abfahren und wo sich die Verteidigungsposten in und um Freiburg sowie die Zugänge zum Westwall befanden.

Am nächsten Tag erreichte ich bei Einbruch der Dunkelheit den kleinen Bauernhof. Zaghafte klopfte ich an die Tür. Eine junge Frau öffnete und starrte mich misstrauisch an.

«Ich bin Martha», sagte ich. «Martha Ulrich.»

Da leuchtete ihr Gesicht auf, sie packte mich am Arm und zog mich schnell ins Haus. «Mutter! Vater! Es ist Martha!», rief sie. «Sie ist endlich da!»

Ich wurde überaus herzlich empfangen. Das junge Mädchen mit den flaschengrünen Augen und dem warmen Lächeln, das mich hereingelassen hatte, hiess Susanna. Sie war die jüngere Schwester von Greta, der jungen Frau des Elsässer Geheimdienstagenten, der für meine Einheit arbeitete.

«Wir haben uns solche Sorgen gemacht», sagte sie. «Als wir nichts von dir gehört haben, dachten wir, du wärest vielleicht verhaftet worden. Wir hatten dich viel früher erwartet. Wir haben schon überlegt, ob wir fliehen sollten.»

Da begriff ich, wie eng das Leben dieser hilfsbereiten Menschen mit meinem Schicksal verknüpft war. Im Fall meiner Verhaftung mussten sie zu Recht fürchten, dass ich unter der Folter ihre Namen und ihre Adresse preisgab. Kein Wunder, dass sie erleichtert waren, als ich unversehrt vor ihrer Tür stand.

Susanna führte mich in ein kleines Zimmer unter dem Dach, wo mich ein bequemes, mit einem gestärkten weissen Laken bezogenes Bett erwartete, daneben ein Wasserkrug und eine Waschschiüssel. Nachdem ich mich frisch gemacht hatte, legte ich mich ein paar Minuten hin. Ich war todmüde, aber ich konnte es mir nicht leisten zu schlafen. Erst musste ich meinen Bericht schreiben. In meiner Ausbildung hatte ich gelernt, wie man Nachrichten codiert, indem man Schlüsselbuchstaben aus einem bekannten Gedicht verwendet.

Für diesen Auftrag hatte ich aus Baudelaires Gedichtband *Die Blumen des Bösen* zwei Gedichte ausgesucht: «Morgengrauen»,

das die schöne Zeile enthält: «Seltsame Schauer durch die Luft sich spinnen», und aus «Trübsinn» die Zeile: «Mir ist, als lebte ich schon über tausend Jahr». Mithilfe eines Codierungssystems, das weit komplizierter war als das aus unserer Kindheit, verfasste ich gewissenhaft meinen Bericht.

Später kam Greta zu mir. «Morgen früh treffe ich meinen Mann», sagte sie mit leuchtenden Augen. «Dann nehme ich deinen Brief mit.»

Ich bedankte mich. Mir tat Greta leid, die der Krieg um ihr Glück betrogen hatte. Unwillkürlich musste ich an meine Treffen mit Jacques in Marseille und in Vic-sur-Cère denken. Wie sehr hatte ich mich jedes Mal auf unser Wiedersehen gefreut! Der Abschied war immer bitter gewesen, weil wir nie wussten, wann wir uns das nächste Mal treffen würden.

Ich versuchte, mir meine Traurigkeit nicht anmerken zu lassen, und sagte: «Es muss schwer für dich sein, deinen Mann so selten zu sehen. Aber dank deiner Hilfe ist der Krieg bestimmt bald zu Ende und dann kannst du wieder ein normales Leben führen.»

Sie lächelte. «Das hoffe ich. Ich liebe Pierre über alles. Wir wollen eine Familie gründen und auf diesem Hof zusammen alt werden.»

Ich wandte mich ab, damit sie meine Tränen nicht sah, faltete den codierten Brief zusammen und gab ihn ihr. Etwas schroff sagte ich: «Ich breche morgen ganz früh auf. Wir sehen uns dann bei meiner Rückkehr.»

Greta sah mich verwirrt an. Sie hatte keine Ahnung, warum mich ihre Worte so stark berührt hatten. Zögernd kam sie näher und hielt mir einen langen grünen Rock mit einem bestickten Saum hin. «Ich dachte, ähm, dass du den vielleicht gern mal ausprobieren würdest.»

Ich nahm das derbe Kleidungsstück entgegen, bedankte mich und fragte mich gleichzeitig, wie ich das Geschenk höflich ablehnen könnte. «Ich bin mir nicht sicher, ob der zu mir passt», sagte ich schliesslich.

«Darum geht's ja gerade», sagte sie amüsiert. «Das ist genau das, was Martha Ulrich tragen würde.»

Ich sah sie überrascht an. Ich war mir sicher gewesen, dass der schlichte Serge-Rock, den ich seit der Grenzüberquerung trug, perfekt für meine Mission war. Zumindest war er das biederste Kleidungsstück, das ich besass.

Greta lachte. «So etwas würde eine deutsche Krankenschwester nie tragen. Es ist zu ... na ja, viel zu ...»

«Viel zu was?»

«Französisch», sagte sie schliesslich und verschränkte triumphierend die Arme vor der Brust.

Ich fand diesen deutschen Rock scheusslich. Der grobe Stoff kratzte mich bei jedem Schritt. Aber ich wusste, dass Greta recht hatte. Meine eigenen Kleider waren wirklich zu französisch. Trotzdem fand ich es furchtbar, wie eine Vagabundin herumzulaufen.

Auf dem Weg nach Freiburg begegneten mir immer wieder französische Männer und Frauen, die 1943 zur Arbeit auf deutschen Bauernhöfen zwangsverpflichtet worden waren, um die einberufenen deutschen Männer zu ersetzen. Ebenso wie die beiden jungen Frauen, die ich in Freiburg getroffen hatte, plagte sie das Heimweh. Sie waren sehr entgegenkommend und versprachen mir, die Strassen im Auge zu behalten und mir von grösseren Truppenbewegungen zu berichten. Mit ihrer Hilfe gelang es mir, innerhalb kurzer Zeit ein ausgedehntes Netzwerk aus französischen Zivilisten aufzubauen, die mir wichtige Informationen über die fieberhaften Vorbereitungen zur Verteidigung Freiburgs lieferten.

Immer, wenn ich an einer Gruppe von Fremdarbeitern vorbeikam, hielt ich nach Stéphanie Ausschau. Obwohl sie in ihrem letzten Brief geschrieben hatte, dass sie nach Metz verlegt werden solle, hoffte ich, dass ich ihr unterwegs begegnen würde. Schliesslich brauchten die Deutschen dringend Arbeitskräfte. Aber leider wurde ich jedes Mal enttäuscht.

Gertrud Schröder nahm mich wieder mit offenen Armen bei sich auf. Während ich bei ihr wohnte, versuchte ich, von den Franzosen, die noch in der Stadt lebten und arbeiteten, möglichst viele Informationen zu bekommen. In der kurzen Zeit, in der ich weg gewesen war, sei viel passiert, erzählten sie. Dieser Teil von Deutschland sei jetzt fast vollständig von den Alliierten besetzt. Die Franzosen, Amerikaner und Engländer kämen täglich näher.

Die Bevölkerung geriet in Panik. Mehr und mehr deutsche Soldaten strömten in die Stadt und die Einwohner begannen, Lebensmittel zu horten und ihre Häuser und Geschäfte mit Metallplatten oder Holzlatten zu sichern.

Dann hörte ich im deutschen Radio, dass die Erste Französische Armee unter General de Lattre de Tassigny die etwa 25 Kilometer entfernte Grenze überschritten hatte.

Ich beschloss Hauptfeldwebel Werner, meinem «Freund» mit dem schlechten Geruchssinn, einen Besuch abzustatten. Er schuldete mir schliesslich noch einen Gefallen. Als ich nach über zwei Stunden am Westwall ankam, traute ich meinen Augen nicht. Wo es bei meinem letzten Besuch von Soldaten nur so gewimmelt hatte, herrschte jetzt gähnende Leere. Unweit der Stelle, wo ich mich von Helmut Werner verabschiedet hatte, kamen mir zwei junge Soldaten entgegen, beide mit schweren Rucksäcken auf dem Rücken. Sie waren gerade aus einem der Betonbunker aufgetaucht.

«Entschuldigung, können Sie mir bitte sagen, wo ich Haupt-

feldweibel Helmut Werner finden kann?», wandte ich mich an sie. «Er ist ein Freund von mir. Das ist seine Telefonnummer. Er hat gesagt, der Telefonist würde meinen Besuch ankündigen.»

«Er ist nicht mehr hier», sagte der Ältere der beiden, während vier weitere Männer in Uniform aus dem Bunker kamen. «Die Telefonisten übrigens auch nicht. Wir gehören zu den Letzten, die gehen.»

«Das verstehe ich nicht», sagte ich kopfschüttelnd. «Er hat doch hier sein Quartier. Bin ich hier denn nicht richtig? Ist das nicht der Zugang zum Westwall?»

«Doch, Fräulein», antwortete der andere Soldat mit einem amüsierten Grinsen. «Aber wie mein Kamerad gerade erklärt hat, sind schon alle weg. Wir haben den Befehl bekommen, den Westwall aufzugeben. Ich fürchte, Ihr Freund war einer der Ersten, die abgezogen sind, zusammen mit den ganzen anderen Offizieren und Unteroffizieren.»

Ich täuschte Verzweiflung vor. «Aber das ist unmöglich. Er hat mir gesagt, dass der Führer den Befehl gegeben hat, den Westwall bis zum letzten Mann zu halten. Er kann nicht weg sein. Er hätte mir doch Auf Wiedersehen gesagt.» Ich schniefte und zog ein Taschentuch aus der Jackentasche, um mir die Tränen abzutupfen.

«Der Befehl kam erst heute Morgen rein», sagte der erste Soldat, der offenbar Mitleid mit mir hatte. «Es wäre nicht genug Zeit gewesen, um sich zu verabschieden. Dieser ganze Abschnitt des Westwalls ist jetzt leer. Hier finden Sie ihn bestimmt nicht, Fräulein. Tut mir leid.»

Ich bedankte mich und sah zu, wie sie abzogen. Dann ging ich zum Bunker hinüber, wo sich zwei kleinere Gruppen von Soldaten gerade zum Abmarsch bereitmachten. Sie gaben mir dieselbe Auskunft. Mein Herz raste. Diese Informationen waren für die

französische Armee von grösster Wichtigkeit und mir war klar, dass ich so schnell wie möglich zurück nach Freiburg musste.

Unterwegs kam ich an mehreren Maschinengewehrstellungen vorbei. Die Soldaten hatten den Befehl, die Panzer der Alliierten mithilfe von Panzerfäusten aufzuhalten. Ich blieb jedes Mal stehen und sagte meinen Spruch auf.

«Ihr seid aber mutig», säuselte ich. «Ich komme gerade von der Westfront. Da war kein Mensch mehr. Sämtliche Offiziere und einfachen Soldaten sind in Richtung Südosten geflohen. Die französische Armee rückt immer näher. Bitte verteidigt uns, sonst sind wir alle verloren!»

Wenn ich mich dann nach ein paar hundert Metern umdrehte, sah ich, wie sich einer nach dem anderen aus dem Staub machte.

In Freiburg herrschte Chaos. Die Bewohner rannten in heller Aufregung in ihre Häuser, um sich dort zu verbarrikadieren. «Die Franzosen kommen! Die Franzosen kommen!», schrien sie, während sie an mir vorbeihasteten, Kinder und ein paar Habseligkeiten an sich gepresst.

Als ich zur Hauptstrasse kam, war dort keine Menschenseele zu sehen. Sämtliche Fensterläden und Türen waren verriegelt. Der Wind wehte Müll in meine Richtung. Die Stadt wirkte wie ausgestorben. Da hörte ich plötzlich das Rasseln von Panzerketten. Kurz darauf bog etwa hundert Meter vor mir ein französischer Panzer um die Ecke und rollte auf mich zu. Deutsche Kriegsgefangene klammerten sich daran fest; offenbar benutzten die Franzosen sie als lebende Schutzschilde, um vor feindlichem Beschuss sicher zu sein.

Ich holte tief Luft und stellte mich mitten auf die Fahrbahn. Die Kriegsgefangenen, die mich wohl für eine mutige, aber etwas verzweifelte deutsche Patriotin hielten, bedeuteten mir verzweifelt, aus dem Weg zu gehen. Der Panzer kam direkt auf mich zu; seine Ketten klackerten über den Asphalt.

Ich hob die Hand und machte das Victory-Zeichen. Aber er fuhr mit unverminderter Geschwindigkeit weiter. Ein paar Kriegsgefangene riefen: «Achtung! Achtung!» und hämmerten aufs Dach, um den Fahrer auf mich aufmerksam zu machen.

Ich rührte mich nicht von der Stelle, reckte stattdessen den Arm noch höher. Ich hielt die Luft an; mein Kopf dröhnte vom Lärm des Motors und der Ketten. Schliesslich war der Panzer so nah, dass ich die Dieseldämpfe riechen und die Hitze des Motors spüren konnte. Plötzlich war alles still. Der Panzer war nur einen knappen Meter vor mir zum Stehen gekommen. Sein riesiges 75-mm-Geschützrohr ragte drohend über mir.

Die Dachluke öffnete sich und ein Kopf tauchte auf. Der Franzose sah mich verblüfft an. «Ich muss unbedingt mit dem verantwortlichen Offizier sprechen», erklärte ich auf Französisch.

Wir fuhren zum französischen Hauptquartier, das sich in einem alten Herrenhaus im Stadtzentrum befand. Dort kletterte ich zur Belustigung mehrerer Offiziere ziemlich undamenhaft aus der Luke. Man brachte mich sofort zu Major Petit, der das Zweite Zuaven-Regiment befehligte.

Der Major war ein grosser, eleganter Mann Ende dreissig. Er war früher beim Geheimdienst gewesen und schien mir anfangs nicht über den Weg zu trauen. «Warum um alles in der Welt sollte ich Ihnen glauben?», fragte er mich kühl, nachdem ich ihm alles erzählt hatte, was ich wusste. «Das könnte ein Trick sein.»

«Rufen Sie diese Nummer an.» Ich kritzelte ein paar Zahlen auf einen Block, der auf seinem Schreibtisch lag. «Das ist die Nummer des Hauptquartiers der Ersten Armee. Man wird sich dort für mich verbürgen.»

Der Major runzelte die Stirn, kam aber meiner Bitte nach.

«Ich habe eine gewisse Martha Ulrich hier, die behauptet, sie könnte mir mit Informationen weiterhelfen», sagte er. «Können Sie sich für sie verbürgen?»

Eindeutig beeindruckt durch die Reaktion am anderen Ende der Leitung, legte er den Hörer auf und musterte mich einen Moment lang. «Sind Sie absolut sicher, dass Ihre Informationen den Tatsachen entsprechen? Der Westwall bereitet uns die meisten Kopfschmerzen. Wir haben uns bisher immer bemüht, ihn in der Freiburger Gegend zu meiden, aber wenn es stimmt, was Sie sagen, dann ändert das die Sachlage völlig.»

Nachdem ich ihm erneut versichert hatte, dass es die Wahrheit war, schickte er einen Spähtrupp los, um meine Angaben zu überprüfen. Innerhalb weniger Stunden traf die Bestätigung ein. «Der Westwall ist in diesem Abschnitt vollkommen verlassen», berichtete ein Offizier über Funk. Die Boches haben die Flucht ergriffen.»

Major Petit sah mich an und grinste übers ganze Gesicht. Dank meinen Informationen konnte der Angriffsplan für das gesamte Gebiet korrigiert und der Vorstoss in den Süden Deutschlands beschleunigt werden. Abends lud er mich als seinen persönlichen Gast zum Essen ein und platzierte mich zu seiner Rechten. Ich war begeistert von dem prunkvollen Speisezimmer und genoss die köstliche, stilvoll servierte Mahlzeit.

«Und jetzt wollen Sie wohl wieder zu Ihrer Einheit zurück, nehme ich an», sagte Major Petit und schenke mir Wein nach. «Die müsste wieder irgendwo in Frankreich sein. Ich werde ein paar Telefonate führen.»

«Nein, bitte tun Sie das nicht!», rief ich entsetzt. «Ich will noch nicht zurück. Es gibt noch so viel zu tun. Mein Auftrag ist noch längst nicht erledigt.»

Der Major sah mich väterlich besorgt an. «Glauben Sie nicht, dass Sie bereits genug getan haben, junge Frau? Es ist immer noch

Krieg. Die Deutschen werden uns nichts schenken. Fordern Sie Ihr Glück nicht heraus.»

Nachdem ich ihm versichert hatte, dass ich gut auf mich aufpassen würde, gab er sich mit einem Seufzer geschlagen. «Also schön. Dann sagen Sie mir, was Sie brauchen.»

«Ein Fahrrad», antwortete ich und strahlte ihn an.

Nach dem Abendessen sagte mir Major Petit, dass er eine Nachricht für mich habe. «Hier ist jemand, der Sie gern sprechen möchte. Es ist ein französischer Arzt, ein gewisser Dr. Schaeffer. Er kennt Sie unter dem Namen Martha Ulrich und behauptet, Sie würden ihm und seiner Familie helfen, zurück nach Frankreich zu kommen.»

Ich spürte, wie Wut in mir aufstieg. Energisch schüttelte ich den Kopf. «Auf gar keinen Fall», erklärte ich. «Dieser Mann hat keinen Finger gekrümmt, als ich ihn gebraucht habe. Sagen Sie ihm, dass er nichts von mir zu erwarten hat. Soll er doch sehen, wie er im besetzten Deutschland zurechtkommt.»

Ich verbrachte die Nacht im Hauptquartier. Bevor ich am nächsten Morgen Freiburg den Rücken kehrte, wollte ich mich noch von Gertrud Schröder verabschieden.

«O, Martha!», rief sie, als sie die Tür aufmachte. «Wo waren Sie denn? Ich habe mir solche Sorgen gemacht, als Sie gestern Nacht nicht nach Hause gekommen sind.»

«Es tut mir leid, Frau Schröder», sagte ich, trat ein und schloss sacht die Tür hinter mir. «Ich hätte Ihnen Bescheid geben sollen. Ich war bei Freunden.» Bevor sie etwas erwidern konnte, griff ich in meine Jackentasche. «Ich wollte Ihnen das hier noch geben.» Ich drückte ihr ein gefaltetes Dokument in die Hand.

«Was ist das?», fragte sie, faltete es auseinander und schüttelte den Kopf, als sie den unverständlichen französischen Text sah.

«Das ist ein Schutzbrief des französischen Militärs», erklärte ich. «Er ist von Major Petit unterschrieben, dem verantwortlichen Offizier. Falls Sie Schwierigkeiten mit den Besatzungsmächten bekommen, könnte er Ihnen nützlich sein.»

Gertrud schüttelte immer noch den Kopf. «Das verstehe ich nicht. Wie sind Sie an so was ran gekommen?»

«Sagen wir, ich habe Freunde, die mir behilflich waren», erwiderte ich. Schweigend folgte sie mir in mein Zimmer, wo ich meine wenigen Sachen zusammenpackte.

«Aber Martha ...», begann sie.

«Vielen Dank für Ihre Gastfreundschaft», sagte ich schnell und gab ihr mit einem warmen Lächeln die Hand. «Au revoir, Frau Schröder.»

«Auf Wiedersehen, Martha», sagte sie zögernd und sah mich verwirrt an. Offenbar verstand sie die Welt nicht mehr.

Auf meinem neuen Fahrrad fuhr ich an jenem Morgen wieder durch Feindesland. Überall um mich herum fanden Kämpfe statt. Hunderte alliierte Bomber flogen über mich hinweg und löschten die letzten Widerstandsnester aus. Wehrmachtssoldaten, die aus allen Ecken Europas in ihre Heimat zurückgekehrt waren, kämpften verbissen, um den Vormarsch der Alliierten aufzuhalten. Auf den Gesichtern der Deutschen entdeckte ich einen neuen Ausdruck. Es war Angst.

Nachdem ich die Freiburger Innenstadt hinter mir gelassen hatte, stiess ich am südlichen Stadtrand auf eine Gruppe schwer bewaffneter deutscher Soldaten. Ich hielt an und sagte atemlos, wie froh ich sei, sie zu treffen. «Ihr müsst unbedingt hierbleiben und uns verteidigen», beschwor ich sie. «Freiburg ist voller feindlicher Soldaten. Ich habe eine riesige Kolonne französischer Panzer gesehen und es wimmelt von arabischen und schwarzen Soldaten, die Frauen vergewaltigen. Ich konnte gerade noch rechtzeitig fliehen.»

Die Männer drückten ihre Bewunderung für meinen Patriotismus aus, aber dann entbrannte eine Diskussion darüber, ob sie wirklich bleiben und den Franzosen die Stirn bieten oder lieber abziehen sollten. Ich liess sie mit ihrer Entscheidung allein. Aber als ich mich kurz darauf umdrehte, hatten sie sich offenbar zu einem überstürzten Aufbruch entschlossen.

Ich fuhr Hunderte Kilometer durch Süddeutschland, sammelte Informationen und streute Gerüchte, wo ich nur konnte. Mittlerweile war ich eine Meisterin der Verstellungskunst. Es kam mir ganz normal vor, jeden, der mir begegnete, anzulügen, sodass ich überhaupt kein schlechtes Gewissen mehr hatte. Es war, als hätte ich zwei unterschiedliche Persönlichkeiten, und wenn ich in die Rolle der Martha Ulrich schlüpfte, war ich so überzeugend, dass ich beinah selbst an meine Geschichten glaubte.

Das Fahrrad war ein Geschenk des Himmels, auch wenn es manchmal anstrengend war, es den Berg hinaufzuschieben. Zum Glück gab es überall junge deutsche Soldaten, die mir gern behilflich waren. Kameradschaftlich gingen wir nebeneinander her, während ich ihnen Lügenmärchen über die Stärke der französischen Armee auftischte und ihnen anvertraute, wie sehr ich mich vor den dunkelhäutigen Soldaten fürchtete. Jedes Mal umringten uns Scharen junger Männer, die mit offenem Mund meinen anschaulichen Beschreibungen lauschten.

Diese jungen Männer machten einen verlorenen Eindruck. Viele ihrer Offiziere und Kameraden waren entweder von den Alliierten gefangen genommen oder nach Berlin beordert worden, wo man hoffte, den erwarteten Sturm mithilfe eines «stählernen Rings» ab wehren zu können. Die Überreste der 19. Armee und des 18. SS-Armeeekorps waren im südlichen Schwarzwald stationiert. Sie hatten den Auftrag, die Stellung zu halten und

Deutschland bis zum letzten Atemzug zu verteidigen. Doch viele von ihnen waren demoralisiert und flohen in Richtung Süden, um in der Schweiz um Asyl zu bitten. Sie hatten weder Fahrzeuge noch Benzin und waren tagelang zu Fuss unterwegs.

Umso überraschter war ich, als ich im Südschwarzwald einen steilen Abhang hinunterradelte und am Strassenrand auf einen Konvoi von deutschen Sanitätswagen traf. Natürlich weckte so ein organisierter Verband meine Neugier. Wieder erzählte ich von meiner Flucht und der vergeblichen Suche nach Hans. «Die deutschen Truppen sind überall auf dem Rückzug und scheinen jeden Kampfgeist verloren zu haben», jammerte ich.

Ein leitender Sanitätsoffizier hatte Mitleid mit mir. «Wohin wollen Sie denn, Fräulein?», fragte er.

«Ich will zu Freunden meiner Eltern, die unten im Tal wohnen. Meine Eltern sind umgekommen, als diese verfluchten Amerikaner Metz bombardiert haben.»

«Sie armes Kind», sagte er und seufzte. «Der Krieg hat Ihnen übel mitgespielt, aber keine Sorge, er ist noch nicht zu Ende.»

Ich hätte ihn zu gern gefragt, was der Konvoi hier machte, aber das wäre unklug gewesen. Stattdessen baute ich darauf, dass er es von sich aus erzählte.

Schliesslich schien er sein Geheimnis nicht länger für sich behalten zu können, denn er schaute sich nach allen Seiten um, bevor er sagte: «Wir sind auf dem Weg in die Schweiz. Die Schweizer haben uns zugesichert, dass wir ihr Land passieren dürfen, um nach Österreich zu gelangen. Aber unterwegs wartet noch eine kleine Überraschung auf die Franzosen.» Er zwinkerte mir verschwörerisch zu.

«Eine kleine Überraschung. Aha. Ich liebe Überraschungen», sagte ich grinsend.

«Eigentlich ist sie gar nicht so klein», fügte er hinzu. «Ganz im Gegenteil!»

«Prima. Eine Riesenüberraschung! Wie wunderbar!», rief ich. «Erzählen Sie mir mehr darüber.» Insgeheim befürchtete ich, dass er auf Hitlers viel gepriesene Wunderwaffe anspielte, und fragte mich, wie schnell ich wohl meine Vorgesetzten benachrichtigen könnte.

Der Oberst strahlte mich an, offenbar schmeichelte es ihm, dass ihm eine junge Frau so viel Aufmerksamkeit schenkte. «Eine ganze Panzerdivision, unterstützt durch jede Menge Infanterie», flüsterte er mir zu. «Die warten in einem Hinterhalt im Schwarzwald.» Ungefragt nannte er mir die genaue Position. Sofort fiel mir das riesige Militärlager ein, das ich vor wenigen Tagen gesehen hatte.

Ich verabschiedete mich mit einem festen Händedruck und radelte betont lässig davon. Meiner Schätzung nach war ich etwa 140 Kilometer vom nächsten französischen Stützpunkt entfernt und ungefähr siebzig von Gretas Bauernhof an der Grenze, von wo aus ich zu meiner Einheit Kontakt aufnehmen könnte. Es war schon Nachmittag und ich würde mich beeilen müssen, um am nächsten Tag vor Einbruch der Dunkelheit dort zu sein. Ich trat mit aller Kraft in die Pedale und fuhr, so schnell ich konnte, in Richtung Südwesten.

Nachdem ich fünf Stunden ununterbrochen geradelt war, beschloss ich, eine kurze Pause einzulegen. Ich hatte seit dem Frühstück mit Major Petit und seinen Leuten nichts mehr gegessen und getrunken, und als ich im Wald ein Gasthaus entdeckte, hielt ich an. Ich lehnte mein Fahrrad an die Hausmauer und öffnete behutsam die Tür. Vorsichtig sah ich mich um und fragte mich, ob ich es wirklich wagen sollte, hineinzugehen, aber ich war zu hungrig, um der Versuchung zu widerstehen. Ausser mir gab es keine an-

deren Gäste, nur der Wirt und seine Familie sassen an einem Tisch hinten im Gasträum.

Der Wirt, ein fast zwei Meter grosser, stämmiger Mann mit einem schmalen Schnurrbart, erhob sich gemächlich und kam auf mich zu. Am Revers seiner Jacke prangte ein auf Hochglanz poliertes Parteiabzeichen.

«Heil Hitler», sagte er und hob den Arm.

«Heil Hitler», erwiderte ich seinen Gruss.

«Woher kommen Sie?», erkundigte er sich misstrauisch.

«Aus Freiburg», antwortete ich schnell. «Haben Sie vielleicht einen Teller Suppe für mich? Ich habe einen Bärenhunger.»

Er grummelte etwas und ging in Richtung Küche. Erst jetzt fiel mir auf, dass er sein rechtes Bein nachzog. Wahrscheinlich hatte ihn diese Verletzung vor dem Militärdienst bewahrt. Als er an seiner Frau vorbeikam, raunte er ihr zu: «Lass dir das gesagt sein, Frau, dieses junge Mädchen ist äusserst verdächtig. Wahrscheinlich ist sie eine von diesen Fremdarbeiterinnen, die in die Schweiz fliehen wollen. Ich werde ihr ein bisschen auf den Zahn fühlen.»

Seine Frau, eine grosse, üppige Blondine mit einem Haarkranz starrte mich die ganze Zeit grimmig an, während ihr Mann in der Küche zugange war. Ihre drei pummeligen Kinder guckten mich an und schnitten Grimassen. Von Zeit zu Zeit steckte ihr Mann den Kopf durch die Küchentür und sah misstrauisch zu mir herüber.

Zitternd vor Angst überlegte ich, was ich tun sollte. Mir blieben nur zwei Möglichkeiten: Ich konnte aus dem Gasthaus rennen, mich auf mein Rad schwingen und versuchen meinen Verfolgern zu entkommen – was ziemlich aussichtslos wäre. Oder ich konnte sitzen bleiben und hoffen, dass sich die Wirtsleute täuschen liessen. Im Grunde hatte ich keine Wahl.

Ich hörte, wie der Wirt schlurfend näher kam, und wappnete mich innerlich.

Als er einen Teller dampfender, köstlich riechender Graupensuppe mit frischem Gemüse vor mich hinstellte und ein Stück Brot danebenlegte, lief mir das Wasser im Mund zusammen. Ich konnte es kaum erwarten, anzufangen. Ich tauchte den Löffel ein, kostete von der kochend heissen Flüssigkeit und verbrannte mir prompt die Zungenspitze.

Der Wirt beobachtete mich verstohlen. Aber ich ignorierte ihn, beugte mich über meinen Teller und rührte die Suppe um, damit sie abkühlte. Unvermittelt zog er einen schweren Eichenstuhl heran und setzte sich mir gegenüber an den Tisch.

«Also, junges Fräulein, jetzt erzählen Sie mal genau, wer Sie sind und was Sie hier machen», sagte er und sah mich mit seinen grauen Augen durchdringend an.

Seelenruhig rührte ich weiter meine Suppe um. Dann brach ich ein Stück Brot ab und schob es mir in den Mund. So hatte ich einen Grund, um nicht gleich antworten zu müssen. Ich kaute sorgfältig und liess mir Zeit. Nachdem ich das Brot hinuntergeschluckt hatte, holte ich tief Luft und sprudelte los:

«Ich heisse Martha Ulrich. Ich komme aus Lothringen und bin Krankenschwester. Ich war zu Besuch bei meinen Freunden in Freiburg, als die Franzosen kamen. Gestern Morgen bin ich geflohen, aber ich habe immer noch fürchterliche Angst.»

«Wovor denn?», fragte der Mann und versuchte, meinen Blick aufzufangen.

«Na, vor den vielen Soldaten, den ganzen Kanonen und Panzern.» Hastig ass ich einen Löffel Suppe. «Sie sollten die schwarzen Soldaten sehen, mit ihren weissen Zähnen und den dicken Lippen. Die sind wirklich zum Fürchten. Angeblich vergewalti-

gen sie alle deutschen Frauen, und ich bin doch ein braves arisches Mädchen ...»

Ich hatte noch nie im Leben so schnell gegessen, und als ich mit dem letzten Bissen Brot den Teller auswischte, spannte mein Bauch. Ich schob den leeren Teller von mir und erzählte meinem Gastgeber mit bebender Stimme, dass meine Eltern bei einem Bombenangriff der Alliierten ums Leben gekommen waren.

«Jetzt habe ich niemanden mehr, ausser meinem Verlobten Hans. Der ist Soldat und wird vermisst», jammerte ich. Ich griff in meine Tasche und zog das Foto von Hans und seine zerlesenen Briefe hervor. «Glauben Sie, dass ich ihn je wiedersehen werde?», fragte ich und sah ihn mitleidheischend an.

Das treue Parteimitglied tätschelte meinen Arm. «Aber natürlich sehen Sie ihn wieder, meine Liebe», erwiderte er überraschend sanft. «Der Führer und seine Armeen sind unbesiegbar. Es hat ein paar Rückschläge gegeben, aber Hitler ist noch lange nicht am Ende. Ich verspreche Ihnen, dass Sie und Ihr Hans schon bald wieder zusammen sind.»

Er schob den Stuhl zurück und humpelte zu seiner Frau und den Kindern. Ich griff nach meiner Jacke, holte ein paar Essensmarken und etwas Geld hervor und wollte gerade gehen, als ich hörte, wie er zu seiner Frau sagte: «Das arme Ding ist in Ordnung. Sie hat viel mitgemacht.»

Kurz darauf kam er zurück, um mir zu sagen, dass ein ganzer Zug von deutschen Soldaten mit Leiterwagen und Pferdefuhrwerken unweit des Gasthofs in Richtung Süden unterwegs sei. «Ich bring Sie hin», bot er an. «Ich bin sicher, dass sie Sie mitnehmen.»

Er hielt Wort und begleitete mich bis zur Strasse, winkte einem Offizier und hob mich und mein Fahrrad auf die Ladefläche eines klapprigen Fuhrwerks.

«Auf Wiedersehen, Fräulein», sagte er und hob die Hand zum Abschied. «Viel Glück!»

Als ich in der nächsten Stadt ankam, war es bereits dunkel. Ich entdeckte einen kleinen Platz, wo ich mich auf eine Bank setzte. Am liebsten wäre ich nie mehr aufgestanden. Es war etwa zehn Uhr. Als ich Schritte hörte, wollte ich mich erst verstecken, aber ich war zu erschöpft. Ein alter Mann tauchte aus der Dunkelheit auf und fragte mich, was ich hier machte.

«Ich bin aus Freiburg geflohen. Ich bin auf dem Weg zu Freunden und wollte mich hier nur kurz ausruhen.»

«Eine kluge Entscheidung, meine Liebe. Am anderen Ende der Stadt ist eine Strassensperre und die Militärpolizei dort hat nichts Besseres zu tun, als unbescholtene Bürger zu belästigen. Sie haben sogar mich alten Mann angehalten und meine Papiere überprüft. Ich kann Ihnen nur raten, nicht in ihre Nähe zu kommen.»

Dankbar für diesen Hinweis fragte ich ihn, ob er wüsste, wo ich vielleicht für eine Nacht unterkommen könnte. «Aber natürlich», erwiderte er und deutete auf ein grosses Haus auf der anderen Seite des Platzes. «Sehen Sie das Haus da drüben? Da wohnen die zwei nettesten Frauen der ganzen Stadt. Wenn Sie an ihre Tür klopfen, werden Sie sicher nicht abgewiesen.»

Der Mann behielt recht. Die zwei Schwestern, beide etwa Mitte dreissig, waren die Liebenswürdigkeit in Person. Sie baten mich herein und machten mir ein Bett zurecht. Sie lebten mit ihren Kindern allein in dem grossen Haus, denn ihre Ehemänner waren in der Armee und wurden vermisst. Meine eigene Geschichte schien sie sehr zu berühren.

Am nächsten Morgen war die Strassensperre verschwunden. Ich brauchte fast den ganzen Tag, bis ich den kleinen Bauernhof erreichte, der zu meiner Zufluchtsstätte geworden war. Dort wurde ich mit offenen Armen empfangen.

Greta lächelte, als sie sah, dass ich immer noch den derben grünen Rock trug, den sie mir gegeben hatte.

«Ich muss eine wichtige Information weitergeben», sagte ich, sobald ich im Haus war. «Wann triffst du das nächste Mal deinen Mann?»

«Leider erst in zwei Tagen», erwiderte Greta geknickt. «Er war heute Morgen hier.»

Ich hatte ihn nur um wenige Stunden verpasst. Aber meine Nachricht musste so schnell wie möglich die französischen Behörden erreichen. Da fiel mir ein, was mir der Schweizer Geheimdienstchef Oberst Reinhart geraten hatte.

«Ich muss morgen früh, sobald es hell wird, zum Grenzübergang», erklärte ich. «Ich muss dem Schweizer Grenzposten einen Brief übergeben. Es ist äusserst wichtig.»

Meine Gastgeber sahen mich bestürzt an und versuchten, mich von meinem Vorhaben abzubringen, da sie es für viel zu gefährlich hielten. Der deutsche und der Schweizer Grenzposten waren nicht weit voneinander entfernt, und die Deutschen hielten ständig nach Spionen Ausschau. Sie hatten den Befehl, jeden zu erschiessen, der ihnen irgendwie verdächtig vorkam.

«Trotzdem muss ich es riskieren», sagte ich entschlossen. Ich dachte an den Hinterhalt, der meine ahnungslosen Landsleute im Schwarzwald erwartete. «Kannst du mir jetzt bitte ein Blatt Papier und einen Stift geben?»

Ich blieb die ganze Nacht auf und notierte alles, was ich in Erfahrung gebracht hatte. Es war keine Zeit, die Nachricht zu verschlüsseln, und ich konnte nur hoffen, dass sie nicht den Deutschen in die Hände fiel. Ich klebte den Briefumschlag zu und steckte ihn in meine Jackentasche, dann wickelte ich mir einen Schal um den Kopf und verliess zusammen mit Greta und ihrer Schwester im Morgengrauen den Hof.

Auf einem Schleichweg gelangten wir zur Grenze, die nur gut einen Kilometer entfernt war. Gespenstisches graues Dämmerlicht umgab uns. Hier und da zwitscherten die ersten Vögel. Unweit des hohen Grenzzauns kauerten wir uns hinter eine mächtige Kiefer und lauschten auf die Schritte der deutschen Patrouillen. Als alles ruhig war, deutete Greta auf einen kleinen Hügel.

«Wenn du den hinter dir gelassen hast», flüsterte sie, «kommst du an eine Strasse und dann siehst du schon auf der linken Seite das Schweizer Zollhaus. Rechts ist das deutsche, also sei vorsichtig.»

Sie und Susanna begleiteten mich noch bis zum Zaun. Greta bekreuzigte sich und drückte mir zum Abschied die Hand. Dann hoben sie den Draht an. Ich legte mich flach auf den Boden und robbte unter dem Zaun hindurch. Gebeugt hastete ich weiter, ohne mein Ziel aus den Augen zu lassen. Mit der linken Hand umklammerte ich den Brief in meiner Tasche.

Als ich näher kam, sah ich, dass das Gebäude schwach erleuchtet war. Kein Laut war zu hören. Sachte klopfte ich an die Glastür, trat dann einen Schritt zurück und schaute mich um. Ich wartete ein paar Minuten, aber zu meiner Überraschung kam niemand an die Tür. Eigentlich hatte ich damit gerechnet, dass mir die tüchtigen Schweizer sofort öffnen würden. Ich drückte die Nase an die Scheibe und spähte hindurch. Der Raum, der nur von einer nackten Glühbirne erleuchtet wurde, war leer. Aber dann sah ich etwas, was mich vor Schreck zusammenfahren liess. Nur mit Mühe unterdrückte ich einen Schrei.

Von der gegenüberliegenden Wand starrte mich aus einem grossen gerahmten Foto drohend Adolf Hitler an. An beiden Seiten hingen schwarz-rot-weiße Hakenkreuzfahnen. Auf dem Tisch lagen drei deutsche Uniformmützen. Ich begriff, dass ich

irrtümlich beim deutschen Zoll gelandet war – und dass in meiner Tasche mein eigenes Todesurteil steckte.

Ich drehte mich um und floh, bevor die Deutschen aufwachen und mich entdecken würden. Als ich keuchend zur Strasse zurückrannte, sah ich, dass wenige hundert Meter vor mir eine hünenhafte Gestalt hinter einem mächtigen Baum hervorkam und mir hektisch winkte. Das Blut pochte in meinen Schläfen, während ich auf den Mann zu rannte und ihm praktisch in die Arme fiel. Hastig zog er mich hinter einen Baum.

«*Maitli!* Was haben Sie da bloss gemacht?», rief er auf Schwyzerdütsch aus. «Ich hab gesehen, wie Sie unter dem Zaun durchgekrochen und auf den deutschen Posten zugelaufen sind statt auf unseren. Haben die noch geschlafen?»

Ich brachte keinen Ton heraus, sondern nickte nur.

«Da haben Sie aber Riesenschwein gehabt», meinte er. «Was haben Sie sich nur dabei gedacht?»

Ich atmete tief durch und antwortete: «Die Person, die mir den Weg beschrieben hat, hat offenbar links und rechts verwechselt.»

Der Schweizer Grenzposten nickte. «Und jetzt verraten Sie mir mal, warum Sie Ihr Leben aufs Spiel setzen, um über die Grenze zu kommen?»

Ich schluckte und erklärte – wie mir Oberst Reinhart geraten hatte –, dass ich Schweizer Agentin sei. «Diese Nachricht muss heute Vormittag vor elf Uhr Oberst Reinhart in Basel ausgehändigt werden», fuhr ich fort. «Es ist von höchster Dringlichkeit. Bitte sorgen Sie dafür, dass sie dort rechtzeitig ankommt.» Ich fischte den Brief aus der Tasche und gab ihn meinem Retter.

Er nickte. «Wird sofort erledigt. Sie haben mein Wort.» Irgendwie hatte es etwas sehr Beruhigendes, wie er den Brief in seiner Tasche versenkte. «Und wo wollen Sie jetzt hin?»

Soll eine Patrouille Sie begleiten?» Erst jetzt bemerkte ich seine tiefblauen Augen.

«Nein, danke. Ich muss wieder zurück. Meine Mission ist noch nicht zu Ende. Vielen Dank für Ihre Hilfe.»

Zu meiner grossen Überraschung schlug dieser Bär von einem Mann die Hacken zusammen und salutierte.

«Viel Glück, mein Fräulein.»

Ich erwiderte seinen militärischen Gruss und eilte zurück zum Stacheldrahtzaun.

## Der Anfang vom Ende

Greta, die mit ihrer Schwester auf der anderen Seite des Stacheldrahtzauns auf mich wartete, war entsetzt, als sie erfuhr, welcher fatale Irrtum ihr unterlaufen war.

«Sie hat schon immer rechts und links verwechselt», sagte ihre Schwester Susanna. «Als sie noch klein war, mussten wir aufpassen, dass sie ihre Schuhe nicht vertauschte.»

Obwohl mir der Schreck gehörig in die Glieder gefahren war, beruhigte ich Greta.

«Mach dir keine Gedanken. Mir ist ja nichts passiert.»

Ich beschloss, eine Weile bei Gretas Familie zu bleiben, um das Grenzgebiet genauer zu erkunden. Am nächsten Tag kehrte ihr ältester Bruder Günther von der Ostfront zurück. Die ganze Familie feierte das freudige Ereignis. Der junge Mann lieferte mir wertvolle Informationen über seine Einheit, die ganz in der Nähe stationiert war. Er berichtete, dass die Soldaten nach ihrem schmachvollen Rückzug völlig demoralisiert seien.

Kurz vor meinem Aufbruch standen Günther und ich am Küchentisch und studierten Karten der Umgebung. «Du bist deutscher Soldat. Deine Familie ist deutsch. Wieso hilfst du mir?», fragte ich ihn.

Günther deutete auf ein grosses Holzkreuz an der Wand. «Deshalb. Wir sind gläubige Katholiken, aber man hindert uns daran, unseren Glauben zu praktizieren. Solange wir Hitler nicht loswerden, wird sich das nicht ändern. Wenn er an der Macht bleibt, sind die Katholiken die nächsten, auf die Jagd gemacht wird.»

Ich nickte zustimmend. Ich widerstand der Versuchung, ihm zu erzählen, wie es mir als Jüdin unter deutscher Besatzung ergangen war. Es war so lange her, seit ich das letzte Mal eine Synagoge besucht und die hebräischen Gebete gesprochen hatte, die mich meine Mutter gelehrt hatte ... All das schien zu einem anderen Leben zu gehören. Mich überkam schreckliches Heimweh. Ich dachte an unsere Wohnung in Metz, an das Geschäft meines Vaters, an unsere Freunde und Verwandten, die in ganz Europa verstreut waren. Ich wollte meine Familie wiedersehen. Ich wollte mit meinen Schwestern und meiner Freundin Sophie an der Mosel spazieren gehen, wollte einen von Céciles Hüten tragen, mit meinen Geschwistern und meiner Mutter scherzen und lachen. Meine Augen füllten sich mit Tränen. Wie sollte ich Günther und seiner Familie je für ihren unglaublichen Mut und ihre Hilfsbereitschaft danken? Plötzlich riss mich eine schrille Stimme aus meinen Gedanken.

«Wer ist das?»

Ich fuhr herum. Eine Frau Ende dreissig stand in der Tür und funkelte mich an. Sie hatte herausfordernd die Hände in die Hüften gestemmt.

Günther machte einen schnellen Schritt zur Seite, um die Karten auf dem Küchentisch zu verdecken. «Eine Freundin von Greta», sagte er nonchalant.

«Tatsächlich?», fragte die Frau feindselig und warf mit einer ruckartigen Kopfbewegung ihr langes rotes Haar zurück.

«Sie kam zufällig vorbei», erwiderte Günther mit einem angespannten Lächeln.

Monika war eine Nachbarin. Sie hatte sechs Kinder, ihr Mann kämpfte an der Front. Sie war offensichtlich an Günther interessiert. Nachdem sie von seiner Rückkehr erfahren hatte, war sie

einfach so hereingeschneit. Es gefiel ihr ganz und gar nicht, ihn in Gesellschaft einer fremden jungen Frau anzutreffen.

«Was gibt's da eigentlich so Spannendes zu sehen?», fragte sie. Sie schob Günther beiseite. Als sie die Karten auf dem Küchentisch sah, runzelte sie die Stirn und wandte sich zu mir um. «Wer sind Sie?»

Ich stellte mich vor und sagte, dass ich aus Freiburg geflüchtet sei. Aber das schien sie nicht zu überzeugen. In diesem Moment kamen Greta und Susanna herein. Als sie Monika sahen, erstarrten sie förmlich. Greta versuchte sie irgendwie loszuwerden, aber Monika war misstrauisch geworden und wollte einfach nicht gehen. Obwohl ich mich hätte längst auf den Weg machen sollen, blieb ich zum Essen, damit Monika glaubte, ich sei wirklich eine alte Freundin Gretas. Schliesslich stand Monika auf und zischte: «Irgendwas stimmt hier nicht.» Dann schnappte sie ihr Schultertuch und stürmte hinaus.

Greta sprang auf. «Du musst sofort gehen, Martha! Monika ist gefährlich. Ihr Bruder ist bei der Polizei. Ich bin sicher, dass sie gleich mit ihm zurückkommt.»

«Aber was ist mit euch?», fragte ich. «Was passiert mit euch, wenn ihr Bruder hier auftaucht?»

«Nichts», sagte Günther, der ebenfalls aufstand und mich zur Tür lotste. «Uns wird nichts passieren. Bring dich in Sicherheit.»

Ich stieg auf mein Fahrrad und fuhr, so schnell ich konnte, zur Landstrasse, die nach Osten führte. Immer wieder drehte ich mich um und hielt nach Patrouillen Ausschau.

Ich radelte etwa zehn Kilometer ohne Verschnaufpause. Gretas Familie ging mir nicht aus dem Kopf. Was würden sie tun, wenn Monika tatsächlich mit der Polizei auftauchte? Wie sollte Günther meine Anwesenheit erklären – und schlimmer noch, die Tatsache, dass wir uns gemeinsam Landkarten angesehen hatten? Der Ge-

danke, dass Günther kurz nach seiner glücklichen Heimkehr verhaftet werden könnte, war unerträglich. Ich nahm mir vor, sobald wie möglich zurückzukehren und herauszufinden, was mit ihnen passiert war.

In der Nähe einer Kleinstadt namens Waldshut kam ich an einem eingezäunten Anwesen vorbei. Vor dem riesigen schmiedeeisernen Tor stand ein deutscher Wachsoldat, geschneigelt und gebügelt, ganz anders als die ungepflegten, verstört blickenden Soldaten, denen ich bisher begegnet war. Hinter dem Tor führte eine lange Auffahrt zu einem Herrenhaus. Zu meiner Verblüffung herrschte auf dem Anwesen ein reges Treiben. Militärfahrzeuge fuhrten auf dem Gelände umher und zahlreiche Soldaten waren offensichtlich mit eiligen, aber planvollen Aktivitäten beschäftigt. Das war die bestorganisierte Einheit, die ich seit Langem gesehen hatte. Und das beunruhigte mich.

Ich ging mit meinem Fahrrad langsam auf den Wachposten zu.

«Guten Tag», begrüßte mich der Soldat.

«Guten Tag», grüßte ich schüchtern lächelnd zurück.

«Was hat Sie denn hierher verschlagen?», fragte er augenzwinkernd.

«Ich bin aus Freiburg geflüchtet», erwiderte ich. Mit bedrückter Miene erzählte ich ihm meine Geschichte. Ich berichtete von dem verheerenden Luftangriff, von meiner Suche nach Hans und den abscheulichen Franzosen. Dann zeigte ich ihm das Foto von Hans. Zum Glück kannte er ihn nicht.

«Und was tun Sie hier?», fragte ich mit einer Unschuldsmiene.

«Bereitet Ihre Einheit einen Angriff vor?»

«Schön wär's. Wir sind Teil einer Einheit, die nach Süden abgedrängt wurde. Heute Nacht gehen wir über die Schweizer Grenze und ergeben uns. Unsere Feindaufklärung sagt, dass ein

grosser französischer Truppenverband nach Osten unterwegs ist. Der kommt genau hier vorbei. Und auf der Strasse dort drüben stösst noch eine zweite Einheit in südlicher Richtung vor.» Er deutete auf eine Kreuzung in einigen hundert Metern Entfernung. «Wenn die Franzosen morgen früh anrücken, haben wir keine Chance. Die sind uns drei zu eins überlegen. Wir haben Befehl, alle Waffen und Fahrzeuge mitzunehmen, damit dem Feind nichts in die Hände fällt. Wenn wir erst mal in der Schweiz sind, können sie uns wenigstens nicht gefangen nehmen.»

«Aber wer soll uns beschützen, wenn Sie weg sind?», fragte ich mit ängstlicher Stimme.

«Keine Sorge, mein Fräulein. Gott und der Führer sind bei uns.»

«Hoffentlich», sagte ich.

Ich verabschiedete mich und stieg auf mein Fahrrad. Ich musste so schnell wie möglich eine französische Einheit finden, um meine Informationen weiterzugeben. Die Chance, so viele deutsche Soldaten gefangen zu nehmen, konnten wir uns nicht entgehen lassen. Ich fuhr denselben Weg zurück, den ich gekommen war, bis ich in ein Dorf kam, das an der Hauptverbindungsstrasse zwischen Freiburg und der Schweizer Grenze lag. Aus allen Fenstern hingen weisse Tücher, zum Zeichen der Kapitulation.

Auf dem Marktplatz traf ich auf eine Gruppe deutscher Männer, die mit niedergedrückten Mienen beieinander standen.

«Was ist denn passiert?», fragte ich.

«Die Franzosen sind da», sagte einer von ihnen und deutete auf einen Jeep, der vor einer Bäckerei geparkt war. An der Motorhaube flatterte eine Trikolore. «Gehen Sie da bloss nicht hin, Fräulein.» Ängstlich starteten sie zu dem Wagen hinüber.

Als ich sah, dass in dem Jeep ein Offizier und zwei schwer bewaffnete Soldaten sassen, fasste ich einen Entschluss. Jetzt oder nie, sagte ich mir.

Ich nahm mein Rad und rannte auf den Wagen zu. Die deutschen Männer, die sofort begriffen, dass ich zum feindlichen Lager gehörte, stiessen wüste Beschimpfungen aus.

«Bitte bringen Sie mich sofort zu Ihrem Hauptquartier», sagte ich atemlos zu dem Offizier. «Ich habe eine äusserst wichtige Information für Ihren Kommandeur.» Der Offizier nickte und wies einen seiner Leute an, mir beim Aufladen des Fahrrads zu helfen.

Die Schmähreden der Deutschen verstummten. Als wir in Richtung Westen wegfuhrten, warfen sie mir hasserfüllte Blicke zu.

«Gehören Sie zum Zweiten Zuaven-Regiment?», fragte ich den französischen Offizier neben mir, als ich das Abzeichen am Ärmel seiner Uniform sah.

«Ja. Aber was wissen Sie denn über die Zuaven?»

«Mehr, als Sie denken», erwiderte ich lachend. «Bitte bringen Sie mich zu Major Petit.»

Als wir auf einer einsamen Landstrasse zu Petit und seinen Männern stiessen, freute er sich sichtlich, mich wiederzusehen. Er umarmte mich genauso herzlich, wie es Oberst Bouvet immer tat.

«Wie geht es unserem kleinen Hitzkopf? Ich habe mich schon gefragt, wann Sie sich mal wieder bei uns sehen lassen. Was haben Sie für uns?»

Ich berichtete Petit von dem eingezäunten Gelände, auf dem Hunderte deutscher Soldaten ihre Flucht in die Schweiz vorbereitet hatten. «Sie waren dabei, ihre ganze Ausrüstung, also auch Waffen und Munition, zusammenzupacken. Die können Ihnen sicher nützlich sein, Herr Major.»

«Grossartig! Warten Sie nur, bis der General das erfährt.»

Er befahl einem seiner Männer, seinen Vorgesetzten mit dem Feldtelefon anzurufen, aber dann überlegte er es sich anders: «Wie wär's, wenn Sie ihm die gute Nachricht persönlich überbringen?»

In Begleitung eines Hauptmanns wurde ich einige Kilometer weiter zu General René de Hesdin gefahren, der auf einer kleinen Lichtung unweit der Strasse mit seinen Offizieren eine Lagebesprechung abhielt. Der General war noch ein Soldat alter Schule. Er hatte im Ersten Weltkrieg einen Arm verloren. Der linke Ärmel seiner Uniformjacke hing schlaff herunter.

Ich musste einige Minuten warten, ehe er überhaupt Notiz von mir nahm. Schliesslich musterte er mich von Kopf bis Fuss und fragte kühl: «Was gib't's?»

«Major Petit schickt sie, Herr General», sagte der Hauptmann und salutierte. «Sie arbeitet als Agentin für uns und hat wichtige Informationen für Sie.»

Der General seufzte. Eine beeindruckende Sammlung von Orden zierte seine Brust. «Na schön», sagte er lustlos.

«Worum geht's?»

Ich berichtete ihm, was ich in Erfahrung gebracht hatte, und zeigte ihm dann auf einer Karte den exakten Standort des Anwesens. «Dort befinden sich an die tausend deutsche Soldaten. Sie wollen sich nachts in die Schweiz absetzen. Ihr Nachrichtendienst hat herausgefunden, dass französische Verbände nicht nur von Westen, sondern auch von Norden her nach Waldshut vorrücken. Sie wissen, dass sie in der Falle sitzen.»

Der General schüttelte den Kopf. «Davon weiss ich nichts.» Dann wandte er sich wieder seinen Männern zu, ohne uns weiter zu beachten. Der Hauptmann und ich sahen uns ratlos an. Offensichtlich hatte der General nicht ohne Grund den Spitznamen «Il

n'y a pas de boches». Es hiess, dass er vor jedem Einsatz erklärte:  
«Da sind keine Deutschen!»

Uns blieb nichts anderes übrig, als zum Hauptquartier zurückzufahren. Entweder glaubte er mir nicht oder er hielt meine Information für unwichtig. Als ich Petit erzählte, was passiert war, schüttelte er nur den Kopf und seufzte. «Tja, er kann ziemlich schwierig sein.»

Am selben Nachmittag erliess General de Hesdin den Befehl, die Deutschen auf dem Anwesen, das ich ausspioniert hatte, anzugreifen. Bei dem Gefecht wurden einige unserer Männer schwer verwundet oder getötet. Den deutschen Soldaten gelang es, sich nachts in die Schweiz abzusetzen.

Am nächsten Morgen rief mich Major Petit in sein Büro. «Die Schweizer haben uns kontaktiert», sagte er mit einem triumphierenden Lächeln. «Sie haben die Kapitulation der deutschen Einheit angenommen und wollen uns die Männer übergeben. Wir fahren gleich hin, um das Ganze zu überwachen.»

Als wir die Schweizer Grenze erreichten, stellten wir uns an den Strassenrand und sahen zu, wie niedergeschlagene deutsche Soldaten als Kriegsgefangene nach Deutschland zurückkehrten. Eine schier endlose Kolonne unbewaffneter Männer – vom General bis zum einfachen Soldaten – zog an uns vorbei. Alle schwiegen und hielten den Blick gesenkt.

Nur einer nicht. Man hörte ihn schon von Weitem. Als er näher kam, musste ich unwillkürlich lächeln. Er war der Einzige, der mit hocharhebendem Kopf die Strasse entlangmarschierte und lautstark seinem Unmut Luft machte.

«Diese Armee ist eine Schande für unsere Nation!», brüllte er. «Wir haben die halbe Welt erobert und jetzt ergeben wir uns wie jämmerliche Feiglinge. Der Führer würde sich schämen für uns.»

Unsere Offiziere haben nicht nur ihn im Stich gelassen, sondern unser ganzes stolzes Volk. Man sollte sie alle erschliessen!»

Vieles von dem, was er sagte, traf tatsächlich zu. Die deutsche Armee hatte ihren Kriegsgegnern grossen Respekt abgenötigt. Sie galt lange Zeit als unbesiegbar. Heldenmütige Männer hatten in ganz Europa und Nordafrika für ihre Überzeugungen gekämpft. Dies war der erste Deutsche, dem ich begegnete, der den Mut hatte, auch nach der deutschen Niederlage zu seinen Überzeugungen zu stehen. Er würde nicht zu Kreuze kriechen. Er hätte sich niemals freiwillig ergeben.

Ich trat einen Schritt vor und stoppte mit erhobener Hand die Marschkolonne. Der aufgebrachte Soldat, der jetzt etwa zwei Meter vor mir stand, verstummte. Alle Blicke waren auf mich gerichtet.

Dann schüttelte ich ihm die Hand und sagte auf Deutsch:

«Obwohl ich ganz und gar nicht Ihrer Meinung bin, bewundere ich Ihre Haltung. Sie sind der erste Deutsche, der sich offen zu seiner Loyalität gegenüber Hitler bekennt. Mittlerweile will keiner Ihrer Landsleute mehr Nationalsozialist gewesen sein.»

Ich ignorierte Major Petits verblüffte Miene und winkte die Kolonne weiter.

Als wir wieder im Jeep sassen und zum Hauptquartier zurückfuhren, sagte der Major unvermittelt: «Ich werde Sie für einen Orden vorschlagen. Das Croix de Guerre. Für Ihren Einsatz in Freiburg und in Süddeutschland. Hier ist das Belobigungsschreiben.» Er überreichte mir eine Abschrift. Als ich den Text las, stiegen mir die Tränen in die Augen. Ich war nicht des Ruhmes wegen Spionin geworden. Ich hatte einfach nur Stéphanies und Jacques' Beispiel folgen und meinem Land dienen wollen. Ich hatte nicht erwartet, dass man mir eines Tages offiziell dafür danken würde.

«Danke, Herr Major», stammelte ich gerührt. «Vielen Dank.»

Doch als Major Petit dem einarmigen General das Schreiben zur Befürwortung vorlegte, verweigerte dieser seine Zustimmung. Da ich nicht dem Zweiten Zuaven-Regiment angehörte, sei ich zu dieser Auszeichnung nicht berechtigt, lautete seine Begründung. Und so blieb mir nur ein Blatt Papier mit einer Empfehlung, der nie entsprochen wurde. Doch in gewisser Weise bedeutete mir dieses Schriftstück mehr als ein Orden.

Bald darauf rief mich Major Petit zu sich und fragte nach meinen Plänen. «Wollen Sie jetzt zu Ihrer Einheit zurück?»

«Nein, Herr Major», sagte ich entschieden. «Ich habe noch etwas Wichtiges zu erledigen.» Ich bat um einen Jeep und einen Fahrer und fuhr so schnell wie möglich zum Hof von Gretas Familie. Zu meiner grossen Erleichterung traf ich alle wohlbehalten an. Da die Franzosen am Tag zuvor die Region besetzt hatten, war die Familie ausser Gefahr. Sie freuten sich sehr, mich wiederzusehen.

«Was ist denn passiert, nachdem ich weg war? Ist Monika zurückgekommen?», fragte ich Günther.

«Allerdings, und zwar zusammen mit der Polizei. Nur ein paar Minuten nach deinem Aufbruch. Nachdem sie uns alle befragt hatten, wurde ich verhaftet und ins Gefängnis gesperrt. Aber dann sind zum Glück die Franzosen gekommen und haben mich befreit. Monika ist geflüchtet.»

«Und wie geht's dir?», fragte ich Greta. «Ist Pierre wieder da?»

Greta strahlte. «Ja, Martha, oder wie immer du in Wirklichkeit heisst. Er ist gestern zurückgekommen. Man hat ihn zum Leiter der regionalen Militärverwaltung ernannt. Jetzt bleiben wir für immer zusammen.»

«Das freut mich für dich.» Ich schüttelte allen die Hand und bedankte mich herzlich für ihre selbstlose und mutige Unterstüt-

zung. «Es war mir eine Ehre, euch kennenzulernen», sagte ich. Dann stieg ich in den Jeep und fuhr zurück zum provisorischen Hauptquartier des Zweiten Zuaven- Regiments an der Schweizer Grenze.

Die Ereignisse der nächsten Tage sollten in die Geschichte eingehen. Mussolini wurde hingerichtet, dann verübte Hitler Selbstmord. Als wir am 8. Mai 1945 von der Kapitulation Deutschlands erfuhren, befand ich mich immer noch bei Major Petit und seinen Männern im südlichen Teil der französischen Besatzungszone.

Ich konnte kaum glauben, dass der Krieg vorbei war. Im Hauptquartier fielen sich die Männer in die Arme, tanzten, sangen und jubelten. Überall wurde das Kriegsende mit Salutschüssen, Feuerwerk und ausgelassenen Festen gefeiert. Aber ich stand unter Schock und fühlte mich innerlich wie betäubt. Natürlich fand ich es wunderbar, dass die Kampfhandlungen vorbei waren und das Töten ein Ende hatte. Ich war dankbar, noch am Leben zu sein, und froh, zum Sieg beigetragen zu haben. Doch zugleich quälte mich ein tief sitzendes Schuldgefühl, weil ich überlebt hatte und Jacques nicht. Meine Eltern und Geschwister, von denen ich keinerlei Neuigkeiten hatte, waren in alle Winde zerstreut. Von Stephanie, die man drei Jahre zuvor deportiert hatte, gab es noch immer kein Lebenszeichen, ebenso wenig von Onkel Léon und zahlreichen anderen Verwandten und Bekannten.

Pflichtbewusst nahm ich an den Feierlichkeiten des Regiments teil, aber die festlichen Reden und die Verlesung von Glückwunschtelegrammen gingen völlig an mir vorbei. Im Laufe von sechs langen Kriegsjahren hatte ich mich von einer naiven Neunzehnjährigen aus einem tiefgläubigen jüdischen Elternhaus in eine eigenständige, desillusionierte Nachrichtenoffizierin verwandelt, die sich nach dem gewaltsamen Tod ihres Verlobten geschworen hatte, niemals zu heiraten.

Ich konnte kaum glauben, dass ich erst fünfundzwanzig war. Jetzt, nach dem Ende des Krieges, fühlte ich mich einsam und verletztlich. Ausserdem fürchtete ich mich davor, nach Hause zurückzukehren und zu erfahren, was aus meiner Familie geworden war.

Aber vorerst hatte ich keine Zeit, trüben Gedanken nachzuhängen. Während die Alliierten um ihre Einflussphären rangelten, herrschten in Europa chaotische Verhältnisse. Deutschland wurde in Besatzungszonen aufgeteilt und da wollten natürlich auch die Franzosen nicht zurückstehen.

Eines Morgens rief mich Major Petit in sein Büro. «Können Sie Auto fahren?»

«Nein, Herr Major.» Meine Familie hatte nie einen Wagen besessen und ich hatte nie einen gebraucht.

«Dann sollten Sie es schleunigst lernen», sagte er und reichte mir die Autoschlüssel. «Wir brechen heute Abend auf. Wir haben Befehl, im nördlichen Rheinland Präsenz zu zeigen, damit die Engländer und Amerikaner sich dort nicht breitmachen.»

Vor seinem Büro stand ein nagelneuer beigefarbener BMW, den man kurz zuvor einem deutschen Zivilisten abgenommen hatte. Nachdem mir einer von Petits Fahrern die wichtigsten Handgriffe gezeigt hatte, sass ich ein paar Stunden später allein hinter dem Steuer. Wir fuhren die ganze Nacht im Konvoi in Richtung Rheinland. Es klappte recht gut, bis zu dem Moment, als der mit einer Kanone beladene Lastwagen vor mir an einer Steigung mitten im Schwarzwald plötzlich langsamer wurde und ich sein Heck ramnte. Der Motor meines BMW ging aus und ich hatte keine Ahnung, wie man am Berg anfuhr. Glücklicherweise kam mir einer der anderen Fahrer zu Hilfe.

Es war eine harte Bewährungsprobe, mitten in der Nacht eine 280 Kilometer lange Strecke zurückzulegen, noch dazu als blutige

Anfängerin. Ich musste an meinen Vater denken, der vor vielen Jahren in Metz Fahrunterricht genommen hatte. Sein Fahrlehrer hatte es bald völlig entnervt aufgegeben. «Sie sind Vater von sieben Kindern. Bitte setzen Sie sich nie wieder hinters Steuer», hatte er ihn beschworen.

Nachdem wir unser Ziel erreicht hatten, blieb ich erst einmal bei Major Petit und seinen Männern, da ich nicht genau wusste, wo sich meine Einheit aufhielt. In den folgenden Wochen übernahm ich verschiedene geheimdienstliche Aufgaben für ihn, unter anderem das Aufspüren gestohlener Güter. Ich fuhr mit Jeep und Fahrer durch die Region und inspizierte Fabriken und Gewerbebetriebe, um Maschinen und technische Ausrüstung, die man Frankreich geraubt hatte, zurückzuverlangen. Es war eine wichtige und interessante Aufgabe, die mich durch den gesamten nördlichen Teil der französischen Besatzungszone führte.

In Dörfern und Städten traf ich immer wieder auf merkwürdige Menschenansammlungen: bis zum Skelett abgemagerte Männer und Frauen in zerschlissener, gestreifter Sträflingskleidung, manche barfuss, andere in Holzpantinen. Die meisten trugen kleine, runde Mützen. Ihre Gesichter waren grau und ihre Augen lagen tief in den Höhlen. Sie waren schmutzig und mit Geschwüren bedeckt. Ein scharfer Geruch ging von ihnen aus. Dicht zusammengedrängt standen sie auf den Marktplätzen und starrten ins Leere. Die Einheimischen, die anscheinend nicht das geringste Mitleid mit ihnen hatten, verscheuchten sie und bewarfen sie mit Steinen.

Als ich einmal beobachtete, wie man die Fremden wüst beschimpfte, bat ich meinen Fahrer anzuhalten und stieg aus.

«Wo kommen Sie her?», fragte ich die völlig verstörten Leute auf Deutsch.

«Aus den Lagern», erwiderten einige.

«Welche Lager? Meinen Sie Arbeitslager?» Sofort dachte ich an Stéphanie und suchte unwillkürlich in den eingefallenen Gesichtern nach ihren vertrauten Zügen.

«Konzentrationslager», flüsterte jemand.

«Die Todesfabriken», sagte ein Mann auf Französisch, der kaum älter war als ich, aber wie ein Greis aussah. «Da, wo sie die Juden umgebracht haben.»

Als mir einige von ihnen berichteten, was sie in den Lagern erlebt hatten, wollte ich es nicht glauben. Es war einfach unvorstellbar. Wahrscheinlich tischten sie mir irgendwelche Gruselgeschichten auf. Oder ich hatte es mit befreiten Insassen einer Irrenanstalt zu tun, die unter Wahnvorstellungen litten. Aber dafür waren es einfach zu viele. Als sie mit schlurfenden Schritten näherkamen, um mir von ihren grauenvollen Erlebnissen zu erzählen, befahl mich lähmendes Entsetzen.

Natürlich hatte ich von den Lagern gewusst. Ich kannte sogar einige ihrer Namen – Dachau, Bergen-Belsen, Auschwitz-Birkenau, Treblinka, Ravensbrück, Buchenwald. Aber ich war davon ausgegangen, dass sie lediglich dazu gedient hatten, Regimegegner und andere missliebige Personen wie Kommunisten, Juden, Homosexuelle und unbequeme Katholiken in «Schutzhaft» zu nehmen. Ich hatte erwartet, dass man sie dort nicht unbedingt freundlich, aber doch zumindest menschenwürdig behandeln würde. Schliesslich waren die Deutschen unsere direkten Nachbarn. Wir hatten so vieles gemeinsam. Manche von uns sprachen sogar dieselbe Sprache. Deutsche Erfinder, Wissenschaftler, Musiker, Ärzte und Philosophen hatten die Menschheit ungemein bereichert. Deutschland war das Land Beethovens, Einsteins, Goethes, Schillers und Kants; deutsche Adelsgeschlechter waren mit den mächtigsten Königshäusern Europas verwandtschaftlich

verbunden. Die Deutschen waren keine wilden Barbaren ohne Kultur, Bildung und Moral.

Nachdem die Alliierten die ersten Konzentrationslager befreit hatten, waren nach und nach Berichte über die entsetzlichen Zustände dort an die Öffentlichkeit gelangt. Aber da ich bis zum Waffenstillstand noch als Spionin gearbeitet und kein Radio gehört hatte, war ich über diese Dinge kaum informiert gewesen. Erst durch die Gespräche mit Überlebenden, die mir auf Deutschlands Strassen begegneten, erfuhr ich, was sich in den Lagern tatsächlich abgespielt hatte. Zum ersten Mal fürchtete ich, Stéphanie könnte nicht überlebt haben. Immer wieder sprach ich diese Heimatlosen an und suchte in ihren verhärmten Gesichtern nach den Zügen meiner Schwester.

Eines Tages kam eine Gruppe deutscher Zivilisten in Begleitung ihres Bürgermeisters ins Hauptquartier, um sich über die Fremden zu beschweren. Ich wurde gebeten, als Dolmetscherin zu fungieren. «Sie verhalten sich äusserst aggressiv», sagte der Bürgermeister zum stellvertretenden Kommandanten, einem Major mittleren Alters. «Sie dringen einfach in unsere Häuser ein und verlangen, dass wir sie verpflegen und bei uns aufnehmen. Sie behaupten, dass wir ihnen das schuldig wären. Es gab ein paar sehr hässliche Szenen und die Spannungen nehmen täglich zu. Wenn Sie nichts unternehmen, wird es noch Ausschreitungen geben.»

Der Major war sehr beunruhigt. «Kommen Sie mit», sagte er zu mir. «Ich brauche Sie als Dolmetscherin.» Wir fuhren ins Stadtzentrum, wo sich die Heimatlosen versammelt hatten. Und wieder war ich bestürzt über die ausgemergelten Gestalten mit den ausdruckslosen Augen.

Der Major sprang aus dem Jeep und ging zu den Leuten hinüber. «Sagen Sie ihnen, dass sie erschossen werden, wenn sie nicht aufhören, deutsche Zivilisten zu behelligen», rief er mir über

die Schulter zu. «Und sagen Sie ihnen auch, dass wir keine weiteren Einbrüche hinnehmen werden.»

Ich sah ihn schweigend an.

«Na, machen Sie schon», blaffte er.

«Wie können Sie nur so etwas sagen?», platzte ich heraus. «Wissen Sie denn nicht, was diese Leute durchgemacht haben?»

«Es ist mir egal, was sie durchgemacht haben. Ich dulde in unserer Zone keine Verstöße gegen die öffentliche Ordnung. Würden Sie jetzt bitte so nett sein, das zu übersetzen?»

Zähneknirschend übersetzte ich seine Anweisung, allerdings wählte ich deutlich freundlichere Worte als er. «Der Herr Major bittet Sie, die Einheimischen nicht mehr zu belästigen. Er will versuchen, Lebensmittel und Unterkünfte für Sie bereitzustellen. Aber er rät Ihnen dringend, sich von der hiesigen Bevölkerung fernzuhalten, da er sonst nicht für Ihre Sicherheit garantieren kann.»

Die Leute umringten mich und redeten erregt auf mich ein – manche auf Jiddisch, Deutsch oder Französisch, andere in Sprachen, die ich nicht verstand.

«Aber was sollen wir denn machen? Wir haben kein Dach über dem Kopf und nichts zu essen. Und niemand will uns helfen.»

Ich beschloss, etwas für diese armen Menschen zu tun. Da wir im Hauptquartier genügend Lebensmittel hatten, schlug ich dem Major vor, einen Teil davon an sie zu verteilen. Doch das lehnte er kategorisch ab.

Bald darauf begannen die Alliierten für die Heimatlosen Auffanglager einzurichten, wo diese allerdings unter ähnlichen Bedingungen leben mussten wie vor ihrer Befreiung: Ohne Papiere, Geld und persönlichen Besitz wohnten sie in Barackensiedlun-

gen, die von Stacheldraht umzäunt waren – isoliert und ausgegrenzt wie Aussätzige. Es brach mir fast das Herz.

Als mich Hauptmann Zimmerman zu meiner Einheit nach Konstanz zurückbeordnete, nahm ich schweren Herzens Abschied von Major Petit und seinem Stab. Als Anerkennung für meine Verdienste überliess mir Major Petit den schnittigen BMW. Er schenkte mir sogar einen Bezugsschein für Treibstoff.

Da auf den Strassen kaum Verkehr herrschte, machte mir das Fahren grossen Spass. Als ich schliesslich in Konstanz eintraf, reckten die Menschen auf den Strassen die Hälse. Auch meine Kameraden waren von meinem neuen Wagen sichtlich beeindruckt.

Hauptmann Zimmerman, der Leiter unserer Einheit, führte mich in sein Büro.

«Herzlichen Glückwunsch», sagte er. «Ich habe Sie für das Croix de Guerre mit silbernem Stern vorgeschlagen. Das Hauptquartier hat das Kriegskreuz mit goldenem Stern ja leider nicht bewilligt. Ausserdem möchte ich Ihnen als finanzielle Entlohnung für Ihre Spionagetätigkeit in Deutschland 25'000 Francs zukommen lassen.»

«Herzlichen Dank für die Auszeichnung, Herr Hauptmann, aber das Geld möchte ich nicht», sagte ich und blickte ihm fest in die eisblauen Augen.

«Aber Sie haben Anspruch darauf», protestierte er.

«Das spielt keine Rolle. Ich will mich an diesem Krieg nicht bereichern. Es wäre einfach nicht richtig. Das würde mich zu einem Söldner machen, und das wollte ich nie sein.»

Ganz gleich, was er sagte, er konnte mich nicht umstimmen. Allerdings hatte ich erwartet, dass man mich zum Leutnant befördern würde, wie man mir in Aussicht gestellt hatte. Doch Hauptmann Zimmerman erwähnte nichts dergleichen und ich sprach ihn auch nicht darauf an. Viel später erfuhr ich, dass man

ihm kurz darauf das Kriegskreuz mit goldenem Stern verliehen hatte, und zwar nur dafür, dass er mich nach Deutschland entsandt hatte.

Meine Einheit hatte eine der vielen prächtigen Villen in Konstanz bezogen, wo auch ich untergebracht wurde. Oberst Bouvet wohnte nicht weit von uns im Hauptquartier.

Ein paar Tage nach meiner Ankunft suchte ich ihn dort auf.

«Chichinette!», rief er erfreut. «Wie schön, Sie wiederzusehen.»

Als ich Haltung annahm und salutierte, schüttelte er den Kopf. «Lassen Sie nur. Ein Lächeln genügt mir.»

Zu meiner Überraschung teilte mir der Oberst mit, dass er mich wegen der wertvollen Informationen, die ich ihm beschafft hatte, ebenfalls für das Kriegskreuz mit silbernem Stern vorgeschlagen hatte. In der Urkunde wurden meine «ausserordentliche Tapferkeit und beeindruckende Zähigkeit» gelobt. Später erhielt ich im Namen General de Gaulles einen weiteren silbernen Stern als Bandaufgabe für mein Kriegskreuz. In der von General Juin unterzeichneten Urkunde hiess es, ich sei «eine junge Französin von herausragendem Mut, die innerhalb weniger Tage ein Netz von Informanten aufbaute, mit dessen Hilfe sie dem französischen Nachrichtendienst wertvolle Erkenntnisse übermittelte. Diese Erkenntnisse trugen 9lich zu den militärischen Erfolgen der französischen Armee in der letzten Phase des Krieges im Schwarzwald bei.»

Anfangs bewahrte ich meinen Orden in einer Schublade auf, aber Oberst Bouvet bestand darauf, dass ich ihn mir anheftete. «Sie haben ihn sich verdient, Chichinette», sagte er. «Tragen Sie ihn mit Stolz.» Es war ein himmelweiter Unterschied zu dem gelben Stern, den ich vor langer Zeit mit erhobenem Haupt zu tragen versucht hatte.

Die Sorge um Stephanie liess mir keine Ruhe. Vielleicht sass sie in irgendeinem Auffanglager fest und wartete darauf, dass wir sie ausfindig machten. Ich beschloss, sie zu suchen. Ich bat das Rote Kreuz um Hilfe, wurde jedoch schroff abgewiesen. «Es ist nicht unsere Aufgabe, nach verschollenen Juden zu suchen», belehrte mich eine übellaunige Mitarbeiterin.

Doch Oberst Bouvet hatte Verständnis für mein Anliegen, und stellte Hauptmann Ligouzat frei, damit er mich begleitete. Gemeinsam besuchten wir zahlreiche Lager und Krankenhäuser, wo wir mit Schwerkranken und Sterbenden sprachen, in der Hoffnung, dass irgendjemand etwas über meine Schwester wusste.

Ich weiss nicht, wie oft ich in diesen Tagen ihren Namen sagte. «Stéphanie Hoffnung. Sie ist 23 Jahre alt. Eine hübsche dunkelhaarige Frau. Erinnern Sie sich vielleicht an Sie?» Aber niemand konnte mir weiterhelfen.

Ich suchte unzählige dieser stillen Krankensäle auf, wo Menschen lagen, die nur noch Haut und Knochen waren und mich mit riesigen Augen aus dunklen Höhlen anblickten. Ich war nicht die Einzige, die in diesen Krankenhäusern nach ihren Angehörigen suchte, und dennoch opferten sie mir ein paar Minuten ihrer kostbaren Zeit, um meine Fragen zu beantworten. Manche berichteten auch von ihren schrecklichen Erlebnissen in den Lagern. Ein ehemaliger Häftling aus Buchenwald, der im Sterben lag, erzählte uns, dass seine gesamte Familie umgebracht worden sei. Bestürzt dachte ich an Jacques' Vater, den ich leider nie persönlich kennengelernt hatte. Auch er war nach Buchenwald deportiert worden.

«Sie sind alle tot», sagte der Mann mit stumpfem Blick. «Marie, Alain, Renée, Pierre und unsere kleine Brigitte. Ich habe zugesehen, wie man sie auf ein Feld geführt und erschossen hat. Ich ge-

hörte einem Arbeitskommando an, das die Leichen beseitigen musste. Mit meinen eigenen Händen habe ich meine Frau und meine vier Kinder verscharrt. Und ich habe dabei keine einzige Träne vergossen. Macht das nicht einen Unmenschen aus mir?»

Ligouzat, der sich im Hintergrund hielt, stiess einen ersticken Schluchzer aus und verbarg sein Gesicht in den Händen. Sein ganzer Körper bebte.

Ich schob ihn unsanft aus dem Zimmer. «Reissen Sie sich zusammen!», fuhr ich ihn auf dem Flur an. «Dieser Mann braucht Ihr Mitleid nicht.» Aber als ich abends im Bett lag, überkam auch mich eine solche Verzweiflung, dass ich mich in den Schlaf weinte.

Bald darauf erhielt ich einen Brief von Fred, der mittlerweile wieder General de Lattres Erster Französischer Armee angehörte:

*Die ganze Familie hat überlebt und ist wohlauf. Nur was Stéphanie betrifft, habe ich schlechte Nachrichten. Sie ist mit Onkel Léon, Pavel, Rabbi Elie Bloch und vielen anderen Bekannten nach Auschwitz deportiert worden.*

*Auschwitz.* Einen Moment lang schien der Boden unter meinen Füßen zu wanken. Als die Rote Armee im Januar 1945 die Tore des Lagers mit ihren Panzern niedergewalzt hatten, waren die meisten Insassen bereits auf einem der sogenannten Todesmärsche unterwegs nach Deutschland. Man fand im Lager noch etwa 5'000 Überlebende, halb verhungert oder todkrank. Dann stiess man auf riesige Leichenberge. Die Zustände waren so grauerregend, dass man anfangs nicht ausführlich darüber berichtete. Doch je mehr die Öffentlichkeit über Auschwitz erfuhr, desto deutlicher wurde, dass es «die Hölle auf Erden» gewesen war.

«Hast Du irgendeine Möglichkeit, nach Auschwitz zu fahren und Krankenhäuser in der näheren Umgebung zu besuchen?», schrieb Fred. «Maman ist völlig verzweifelt. Bitte, Marthe, tu, was du kannst, um unsere Schwester zu finden.»

Sorgfältig faltete ich den Brief zusammen und schwor mir, Stephanie ausfindig zu machen.

## Die Wahrheit und ihre Folgen

Meine Angst um Stéphanie wich bald grenzenloser Wut. Während ich mir den Kopf darüber zerbrach, was ich nur tun könnte, um sie zu finden, kam mir plötzlich eine Idee. Ich studierte die Karte von unserer Zone und fand die Stadt im Rheinland, die ich suchte. Es war die Heimatstadt von Wilhelm Hipp, dem selbst ernannten «König der Juden» in Poitiers, jenes Mannes, der Stéphanie damals abgeholt hatte. Ich erinnerte mich daran, wie stolz er uns von dem Ort erzählt hatte, in dem er aufgewachsen war. Von Rabbi Elie Bloch wusste ich, dass er verheiratet war und zwei kleine Söhne hatte.

«Ich brauche zwei bewaffnete Männer», erklärte ich Oberst Bouvet. «Ich habe die Adresse eines SS-Offiziers, der in Frankreich Kriegsverbrechen begangen hat.»

«Ist es jemand, den Sie kennen, Chichinette?», fragte er und sah mich prüfend an.

«Ja, Herr Oberst. Ich mache ihn persönlich für die Deportation meiner Schwester und Hunderter anderer verantwortlich.»

«Und was haben Sie vor, wenn Sie ihn gefunden haben?», fragte er, den Blick fest auf mich geheftet.

«Ihn verhaften und den Behörden übergeben und ihm das Sorgerecht für seine Söhne entziehen.»

Als ich die Kinder erwähnte, merkte Bouvet auf. «Wieso wollen Sie ihm denn die Kinder wegnehmen?»

«Weil er unzähligen französischen Müttern die Kinder weggenommen hat.»

Schweigend sah der Oberst mich an. «Also gut», sagte er schliesslich. «Ich unterschreibe Ihren Passierschein. Tun Sie, was Sie für richtig halten, aber ich möchte, dass Hauptmann Ligouzat Sie begleitet.»

Als wir in Hippi Heimatstadt ankamen, war ich ein einziges Nervenbündel. Hipp war für mich der Inbegriff des Bösen und ich war mir nicht sicher, ob ich meine Gefühle im Zaum halten könnte, wenn ich ihm gegenüberstand.

Er wohnte im zweiten Stock eines dreistöckigen Mietshauses. Als wir unten vorfuhr, bewegten sich die Gardinen in den Nachbarwohnungen. Ich atmete tief durch und stieg die Treppe hinauf. Oben angekommen, klopfte ich laut an seine Wohnungstür. Hauptmann Ligouzat und einer der beiden Soldaten begleiteten mich, während der andere die Rückseite des Gebäudes im Auge behielt.

Als sich nichts rührte, hämmerte ich ein zweites Mal gegen die Tür, so wie es Hipp damals so oft in Poitiers bei uns gemacht hatte. Obwohl ich kein rachsüchtiger Mensch bin, hatte ich der Versuchung nicht widerstehen können, ihm genauso zu schaden wie er uns. Ich hatte mit dem französischen Sozialamt vereinbart, dass seine Söhne in eine Pflegefamilie kommen und irgendwo in Frankreich als französische Staatsbürger aufwachsen würden.

Als klar war, dass niemand zu Hause war, klopfte ich bei den Nachbarn und fragte freundlich auf Deutsch: «Wissen Sie vielleicht, ob Herr Hipp noch hier wohnt? Er hat mir in Frankreich so viel geholfen und ich wollte mich bei ihm bedanken.»

Sie bäugten mich argwöhnisch und schüttelten den Kopf. «Er ist nicht mehr hier. Er ist mit seiner Familie in die russische Zone geflohen.»

Ich biss mir auf die Unterlippe und bedankte mich für die Auskunft. Es fiel mir schwer zu akzeptieren, dass ich zu spät gekom-

men war. Hipp war mir entwischt und es blieb mir nichts anderes übrig, als meinen Rachefeldzug aufzugeben. War es Schicksal, dass sich jetzt Hipp und Stéphanie, die beiden Personen, die ich dringend suchte, in der russischen Zone befanden?

Als mir Oberst Bouvet mitteilte, dass er zur Siegesparade am 14. Juli nach Paris fahren werde, und mich fragte, ob ich mitkommen wolle, ergriff ich die Gelegenheit beim Schopf. Denn in Paris konnte ich mich an die russische Botschaft wenden und dort einen Passierschein für die sowjetische Besatzungszone beantragen.

«Erwarten Sie nicht zu viel von den Russen», warnte mich Bouvet. «Die trauen niemandem.»

Entgegen seinem Rat hoffte ich, dass mir mein Wunsch erfüllt würde. Aber in der russischen Botschaft sagte man mir, dass der Konsul nur Russisch spreche und ich ihn nicht ohne einen Dolmetscher treffen könne. Zum Glück fand ich im Warteraum einen Mann, der Französisch und Russisch sprach und bereit war, mir zu helfen.

Man führte uns in ein mit Nippes vollgestelltes Büro und bat uns, in den Ledersesseln vor einem kleinen Holztisch Platz zu nehmen. Ich hatte sofort den Eindruck, dass der Konsul Jude war. Er war mittelgross, schlank und machte einen gelangweilten Eindruck. Über meinen Dolmetscher teilte ich ihm mit, dass ich der französischen Armee angehöre und einen Passierschein für die russische Zone brauche. Ich wolle herausfinden, was aus meiner Schwester, meinem Onkel und meinen Cousins und Cousinen, die die Deutschen nach Auschwitz verschleppt hatten, geworden sei.

«Ich brauche Ihre Hilfe», sagte ich lächelnd. «Es besteht die Möglichkeit, dass meine Schwester noch am Leben ist. Ich muss sie unbedingt finden.»

Der Konsul lehnte sich zurück und liess mich reden. Aber ganz

gleich, was ich sagte, ich erhielt immer dieselbe Antwort: «*Njet.*» Nach einigen Minuten wandte ich mich verärgert an den Dolmetscher.

«Ich nehme ihm nicht ab, dass er kein Französisch spricht», tobte ich. «Die meisten gebildeten Russen sprechen perfekt Französisch. Ich bin sicher, dass er jedes Wort verstanden hat und mir nur Steine in den Weg legen will.» Ich wusste, dass ich nichts zu verlieren hatte, aber auch angesichts meines Gefühlsausbruchs zeigte der Konsul nicht die geringste Reaktion. Er sass völlig reglos und unbeteiligt da. In einem letzten Versuch, ihn doch noch umzustimmen, erzählte ich ihm von Wilhelm Hipp und schilderte ihm die Verbrechen, derer er sich schuldig gemacht hatte. Aber als ich weiterhin auf Granit biss, verliess ich wütend und frustriert sein Büro.

In Paris diskutierten Cecile und ich einen ganzen Sommerabend darüber, was wir unternehmen könnten.

«Glaubst du, dass Steph noch am Leben ist, Marthe?», fragte mich Cecile.

«Ich weiss es nicht», sagte ich und wagte es nicht, sie anzusehen.

«Aber es besteht doch noch Hoffnung, oder?», fragte sie und griff nach meiner Hand.

«Ja, natürlich», erwiderte ich und hob den Kopf. «Natürlich besteht noch Hoffnung.»

Nach unserem kurzen Wiedersehen wollte ich unsere Familie in Vic-sur-Cère besuchen. Oberst Bouvet liess mir einen Jeep samt Fahrer. Unterwegs beschloss ich, einen Abstecher nach Poitiers zu machen.

Während ich die Rue Gambetta entlangging, dachte ich, wie wenig sich Poitiers doch seit unserer Flucht vor drei Jahren verändert hatte – ganz im Gegensatz zu mir. Damals war ich ein junges Mädchen gewesen, frisch verlobt und noch recht unbedarft. Jetzt war ich ein verdientes Mitglied der Streitkräfte, eine erfahre-

ne Geheimdienstoffizierin, aber auch eine Frau, die man um ihr Glück betrogen hatte.

Plötzlich rief jemand meinen Namen und schreckte mich aus meinen Tagträumen auf.

Ich hob den Kopf und traute meinen Augen nicht, als ich den Mann sah, der auf der anderen Strassenseite stand. Er hatte eine attraktive Frau untergehakt und hielt einen kleinen Jungen an der Hand.

«Monsieur Charpentier!», rief ich und überquerte schnell die Strasse. «Wie wunderbar, dass ich Sie hier treffe!» Ich schüttelte ihm mit beiden Händen die Hand und strahlte ihn an. «Ich hatte gehofft, Sie in Poitiers zu sehen. Und jetzt laufen Sie mir hier über den Weg. Was für ein glücklicher Zufall!»

Angesichts meiner überschwänglichen Begrüssung wurde Monsieur Charpentier ganz rot. Dann stellte er mich seiner Frau vor. «Wissen Sie, wer ich bin?», fragte ich sie und gab ihr die Hand.

Wortlos schüttelte sie den Kopf.

«Ihr Mann hat mich vor dem sicheren Tod bewahrt. Er ist enorme Risiken eingegangen. Er hat meiner ganzen Familie falsche Papiere besorgt, sodass wir aus dem besetzten Frankreich fliehen konnten. Ohne ihn hätten wir nicht überlebt. Ich habe keine Ahnung, wie vielen Menschen er geholfen hat. Er ist ein wunderbarer Mensch. Wir schulden ihm viel.»

Mein Retter wurde noch röter. «Ich habe nur getan, was ich für richtig hielt», erwiderte er. «Es war nichts Besonderes.»

«Monsieur, Sie haben uns das Leben gerettet! Und das nicht nur einmal», widersprach ich. «Ohne diese Papiere hätten wir es nie geschafft. Ich kann Ihnen nicht genug dafür danken.»

Seine Frau nickte und lächelte stolz ihren Mann an. Ich war so froh, ihn getroffen zu haben und ihm persönlich mitteilen zu können, dass wir überlebt hatten, und mich bei ihm zu bedanken. «Wenn ich mich je revanchieren kann, lassen Sie es mich bitte wissen», bat ich ihn, bevor ich mich verabschiedete.

Auch meine nächste Begegnung war sehr aufwühlend. Jacques' Eltern wohnten inzwischen wieder in Poitiers. Sein Vater war endlich aus Buchenwald zurückgekommen, wo er vor allem deshalb überlebt hatte, weil seine Freunde im Lager die Nachricht vom Tod seiner beiden Söhne von ihm ferngehalten hatten. Er erfuhr die Wahrheit erst, als er nach der Befreiung seine Frau in Paris wiedertraf.

Die Bewohner von Poitiers hatten die Delaunays herzlich in ihrer Mitte aufgenommen. Madame Delaunay war zur stellvertretenden Bürgermeisterin gewählt worden und ihr Mann zum Delegierten der Stadt Poitiers für die Befreiungsfeierlichkeiten. Er war inzwischen eine bedeutende und einflussreiche Persönlichkeit in der Stadt. Sogar ihre Strasse war ihm zu Ehren in Rue Georges Delaunay umbenannt worden. Seit seiner Rückkehr hatten wir uns regelmässig geschrieben; ich empfand seine warmherzigen Briefe als sehr tröstlich. Da ich wusste, wie sehr Jacques ihn geschätzt hatte, konnte ich es kaum erwarten, ihn persönlich kennenzulernen.

Nach einem kurzen, bewegenden Wiedersehen mit Jacques' Mutter suchte ich seinen Vater in dessen Büro in der Präfektur auf.

«Ich möchte gern zu Monsieur Delaunay», sagte ich zu der Vorzimmerdame.

«Tut mir leid, aber er ist in einer Besprechung», erwiderte sie kühl.

«Geben Sie ihm bitte trotzdem Bescheid. Mein Name ist Marthe Hoffnung.»

Als er in dem langen Flur auf mich zukam, sah ich, dass er gesundheitlich angeschlagen war. Aber die Ähnlichkeit mit seinem Sohn war frappierend: Er hatte die gleichen dunkelbraunen Augen, das gleiche schiefe Lächeln.

«Marthe», flüsterte er mit Tränen in den Augen und schloss mich in die Arme. Ich drückte mein Gesicht an seine Brust und hätte ihn am liebsten nie wieder losgelassen, so sehr erinnerte er mich an Jacques.

Später begleitete ich Jacques' Vater nach Hause. Die Delaunays freuten sich sehr über meinen Besuch und taten alles, damit ich mich wohlfühlte. Madame Delaunay hatte ihrem Mann erzählt, wie gut es ihr getan habe, dass Cécile und ich sie bei uns aufgenommen hatten, als es ihr so schlecht gegangen war. Später drückte sie mir ein Bündel Briefe in die Hand, die sie auf dem Dachboden, zwischen zwei Balken versteckt, gefunden hatte. Es waren die Liebesbriefe, die ich Jacques geschrieben hatte, nachdem ich aus Poitiers geflohen war. Wir hatten Hunderte von Briefen ausgetauscht. Mir kamen die Tränen; die Erinnerung war zu schmerzhaft.

Bei der Verabschiedung ein paar Stunden später fragte mich Madame Delaunay, ob ich jetzt Jacques' Grab besuchen würde. Sie hatte ihn und Marc nach Poitiers überführen und auf dem örtlichen Friedhof mit allen Ehren beisetzen lassen.

Ich nickte, küsste die beiden Menschen, die unter günstigeren Umständen meine Schwiegereltern geworden wären, auf beide Wangen und sagte ihnen Adieu.

Es war fast ein Jahr her, dass ich zuletzt Blumen auf Jacques' Grab gelegt hatte. Während ich mit einem Strauss in der Hand langsam über den Friedhof ging, dachte ich daran, wie viel in der Zwischenzeit passiert war. Er lag nicht mehr in einem anonymen Grab in der hintersten Ecke eines Pariser Vorortfriedhofs. Jetzt

waren die beiden Brüder vereint und hatten identische Grabsteine, in die ihre Namen eingemeisselt waren.

Meine Tränen waren schon lange versiegt, und so sass ich gefasst an seinem Grab und erzählte ihm, was sich seit meinem letzten Besuch in meinem Leben ereignet hatte und wie meine Zukunftspläne aussahen. Über eine Stunde verstrich.

«Ich muss jetzt gehen, Jacques», sagte ich schliesslich. «Ich will Maman, Papa und den Rest der Familie in Vic-sur-Cère besuchen. Beim letzten Mal waren wir zusammen dort. Ich weiss, dass du auch jetzt bei mir sein wirst. Au revoir, mein Liebling.»

Schweren Herzens verliess ich Poitiers und fuhr ins Cantal. Es war jetzt über zwei Jahre her, dass ich meine Familie zuletzt gesehen hatte. Wie erleichtert war ich, sie alle zwar dünner und älter, aber gesund und munter anzutreffen! Sie hatten sich von dem Obst und Gemüse, das Fred und Arnold angebaut hatten, ernährt und einen Teil ihrer Ernte gegen Milch, Butter und Käse eingetauscht. In Ermangelung von koscherem Fleisch hatten meine Geschwister gelegentlich Schweinefleisch gegessen. Einmal war auch mein Vater schwach geworden, aber nach nur einem Bissen war ihm hundeeidend geworden.

«Papa hat wirklich geglaubt, der Himmel würde sich öffnen und ihn verschlingen, weil er gesündigt hatte», erzählte mir Rosy grinsend.

Fred war es zu verdanken, dass die Familie überlebt hatte. Er hatte ein ganzes Netzwerk aus heimatlosen Juden und französischen Widerstandskämpfern organisiert, um die Deutschen zu überlisten. Seine Helfer hatten Tag und Nacht die beiden Strassen kontrolliert, die nach Vic-sur-Cère führten. Wenn sie deutsche Autos oder Lastwagen erspähten, flüchteten alle höher in die Ber-

ge. Mein kleiner Neffe Maurice mit seinen achtzehn Monaten begriff schon, dass die Deutschen unsere Feinde waren.

«Die blöden Deutschen!», sagte er erbost zu seiner Mutter. «Ich will nicht weg.» Als sich die Heimsuchungen häuften, beschloss Fred, die Familie in das kleine Bergdorf Narnhac umzusiedeln.

Meine Familie hatte keine Ahnung von meiner Geheimdiensttätigkeit gehabt. Aber als sie den Orden an meiner Uniformjacke sahen, begriffen sie, dass ich ihnen nicht die ganze Wahrheit gesagt hatte.

«Ich dachte, du wärst Krankenschwester und Sozialarbeiterin!», rief meine Mutter und rang die Hände.

«Das war ich auch, drei Wochen lang», sagte ich lächelnd. «Aber dann wurde ich Spionin.»

«Ein Glück, dass ich davon nichts wusste», seufzte sie und sank auf einen Stuhl. «Sonst hätte ich mir noch mehr Sorgen um dich gemacht!»

Mein Vater bewunderte mich in meiner Uniform, lauschte meinen Geschichten und lächelte in sich hinein. Ich glaube, er war noch nie so stolz auf mich.

Auch meine Familie hatte ein paar Überraschungen parat. Fred und Arnold waren wieder beim Militär – Fred in der Offiziersschule in Aurillac, die der Ersten Französischen Armee angegliedert war, und Arnold in der 2. Panzerdivision unter General Leclerc. Rosette hatte es verhindert, dass ihr Zufluchtsort in den Bergen niedergebrannt und sämtliche Bewohner erschossen wurden, indem sie den verantwortlichen Wehrmachtsoffizier angefleht hatte, das Dorf zu verschonen. Bis zur Befreiung hatte Cecile im besetzten Paris gelebt und unseren Eltern regelmässig Geld geschickt. Hélène hatte Waffen für die Resistance geschmuggelt und antideutsche Flugblätter gedruckt. Rosy war auch nicht untätig gewesen und hatte als Botin für den Marquis viele Male ihr Leben riskiert.

Immer wieder kamen wir auf Stephanie zu sprechen. Als ich meiner Familie erzählte, was ich wusste, brach meine Mutter in Tränen aus.

Mein Vater hatte seine eigene Theorie. «Vielleicht ist sie irgendwo in einem Lager, hat das Gedächtnis verloren und weiss nicht, wo sie ist. Wir müssen sie möglichst bald finden, damit sie nach Hause kommen kann und sich wieder an ihr früheres Leben erinnert.»

«Vielleicht ist sie ja in russischer Kriegsgefangenschaft», meinte Rosy hoffnungsvoll. «Das würde erklären, warum wir bis jetzt kein Wort von ihr gehört haben.»

«Sie kommt nie mehr zurück», jammerte meine Mutter, während ich ihre Hand tätschelte. «Ich wusste es in dem Moment, als Hipp sie in Poitiers abgeholt hat.» Wir übrigen sassen stumm da und dachten an jenen verhängnisvollen Tag zurück.

Schliesslich brach ich das Schweigen: «Ich habe was für euch.» Ich griff in meine Tasche und gab Maman Stephanies letzten Brief, den Dédé mir vor einer Ewigkeit, wie mir schien, in Paris in die Hand gedrückt hatte. Meine Mutter reichte den Umschlag ungeöffnet an meinen Vater weiter. Er las ihn still, während ihm die Tränen über die Wangen liefen. Nachdem Fred ihn gelesen hatte, faltete er ihn sorgfältig zusammen und steckte ihn in seine Brieftasche. «Ich werde ihn an meinem Herzen tragen, bis ich sterbe», verkündete er. Und das tat er auch.

Nach und nach erreichten uns bestürzende Nachrichten. Über dreissig meiner direkten Verwandten waren dem Holocaust zum Opfer gefallen: Onkel Léon, andere Onkel, Tanten, Cousins und Cousinen, Neffen und Nichten, ausserdem Rosettes Vater Kalman, Rabbi Bloch, seine Frau und seine kleine Tochter Myriam, ebenso wie Pavel und seine Eltern. Pavel war keine drei Monate,

nachdem wir ihn in Poitiers zurücklassen mussten, nach Auschwitz deportiert worden. Hätten wir uns nur gegen den Rabbi durchgesetzt und ihn mitgenommen, dann wäre zumindest eins dieser armen Kinder gerettet worden.

Léon, der seinem Bruder Max zur Flucht verholphen hatte, nur um schliesslich selbst verhaftet zu werden, hatte bis kurz vor Kriegsende in Auschwitz überlebt. Aber als die Alliierten näherkamen, gehörte er zu den Unglücklichen, die von den Wachen gezwungen wurden, bei eisiger Kälte und Schnee in Richtung Deutschland zu marschieren. Jeder, der stürzte oder einem Leidensgenossen zu Hilfe kam, wurde erschossen. Onkel Léon gehörte zu den zahllosen Opfern dieses «Todesmarsches».

Bei Kriegsausbruch war ich voller Ideale gewesen. Inzwischen sah ich die Dinge nüchterner. Trotz Freds Optimismus spürte ich instinktiv, dass unsere Schwester nicht überlebt hatte. Auch meine Mutter rechnete mit dem Schlimmsten. Seit Stéphanies Verhaftung hatte sie sichtlich abgebaut und ihre ganze Lebensfreude verloren.

Fred und Arnold hingegen liessen sich nicht entmutigen. Sie verschickten Hunderte von Briefen, die Fred diktiert und Arnold getippt hatte, und baten das Rote Kreuz, die Russen und sämtliche Überlebenden von Auschwitz, die sie finden konnten, um Hilfe. Aber was sie auch unternahmen, die Ergebnisse waren dürftig. Die Überlebenden redeten nur ungern über ihre schrecklichen Erfahrungen und die deutschen Lageraufzeichnungen enthielten nur die Namen derer, denen man eine Häftlingsnummer eintätowiert hatte. Die Deportierten, die gleich bei ihrer Ankunft umgebracht worden waren, wurden nie erfasst. Es dauerte Jahre, bis wir endlich mehr erfuhren.

Auf Anweisung des berühmigten Judenreferats der Gestapo in Berlin verliess Stéphanie am 20. September 1942 im Konvoi Num-

mer 35, zusammen mit über tausend anderen französischen Juden, das Lager in Pithiviers. Sie war eine von 80'000 Juden, die innerhalb von gut zwei Jahren von Frankreich nach Auschwitz deportiert wurden. Mit ihrer typischen Gründlichkeit hatten die Deutschen gewissenhaft sämtliche Namen, Geburtstage und -orte festgehalten – so auch die Angaben meiner Schwester. Es ist der einzige Nachweis, den wir über die Jahre ihrer Inhaftierung haben.

Der Konvoi bestand aus 532 Männern, 462 Frauen und 163 Kindern unter achtzehn Jahren, darunter auch zahlreiche Säuglinge. Häufig wurden ganze Familien deportiert. Drei Tage, nachdem der Konvoi Paris verlassen hatte, traf er in Auschwitz ein. Etwa 150 Männer wurden sofort für andere Arbeitslager ausgewählt. 65 Männer sowie 144 Frauen kamen ins Konzentrationslager von Auschwitz und wurden mit einer Nummer tätowiert. Alle anderen wurden sofort vergast – nur eine Handvoll der zwei Millionen Menschen, deren Leben in Auschwitz ausgelöscht wurde.

Die wenigen Überlebenden wurden mit äusserster Brutalität behandelt. Schwangere wurden in den Unterleib getreten und zu Tode geprügelt, Neugeborene abgeschlachtet. Jungen Frauen wurden grosse Mengen Blut abgenommen, die man für die Wehrmachtslazarette brauchte, sodass sie buchstäblich «ausbluteten». Am Ende des Kriegs waren nur noch 23 der ursprünglich 1'157 Männer, Frauen und Kinder am Leben. Insgesamt überlebten nur 2'500 der Juden, die während des Kriegs aus Frankreich deportiert worden waren.

Seitdem habe ich eine Menge über Auschwitz gelesen. Viele Jahre lang konnte ich die Wahrheit nicht ertragen. Als ich zum ersten Mal in einer Wochenschau einen Bericht über die Befreiung der Lager sah, rannte ich aus dem Kino und übergab mich. Jetzt

weiss ich, wie das Leben in den Baracken aussah, umgeben von einem Elektrozaun und Wachtürmen, bei dünner Suppe und mädigem Brot, zweimal am Tag Appell, und den beissenden Qualm der Krematorien in der Nase. Um die Beweise für die Massenvernichtungen zu zerstören, [befahl Himmler bei Kriegsende, Millionen von Leichen wieder auszugraben, zu verbrennen und die Asche zu zerstreuen](#). Also gibt es die sterblichen Überreste von Stéphanie vielleicht gar nicht mehr. Wir werden es nie erfahren. Bislang habe ich mich nicht stark genug gefühlt, um den Ort aufzusuchen, wo sie zweifellos den Tod fand.

Wir kennen einige Leute in Metz, die Auschwitz überlebt haben, aber keiner von ihnen konnte uns sagen, was genau unserer geliebten Stéphanie widerfahren ist. Und die wenigen, die überhaupt in der Lage waren, über ihre Erlebnisse zu berichten, schwiegen. Als wir nicht lockerliessen, sagte ein Cousin von Rosette nur: «Sie ist tot. Das ist alles, was ihr wissen müsst.»

Wir befürchteten das Schlimmste.

Ohne ihren Leichnam konnten wir nie angemessen von unserer geliebten Stéphanie Abschied nehmen. Wir zermarteten uns den Kopf darüber, wie sie wohl gestorben war oder wie ihre letzten Monate ausgesehen haben mochten. Wir klammerten uns an die Vorstellung, dass sie kurz nach ihrer Ankunft in Auschwitz ums Leben kam. Es war Jom Kippur, der Versöhnungstag, und wir stellten uns vor, dass man sie wegen ihres gebrochenen Knöchels gleich in die Gaskammer gebracht hatte.

«Jom Kippur wird für uns immer der Tag sein, an dem sie starb», verkündete meine Mutter, und so zünden wir alljährlich zum Gedenken an unsere Schwester eine Kerze an und sagen das Kaddisch und das Jizkor für sie.

Jahre später, als meine Eltern bereits tot und auf dem Friedhof von Metz begraben waren, liessen wir in ihren Grabstein folgende

Worte meisseln: Zum Andenken an Stéphanie, geboren am 10. Juli 1921, interniert vom 17. Juni bis 19. September 1942, deportiert am 20. September 1942. Ganz in der Nähe befindet sich eine Gedenkstätte für die 1'500 Bewohner von Metz, die in Auschwitz umkamen. Unter dem Gedenkstein liegt eine Handvoll Erde, die aus diesem berüchtigten Konzentrationslager in Polen stammt.

Es war ein kleiner Trost, als ich erfuhr, dass die französischen Mitarbeiter der Section des Affaires Politiques in Poitiers, die 1942 Jacques und seine Genossen verhaftet, verhört und gefoltert hatten, für ihre Verbrechen zum Tode verurteilt worden waren. Viele Kollaborateure wurden hingerichtet. Das Töten ging weiter.

Jetzt, da der Krieg zu Ende war und wir Deutschland besetzt hatten, war Hauptmann Zimmerman, wie so viele andere auch, offenbar nur daran interessiert, aus der Situation Kapital zu schlagen.

«Ich gebe heute Abend ein Essen», sagte er am ersten Samstag nach meiner Rückkehr nach Konstanz. «Ich erwarte, Sie alle dort zu sehen. Unter den Gästen werden drei Deutsche sein. Sie werden Ihnen den nötigen Respekt entgegenbringen.»

Ich war so wütend, dass ich ihn hätte ohrfeigen können. Es war streng verboten, mit Deutschen gesellschaftlich zu verkehren. Wie konnte er da von uns verlangen, dass wir seine Anordnung befolgten und uns strafbar machten? Ich konnte mir absolut nicht vorstellen, gemeinsam mit Deutschen eine Mahlzeit einzunehmen. Mein Schmerz über den Tod von Stéphanie und Jacques war einfach noch zu gross.

«Das ist gegen meine Überzeugungen», erwiderte ich. «Ich glaube nicht, dass ich mit Deutschen am selben Tisch sitzen kann.»

«Sie werden da sein, Schluss aus», knurrte er.

Ich ging in mein Zimmer, um meine Haltung zu überdenken. Zimmerman liess mir keine Wahl, aber ich wusste, dass ich auf keinen Fall an dieser Abendeinladung teilnehmen konnte. Kurzentschlossen rief ich Oberst Bouvet an und erzählte ihm, was passiert war.

«Bleiben Sie, wo Sie sind», sagte er. «Ich schicke Yaya, um Sie abzuholen.»

Eine Stunde später war der dünne Marokkaner da und brachte mich direkt zum Oberst. «Sie bleiben über Nacht hier», erklärte dieser. «Ich lasse nicht zu, dass Zimmerman Sie so behandelt.» Ich war natürlich heilfroh, der unangenehmen Abendeinladung zu entgehen. Als ich am nächsten Tag zurückkam, war Zimmerman auf dem Kriegspfad.

«Wo waren Sie gestern Abend?», bellte er.

«Oberst Bouvet hat mich zu sich zum Abendessen beordert», sagte ich lächelnd. «Es blieb mir nichts anderes übrig, als dem Befehl eines ranghöheren Offiziers Folge zu leisten.»

«Gehen Sie sofort auf Ihr Zimmer! Sie stehen unter Hausarrest.» Zimmerman war bleich vor Zorn. «Nein, warten Sie. Sie sind mit sofortiger Wirkung entlassen! Ich schicke Sie zurück nach Frankreich.»

Ich war wie betäubt. Er behandelte mich, als wäre ich ein Niemand, als hätte ich überhaupt nichts geleistet. Er gab mir das Gefühl, eine völlige Versagerin zu sein. Ich rannte auf mein Zimmer, wählte die Nummer des Oberst und innerhalb kurzer Zeit stand Yaya erneut vor meiner Tür.

Der Oberst war sogar noch aufgebracht als ich. Er riet mir, sofort zum Major zu gehen. «Ich habe ihn angerufen und Sie angekündigt. Sie werden ihm alles erzählen, was sich zwischen Ihnen und Zimmerman abgespielt hat. Haben Sie mich verstanden? Alles!»

Der Major war genauso verärgert. Zimmerman war ein per-

sönlicher Freund von ihm, aber er wusste, dass er etwas unternehmen musste. «Diesmal ist er zu weit gegangen», gab er zähneknirschend zu. Als er meine Akte sah, schien er beeindruckt zu sein.

«Man hat Ihnen eine Menge Geld für Ihre Verdienste angeboten», sagte er. «Aber Sie haben es einfach abgelehnt. So etwas habe ich ja noch nie gehört. Wieso um alles in der Welt haben Sie das getan?»

«Weil ich nicht für etwas bezahlt werden wollte, was ich als meine Pflicht ansehe, Herr Major», erwiderte ich. «Ich bin keine Söldnerin.»

Der Major unterstellte Zimmermans Mannschaft sofort einer Geheimdienstabteilung in Lindau. In meiner Gegenwart wählte er Zimmermans Nummer und sagte ihm, dass ich in seinem Büro sitze und ihm erzählt habe, dass er, Zimmerman, entgegen der Vorschriften Deutsche zum Essen eingeladen habe. Er bestellte ihn für den nächsten Morgen zu sich. Die Bestrafung war hart. Zimmerman hätte eigentlich zum Leiter einer Geheimdienstabteilung in einer grossen Stadt befördert werden sollen. Stattdessen wurde er in ein kleines Dorf in den Bergen strafversetzt. Sein Team bestand aus einem einzigen Mann, Leutnant Vérin.

Unser Hauptquartier in Lindau war in einer luxuriösen Villa untergebracht, die einst Julius Streicher gehört hatte. Streicher war der ehemalige Herausgeber des *Stürmers*, dem Sprachrohr der NSDAP. Unsere Einheit unterstand dem Kommando von Hauptmann Millot, der de Gaulle nach England gefolgt war. Wir wurden gute Freunde. Er teilte mich der französischen Militärverwaltung von Lindau zu, wo es meine Aufgabe war, Deutsche für Spionagetätigkeiten zu rekrutieren. Ausserdem sollte ich weiterhin in deutschen Fabriken geraubte Güter aufspüren. Jede Besatzungsmacht war daran interessiert, sich nicht nur Sachgüter, son-

dem auch Einfluss zu sichern und darüber hinaus die klügsten Köpfe Deutschlands abzuwerben.

Mein neuer Chef, Oberst Bavois, war ein sehr netter Mann, der mich sofort akzeptierte. Ich wurde ihm als Martha Lenotre vorgestellt und er erfuhr nie meinen richtigen Namen. Offiziell war ich verantwortlich für die Ausstellung von Genehmigungen für Reisen zwischen Bayern und dem restlichen Deutschland. Ich hatte ein grosses Büro, eine direkte Telefonleitung zu meiner Spionage-Einheit und eine gestrenge deutsche Sekretärin. Kein Deutscher durfte ohne meine Genehmigung innerhalb der Region verreisen oder Besuch von Freunden oder Familienmitgliedern bekommen. Es war mir überlassen, wie ich meine Arbeit organisierte. Das war kein Problem, denn das hatte ich von den Deutschen in Poitiers gelernt. Die Antragsteller mussten Personalausweise und Passfotos vorlegen und sich Fingerabdrücke abnehmen lassen. Über 50'000 Personen wurden auf diese Weise registriert.

Meine inoffizielle Aufgabe bestand darin, Deutsche anzuwerben, die bereit waren, uns im Austausch gegen einen Passierschein Informationen über die anderen Besatzungszonen zu liefern. Viele Deutsche schienen ganz erpicht darauf, für die Engländer, Franzosen, Amerikaner oder Russen zu spionieren. Eines Tages kam die französische Militärpolizei zu mir ins Büro, um meine Sekretärin zu verhaften. Offenbar hatte sie für die Amerikaner gearbeitet; allerdings dürfte ihre Ausbeute ziemlich dürftig gewesen sein. Ich mochte sie nicht besonders und traute ihr auch nicht über den Weg. Deshalb war ich immer sehr vorsichtig gewesen, hatte ihr keine geheimen Dokumente gegeben und aufgepasst, dass sie keine wichtigen Gespräche mithörte.

Wer einen Passierschein brauchte, musste mich persönlich aufsuchen. Dann beobachtete ich genau die Gestik und Mimik des

Betreffenden, um herauszufinden, ob er oder sie für uns infrage kam. Dabei profitierte ich enorm von den Erfahrungen, die ich bei den Verhören von Kriegsgefangenen gesammelt hatte. Wie damals verliess ich mich häufig auf mein Bauchgefühl – weibliche Intuition sozusagen. Mögliche Kandidaten bat ich, am nächsten Tag zu einer bestimmten Uhrzeit wiederzukommen. Dann unterhielt sich einer unserer Offiziere mit ihm oder ihr und handelte die Konditionen aus. Die meisten nahmen den Job an. Wir wussten nie, ob sie als Doppelagenten tätig waren, aber dieses Risiko mussten wir eingehen.

Oberst Bavois gab mir eine Liste mit Unterkünften, von denen ich mir eine aussuchen sollte. Ich entschied mich für eine wunderschöne Villa auf einem Hügel mit Blick auf den See, die einem wohlhabenden Geschäftsmann und seiner Frau gehörte. Sie waren beide Mitte fünfzig und kinderlos. Anfänglich waren sie alles andere als begeistert davon, dass ich bei ihnen einziehen würde.

«Ich ziehe ins Parterre und Sie können im ersten Stock wohnen bleiben», teilte ich ihnen mit. «Wenn wir uns vertragen, können Sie die Küche mitbenutzen.»

Der Ehemann wollte protestieren, aber ich schnitt ihm das Wort ab. «Haben Sie eine Ahnung, was in Paris los war?», fragte ich. «Wissen Sie, wie viele Wohnungen und Geschäfte von Ihren Landsleuten beschlagnahmt wurden? Wenn Sie sich weigern zu kooperieren, werde ich dafür sorgen, dass dieses Anwesen konfisziert wird, und dann können Sie sich eine andere Bleibe suchen.» Seine Frau beruhigte ihn und stimmte sofort meinen Bedingungen zu.

Ich hatte ein grosses Esszimmer, ein elegantes Wohnzimmer und ein Büro mit einem riesigen Schreibtisch, wo ich einen Grossteil meiner Arbeit erledigte. Ich hatte auch eine Haushaltshilfe, die putzte und kochte, und so war es kein Aufwand, Freunde zum

Abendessen einzuladen. Auch Oberst Bouvet war regelmässig bei mir zu Gast. Er hatte mir das Abzeichen der Commandos d’Afrique überreicht und mich zum Ehrenmitglied erklärt. Er behandelte mich wie seine eigene Tochter. Meine Arbeit hielt mich auf Trab und ich hatte kaum Zeit, mich einsam zu fühlen. Trotzdem vermisste ich meine Familie sehr.

In der Regel ass ich mit Hauptmann Millot, seiner Frau und den anderen Offizieren unserer Einheit zu Abend. Gelegentlich trafen wir uns auch mit Amerikanern, Engländern und Russen im Offiziersklub in Lindau. Mir mangelte es nie an Tanzpartnern, aber das lag vermutlich weniger an meinem Charme, als vielmehr daran, dass sie mich ein wenig aushorchen wollten. Nach Jacques hatte es in meinem Leben keinen anderen Mann mehr gegeben. Ich hatte mich an meinen feierlichen Schwur gehalten. Ich hatte zwar mehrere attraktive Offiziere kennengelernt, aber ich wollte keine feste Beziehung eingehen; es wäre nicht richtig gewesen.

Mit der Zeit entspannte sich das Verhältnis zu den Besitzern der Villa, denn sie merkten, dass ich ihnen keinen Arger machen wollte, und ich wiederum brachte mehr Verständnis für ihre Situation auf. Sie erzählten mir Horrorgeschichten von ihren Freunden, deren Häuser von den Besatzern völlig demoliert worden waren. Aber ich war keine Vandalin, sondern ging sorgsam mit ihrem Besitz um. An Heiligabend stellten sie einen kleinen Weihnachtsbaum in mein Wohnzimmer – sie wussten nicht, dass ich Jüdin war – und versorgten mich mit Plätzchen und allerlei Leckereien. Ich revanchierte mich, indem ich meine Haushaltshilfe bat, ihnen aufzuheben, was von meinen Essenseinladungen übrig blieb. Für mich war es leichter, Delikatessen aufzutreiben, als für sie. Hin und wieder überkam mich der Wunsch, ihnen vom Schicksal meiner Familie zu erzählen, aber ich schreckte immer

wieder davor zurück. Ich merkte, dass es mir schwerfiel, einzelnen Menschen zu grollen, die mir oder meiner Familie nie etwas getan hatten. Zwar wollte ich mich nicht mit ihnen anfreunden, aber ich wollte auch nicht, dass sie mich hassten. Ich war innerlich zerrissen.

Als die Frau des Hauses wegen einer Gebärmutteroperation ins Krankenhaus musste, besuchte ich sie und brachte ihr etwas Obst mit. Sie war überrascht, mich zu sehen, und bedankte sich herzlich.

Beim Abschied wurde mir klar, dass ich dieses Land bald verlassen musste. Ich sorgte mich, dass ich vergessen könnte, was uns die Deutschen angetan hatten.

Eines Tages bekam ich eine Nachricht von Fred. Er hatte einen Brief von seinem alten Freund Eddie Seidenfeld erhalten, einem Amerikaner tschechischer Herkunft, dessen zwei Schwestern in einem Lager für Heimatvertriebene in Deutschland waren, irgendwo in der britischen Zone. «Ich komme finanziell für sie auf», hiess es in dem Brief. «Wenn Du oder Deine Schwester sie besuchen könntet, um ihnen meine Verpflichtungserklärung zu übergeben, würden sie endlich freikommen und könnten in die Staaten ausreisen.» Die beiden Frauen waren von den Deutschen gefangen genommen und in ein Arbeitslager gesteckt worden. Nach der Befreiung durch die Alliierten waren sie heimatlos. Sie hatten keine Ahnung, wie es dem Rest der Familie ergangen war.

Ich beschloss, mich ans Hauptquartier des englischen Geheimdiensts zu wenden, das sich in einer Villa ganz in der Nähe befand. Hauptmann Millot bat mich, die Gelegenheit zu nutzen, um die Engländer auszuspionieren und so viel wie möglich über ihre Pläne in Erfahrung zu bringen.

«Vielleicht könnten Sie sogar ein paar vertrauliche Dokumente mitgehen lassen», schlug er hoffnungsvoll vor. Das bezweifelte ich allerdings stark.

Im englischen Hauptquartier führte man mich in einen grossen Raum mit riesigen Fenstern, von denen man einen herrlichen Blick auf den See hatte, und bat mich, dort zu warten. Der Raum war von einer Galerie aus einsehbar und ich war sicher, dass man mich die ganze Zeit beobachtete. Ich stellte mich ans Fenster und versuchte, die auf dem Schreibtisch liegenden Dokumente zu entziffern, aber sie waren zu weit weg. Ich wollte nicht näher herangehen, weil ich Angst hatte, dass man mich beim Schnüffeln erwischte.

Nach gut einer halben Stunde kam schliesslich jemand und nahm meinen Brief entgegen. Es war mir zwar nicht gelungen, an irgendwelche Geheiminformationen zu kommen, aber immerhin konnten die Schwestern Seidenfeld nun nach Amerika auswandern und dort ein neues Leben beginnen.

Meine Arbeit wurde zunehmend anstrengender, was nicht zuletzt an meinem neuen Chef, Oberstleutnant Goiset, lag, der es von Anfang an auf mich abgesehen hatte. Obwohl ich nur Feldwebel war, hatte ich als Abteilungsleiterin immer das Privileg genossen, in der Offiziersmesse zu essen. Goiset passte das nicht und er liess keine Gelegenheit aus, mich seinen Unmut spüren zu lassen. Es machte ihn verrückt, dass ich auf seine Provokationen nicht einging. Einmal gab er damit an, dass die Tochter eines Generals, den er bewunderte, bei einem Gefecht in einem Panzer gesessen hatte.

Ohne von meinem Teller aufzuschauen, sagte ich seelenruhig: «Das habe ich auch schon. Damals wurde direkt vor uns ein Panzer von den Deutschen in die Luft gesprengt. Dabei kam die ganze Besatzung ums Leben.» Goiset schäumte vor Wut. Er ertrug es nicht, dass ich seine Autorität untergrub.

Da meine Identität geheim war, wusste Goiset nicht, wer ich war, aber er misstraute mir. Ständig kontrollierte er meine Arbeit und schickte mir «Verbesserungsvorschläge», um mir mein Un-

fähigkeit vor Augen zu halten. Es wurmte ihn, dass ich ihm überlegen war.

Eines Tages bat mich Hauptmann Millot, zwei französische Offiziere auf einer geheimen Mission in die amerikanische Besatzungszone zu begleiten. Die Bitte war ungewöhnlich, denn normalerweise hielten wir uns von anderen Zonen fern.

Ein Wagen holte uns ab. Wir trugen alle drei Uniform. Während der Fahrt schärfte mir meine beiden Begleiter ein, vorsichtig zu sein. «Die Amerikaner dürfen auf keinen Fall herausfinden, warum wir hier sind. Unser Auftrag ist streng geheim.»

Man hatte uns zwei Adressen in einer Stadt unweit von Frankfurt gegeben. Dort wohnten zwei der renommiertesten Atom- und Nuklearwissenschaftler Deutschlands, die an der Entwicklung von Hitlers V1- und V2-Bomben mitgewirkt hatten. Meine Begleiter boten den Wissenschaftlern an, gegen grosszügige Bezahlung für die französische Regierung zu arbeiten. Ich dolmetschte. Die beiden Wissenschaftler erzählten, dass auch andere Besatzungsmächte bereits an sie herangetreten seien.

Beide erklärten, dass sie Frankreich vorzögen, weil sie sich den Franzosen verbundener fühlten und dann auch näher bei ihren Verwandten und Freunden wären.

Die Verhandlungen waren äusserst heikel und zogen sich drei Tage hin. Wir wohnten in einem Hotel in der Nähe, nahmen aber unsere Mahlzeiten bei den Familien der beiden Männer ein. Es wäre zu riskant gewesen, in ein Restaurant zu gehen, wo man uns zusammen mit den beiden Wissenschaftlern hätte sehen können.

Nachdem die Konditionen ausgehandelt waren, baten wir die beiden Forscher, auch ihre früheren Kollegen zu informieren, woraufhin wir einige der bedeutendsten Wissenschaftler Deutsch-

lands direkt vor den Augen der Amerikaner anwerben konnten. Innerhalb weniger Wochen wurden sie und ihre Familien aus der amerikanischen Zone geschleust.

Nach meiner Rückkehr bot sich Goiset eine neue Gelegenheit, um mir eins auszuwischen. Ein Mann, der einen Passierschein für sich und seine Familie benötigte, hatte mich mit einer Armbanduhr bestechen wollen, woraufhin ich ihn sofort verhaften liess. Bestechungen waren zwar üblich, aber ich lehnte diese Praxis entschieden ab. Auf Oberst Goisets Geheiss verhörte mich Hauptmann Renard zu diesem Fall. Renard war im Ersten Weltkrieg Militärrichter gewesen und hatte viele französische Soldaten zum Tode verurteilt, weil sie in den Schützengräben gegen den Krieg aufgebeht hatten. Er hatte dafür sogar einen Orden bekommen, obwohl er selbst nie aktiv am Kriegsgeschehen teilgenommen hatte, was mich natürlich noch mehr gegen ihn einnahm. Wie konnte jemand, der nie gekämpft hatte, wissen, wie es für die jungen Männer in den Schützengräben war? Meine eigenen Erfahrungen hatten mich gelehrt, niemanden vorschnell zu verurteilen. Keiner kann wissen, was in einem anderen Menschen vorgeht. Man hätte mir leicht Feigheit vorwerfen können, als ich so lange gezögert hatte, bevor ich die Grenze nach Deutschland überquerte. Und auch dann war es kein Mut gewesen, sondern Scham, denn ich wollte lieber sterben, als mich eine Drückebergerin schimpfen zu lassen.

Zwei Stunden lang sass ich im grellen Licht einer Lampe, während mir Renard seine Fragen ins Gesicht bellte und der Stenograf jedes Wort von mir mitschrieb. Dann kam endlich der ersehnte Anruf von Leutnant Talichet, den ich zuvor benachrichtigt hatte. Renard musste mich sofort gehen lassen. Das war im November 1945.

Goiset tat auch weiterhin alles, um mich loszuwerden. Einen Monat danach teilte er mir schriftlich mit, dass ich umgehend zu meiner Einheit zurückzukehren hätte. Beim Mittagessen kündigte er triumphierend meine sofortige Abreise an. Daraufhin legte Hauptmann Millot beim Armeehauptquartier Beschwerde ein, das Goisets Anordnung umgehend aufhob. Zu meiner Genugtuung musste Goiset am nächsten Tag seine Entscheidung revidieren: «Glücklicherweise wird Mademoiselle Lenotre doch bei uns bleiben.» Ich unterdrückte ein Lachen und bedankte mich bei ihm.

Bevor Goiset mein Chef wurde, hatte mir meine Arbeit Spass gemacht. Sie war interessant und vielseitig und ich genoss das Leben in der Armee. Aber jetzt überlegte ich ernsthaft aufzuhören. Ich war hin- und hergerissen, denn ich wusste, dass ich mich als Zivilistin langweilen würde. Nachdem ich so viel Aufregendes erlebt hatte, würde es schwierig sein, mein früheres Leben wieder aufzunehmen.

An Stellenangeboten mangelte es mir wahrlich nicht. Oberst Bouvet hatte mir bereits eine Tätigkeit in seiner Abteilung in Aussicht gestellt. Jetzt in der Nachkriegszeit wurde die Geheimdienstarbeit in Europa immer wichtiger und meine neue Aufgabe wäre zweifellos eine Herausforderung gewesen. «Arbeiten Sie mit mir zusammen, Chichinette», hatte er mich gebeten. «Ich verspreche Ihnen, dass Sie es nicht bereuen werden.» Aber wider besseres Wissen hatte ich abgelehnt.

Frustriert darüber, dass ich seine Pläne durchkreuzt hatte, machte mir Goiset das Leben zur Hölle. Ich beschloss, den Dienst zu quittieren und Deutschland zu verlassen. Nach Goisets öffentlichem Zurückrudern fühlte ich mich rehabilitiert und konnte ohne bittere Gedanken meinen Abschied nehmen. Ausserdem hatte ich Angst, dass mir meine einflussreiche Position zu Kopf steigen könnte, denn ich war mir nicht sicher, ob ich mit der

Macht, die ich besass, besonders verantwortungsbewusst umging. Ich hatte mich daran gewöhnt, dass man meine Anordnungen widerspruchslos befolgte und mir Respekt entgegenbrachte. Wenn ich an meine Wurzeln und die Werte meiner Familie dachte, wusste ich, dass mir dieses Milieu nicht guttat. Ich wollte wieder ins wirkliche Leben zurück, es mit wirklichen Menschen zu tun haben.

Am 14. Januar 1946 reichte ich mein Entlassungsgesuch ein. Damit ging die Karriere einer höchst ungewöhnlichen Spionin zu Ende.

## Aufbruch zu neuen Ufern

Jacques hatte mich in Gedanken immer begleitet, und jetzt, nachdem der Krieg vorbei war, dachte ich mehr denn je an ihn. Wir beide waren voller Pläne gewesen. Wir hatten davon geträumt, nach dem Krieg zusammen ins Ausland zu gehen, um menschliches Leid zu lindern.

«Eines Tages gehen wir zusammen nach Indochina und retten Menschenleben», hatte er zu mir gesagt. Die Erinnerung an seine Leidenschaft für den Fernen Osten liess mich nicht mehr los. Ich war von dem glühenden Wunsch erfüllt, seinen Lebenstraum zu verwirklichen und das Versprechen, das wir uns einst gegeben hatten, einzulösen.

Im Dezember 1945 bewarb ich mich beim Französischen Expeditionskorps im Fernen Osten. Jacques' Vater verfasste ein überschwängliches Empfehlungsschreiben für mich, in dem er bestätigte, dass ich weder mit dem Feind noch mit dem Vichy-Regime kollaboriert hatte.

«Vielmehr war sie stets vom Kampfgeist der Resistance erfüllt», schrieb er.

Erst als ich angenommen wurde, weihte ich meine Familie ein. Meine Mutter war ausser sich. «Bist du noch bei Sinnen?», wetterte sie. «Kaum bist du heil aus Deutschland zurück, willst du in ein Kriegsgebiet am anderen Ende der Welt. Was ist nur los mit dir, Marthe?»

Sie liess sich nicht besänftigen. Während Papa kaum etwas sagte, wünschten mir meine Geschwister viel Glück.

In Französisch-Indochina, das etwa dem heutigen Laos, Kambodscha und Vietnam entspricht, wurden die letzten Schlachten

des Zweiten Weltkriegs geschlagen. Obwohl das japanische Kaiserreich kurz vor der Kapitulation stand, ergaben sich viele seiner dort stationierten Einheiten erst, nachdem Frankreich seine Expeditionstreitkräfte nach Saigon entsandt hatte. Andere kämpften jedoch erbittert weiter und brachten die französischen Truppen zunehmend in Bedrängnis. Es wurden dringend Ärzte und Krankenschwestern benötigt. Im Februar 1946 bestieg ich in Marseille einen Truppentransporter, der mit einem der ersten Konvois des französischen Expeditionskorps nach Indochina aufbrach.

Vor meiner Abreise schickte man mich in ein Militärlager, wo ich auf meinen Einsatz vorbereitet und gegen verschiedene Tropenkrankheiten geimpft wurde. Die meisten Frauen, die ich dort traf, waren noch nie beim Militär gewesen. Ausser mir gab es nur noch eine andere Krankenschwester, Yvette, die wie ich in einer Spezialeinheit in Europa gedient hatte und mit einem Orden ausgezeichnet worden war. Als examinierte Krankenschwester entsprach mein Rang dem eines Leutnants. Endlich hatte ich den Dienstgrad, der mir zustand.

Am 6. Februar 1946 gingen 180 Frauen und 4'000 Männer an Bord eines riesigen Truppentransporters. Die etwa zwanzig examinierten Krankenschwestern wurden in Kabinen der ersten Klasse untergebracht, deren Klimaanlage allerdings nicht funktionierten. Die übrigen Frauen waren Krankenwagenfahrerinnen, Schwesternhelferinnen, Schreibkräfte oder Technikerinnen. Die Männer an Bord – Araber, Schwarze und Weisse – waren Fremdenlegionäre, Infanteristen und Panzergrenadiere. Da sich darunter einige recht finstere Gestalten befanden, war die Lage für die Frauen nicht ungefährlich. Bei einem Zwischenstopp in Toamasina auf Madagaskar nahmen wir sogar noch weitere Soldaten auf.

Die Frauen ohne Offiziersrang wurden im Frachtraum unter-

gebracht, wo es keine abgetrennten Schlafbereiche gab. In der ersten Nacht kam es zu mehreren Vergewaltigungsversuchen. Glücklicherweise stellte die Fremdenlegion unverzüglich Wachen zu ihrem Schutz ab.

Ich für meinen Teil hatte mit dem ständigen Stampfen des Schiffes zu kämpfen und wurde seekrank. Mir war so sterbenselend, dass ich mich hauptsächlich an Deck aufhielt und nur noch zum Duschen oder Umziehen in meine Kabine ging. Ich schlief sogar im Freien, in einem Liegestuhl, einem sogenannten Chaise transatlantique. Jeden Tag ging ich tapfer in den Speisesaal, ergriff aber jedes Mal wieder die Flucht. Ich ernährte mich ausschliesslich von Obst und Wasser.

Wir waren 36 Tage unterwegs. Wir fuhren an der Ostküste Korsikas und Sardinien vorbei, durchquerten die Meerenge von Messina und passierten am anderen Ende des Mittelmeers den Sueskanal. Eine grössere Gruppe von uns wollte an Land gehen, um die Pyramiden zu besichtigen, aber die ägyptische Regierung genehmigte es nicht. Die schwer bewaffneten Soldaten, die während der Kanaldurchfahrt an Bord waren, verhielten sich uns gegenüber äusserst feindselig.

Als wir die französische Kolonie Dschibuti erreichten, durften wir endlich von Bord gehen, aber die Hafenstadt war so trist, dass wir nicht lange blieben. Vom Schiff aus sahen wir bald die auf einem Hügel gelegene Stadt Aden, die mit ihren geometrisch angeordneten weissen Häusern malerisch wirkte. Aber wir konnten sie leider nur aus der Ferne bewundern. Dann ging es an der ostafrikanischen Küste entlang in Richtung Madagaskar. Unterwegs entdeckten wir immer wieder Menschen und Kamele zwischen majestätischen Sanddünen.

Da es auf dem Schiff nichts für uns zu tun gab, verbrachten wir unsere Zeit müssiggängerisch wie Touristen. Allerdings war mir

so schlecht, dass ich mich ohnehin nicht nützlich machen konnte. Als wir den Äquator überquerten, herrschte an Bord grosser Trübel. Die gesamte Schiffsbesatzung nahm an der berühmten Äquatortaufe teil. Zuerst sprang ein als Neptun verkleideter Matrose mit Dreizack in der Hand samt Gefolge in ein grosses Wasserbecken. Dann folgte die übrige Mannschaft. Wer sich sträubte, wurde einfach hineingestossen. Als jemand versuchte, auch mich ins Becken zu werfen, wehrte ich mich nach Leibeskräften, sodass er wieder von mir abliess. Im Gegensatz zu manch anderen Frauen an Bord hatte ich nicht das geringste Interesse an einem Flirt. Es gab viele Gründe für meine Entscheidung, zum Militär zu gehen, aber die Aussicht auf Männerbekanntschaften gehörte ganz gewiss nicht dazu.

Es war spätabends, als wir viele Tage später Singapur passierten. Ich stand an Deck und bewunderte das funkelnde Lichtermeer. Plötzlich zerriss eine Lautsprecheransage die Stille: «Mann über Bord!» Das grelle Licht der Suchscheinwerfer erfasste fünf Männer, die auf die Küste zuschwammen. Es waren deutsche Fremdenlegionäre, die in Singapur um politisches Asyl bitten wollten. Wie ich später erfuhr, erreichten sie alle die Stadt, wurden aber umgehend verhaftet und später zu ihrem Regiment zurückgebracht. Wer als Deserteur seiner Einheit Schande machte, wurde zur Bestrafung seinen Kameraden übergeben, was häufig einem Todesurteil gleichkam. Ihre Offiziere liessen sie gewähren, denn so war nun einmal das Gesetz der Fremdenlegion.

Als wir uns Indochina näherten, gerieten wir in heftige Wirbelstürme. Ich dachte wirklich, mein letztes Stündlein hätte geschlagen. Nicht nur, weil mir schrecklich übel war, sondern auch weil ich panische Angst hatte, über Bord zu gehen und zu ertrinken. Das Schiff richtete sich steil auf, tauchte tief in die Fluten ein, riesige Wellen schlugen krachend über dem Deck zusammen. Ich

band mich an meinem Liegestuhl fest und schickte Stossgebete zum Himmel.

Als wir im Hafen von Saigon anlegten, kam Hauptmann Suzanne Torres an Bord, um uns zu begrüßen. Sie war die Frau des berühmten Strafverteidigers Henry Torrès, der Mitte der zwanziger Jahre den jüdischen Anarchisten Schwartzbard verteidigt hatte. Der aufsehenerregende Mordprozess hatte mich damals sehr aufgewühlt.

Hauptmann Torrès war eine beeindruckende Frau. Sie hatte das Korps französischer Ambulanzfahrerinnen geleitet, das der zweiten Panzerdivision unter General Leclerc unterstanden hatte.

Mit einem warmherzigen Lächeln schüttelte sie Yvette und mir die Hand.

«Willkommen in Indochina. Es wartet eine Menge Arbeit auf Sie.»

Ehe wir unseren jeweiligen Einsatzorten zugeteilt wurden, brachte man uns in einem Wohnheim in Saigon unter. Es war furchtbar heiss und schwül. Doch das hielt uns nicht davon ab, die quirlige, moderne Stadt voller Neugier mit der Rikscha zu erkunden. Wir besichtigten die verschiedenen Sehenswürdigkeiten und besuchten Cholon, das chinesische Viertel. Im Zentrum befanden sich luxuriöse Hotels, erstklassige Restaurants und exklusive Modesalons, die innerhalb von vierundzwanzig Stunden massgeschneiderte Kleidung anfertigten. Wir bewunderten die jungen, gertenschlanken Vietnamesinnen mit ihren eleganten Seidenhosen und langen, geschlitzten Tuniken. Bei ihrem Anblick fragte ich mich, wie unsere Männer diesen verführerischen Frauen widerstehen konnten.

Ich wurde mit vier anderen Krankenschwestern einem Militärkrankenhaus in Phnom Penh in Kambodscha zugewiesen. Unser Vorgesetzter war Oberst Coleno, ein Chirurg, der seit über zehn

Jahren in der Region stationiert war. Während des Krieges hatten er und seine Familie sich in japanischer Gefangenschaft befunden. Vielleicht war er deshalb ein so schwieriger Mensch, mit dem wir mehr als einmal aneinandergerieten.

Das Krankenhaus war zur Hälfte mit französischen und zur Hälfte mit kambodschanischen Soldaten belegt. Mit der Unterstützung eines einheimischen Pflegers kümmerte ich mich um die etwa vierzig kranken oder verwundeten kambodschanischen Soldaten. In einem anderen Gebäude waren einheimische Zivilisten untergebracht, die ein kambodschanischer Arzt versorgte. In der Klinik herrschten höchst ungewöhnliche Gepflogenheiten. Die Patienten wurden praktisch rund um die Uhr von ihren Angehörigen betreut, die auf der geräumigen Veranda übernachteten und in den Krankenzimmern Mahlzeiten für sie zubereiteten.

Als ich eines Morgens einen an Syphilis erkrankten Feldwebel besuchte, lag neben ihm im Bett die achtjährige Tochter eines Kameraden, der sie ihm für ein paar Francs überlassen hatte. Ich war entsetzt.

«Was fällt Ihnen ein?», schrie ich ihn an und entriss ihm das Mädchen.

Das musste den Feldwebel so empört haben, dass er sich bei Oberst Coleno beschwerte, woraufhin dieser mich in sein Büro zitierte.

«Sie sind Gast in diesem Land», sagte er scharf. «Hier herrschen nun einmal Sitten und Gebräuche, die uns fremd sind. Es steht Ihnen nicht zu, diese Menschen nach Ihren moralischen Maßstäben zu beurteilen. Wenn Sie die einheimischen Gepflogenheiten nicht akzeptieren können, sind Sie hier fehl am Platz.»

«Aber das Mädchen ist erst acht, Herr Oberst. Er wird sie mit Syphilis infizieren.»

Er schüttelte nur den Kopf. «Tun Sie, was ich Ihnen sage, oder Sie sitzen im nächsten Schiff nach Frankreich.»

Obwohl mir Colenos Haltung gegen den Strich ging, blieb mir nichts anderes übrig, als seine Entscheidung zu akzeptieren. Der Oberst hatte die Macht, mich jederzeit heimzuschicken, und das war das Letzte, was ich wollte. Also ignorierte ich die feixenden Gesichter meiner kambodschanischen Patienten und machte mich mit neuem Elan an die Arbeit.

Nicht lange nach meiner Ankunft in Phnom Penh erklärten eine Schwesternhelferin namens Ghislaine und ich uns bereit, Hauptmann Fairmount in ein Dschungelgebiet im Mekongdelta zu begleiten. Wir setzten uns in einen Krankenwagen und schlossen uns einem grossen Militärkonvoi an. Es war eine abenteuerliche Fahrt, nicht zuletzt deshalb, weil sich die Strasse, die nach Vietnam führte, praktisch noch im Bau befand. Ein Ameisenheer aus Strassenarbeitern – alle in traditionellen schwarzen Arbeitsanzügen und mit Kegelhüten auf dem Kopf – war damit beschäftigt, Abschnitt für Abschnitt der Strecke fertigzustellen, sodass wir nur etappenweise vorankamen.

Bei diesem Einsatz kam ich zum ersten Mal mit Einheimischen in Kontakt – eine verstörende Erfahrung. Jedes Mal, wenn wir ihnen begegneten, falteten sie die Hände vor der Brust und verbeugten sich, was mir sehr unangenehm war. Dann legten Ghislaine und ich ebenfalls die Hände aneinander und verneigten uns so würdevoll wie möglich. Der Hauptmann, der seit Jahren in Vietnam lebte, amüsierte sich köstlich über uns.

Schliesslich kamen wir in ein kleines Dorf, wo die Pocken ausgebrochen waren. Daraufhin impften wir einige Tausend Menschen in der ganzen Region – darunter auch die Soldaten, Strassenarbeiter und natürlich uns selbst. Nie zuvor hatten sich so viele Menschen vor mir verbeugt.

Am dritten Tag unserer Reise bekam ich von Hauptmann Fairmount die Anweisung, fünfundzwanzig Soldaten auf eine Aufklärungsmission zu begleiten. Wir fuhren den trüben braunen Fluss hinunter, der von dichtem Urwald gesäumt war. Es war angenehm, auf dem Wasser zu sein und die erfrischende Brise zu spüren.

Aber mit der friedlichen Fahrt war es schnell vorbei, als plötzlich eine Kugel an meinem Ohr vorbeipfiff und eine zweite nicht weit von mir ins Boot einschlug. Irgendwo hinter den Bäumen mussten mindestens fünf oder sechs japanische Scharfschützen sein. Ein Kugelhagel ging auf uns nieder. Blitzschnell kauerte ich mich auf den Boden, während unsere Soldaten das Feuer erwiderten. Plötzlich fiel mir der Panzer ein, der bei meinem Einsatz im Elsass explodiert war, und ich fragte mich voller Panik, ob unser Treibstofftank dem Beschuss standhalten würde. Dann wurde der Mann neben mir am Arm getroffen und taumelte gegen mich. Sein Blut hinterliess einen roten Fleck auf meiner weissen Schwestertracht. Ich schloss die Augen und flehte zu Gott, dass er mich verschonen möge. Ich hatte schreckliche Angst, in diesem schlammigen Fluss zu sterben. Glücklicherweise gelang es unserem Steuermann, das Boot aus der Schusslinie zu bringen, indem er es ins Schilf lenkte. Dort konnten wir die Schäden am Boot begutachten und die Verwundeten versorgen. Alle überlebten den Angriff.

Ich war froh, als ich wieder meiner gewohnten Arbeit nachgehen konnte, die nur aus harmlosem Impfen bestand. Die hygienischen Bedingungen waren allerdings äusserst primitiv. Wir nächtigten zu dritt im Krankenwagen und wuschen uns im verschmutzten Fluss, in dem es von Blutegeln wimmelte. Jedes Mal, wenn ich aus dem Wasser kam, war mein ganzer Körper mit Egeln übersät, die ich dann mit einem Feuerzeug wegbrennen

musste. Ich bekam bald schlimme Abszesse und Hautausschläge – auf dem Kopf, auf den Augenlidern, an den Beinen, auf den Brüsten, selbst unter den Fingernägeln. Ich litt schrecklich darunter.

Sobald ich wieder in Phnom Penh war, suchte ich wegen meiner Hautprobleme Oberst Coleno auf.

«Da helfen nur Antibiotika», sagte er. «Aber ich kann Ihnen leider keine verschreiben. Denn dann müssten Sie das Bett hüten und bekämen alle drei Stunden intramuskuläre Injektionen. Ich kann Sie hier aber keinesfalls entbehren.» Und so blieb mir nichts anderes übrig als weiterzuarbeiten.

Ich wohnte mit vier anderen Krankenschwestern in einer prächtigen Kolonialvilla. Jede von uns hatte ihr eigenes Zimmer, ausserdem gab es ein modernes Bad mit Dusche. Ein Boy und seine Frau kümmerten sich ums Essen und die Wäsche. Doch ich konnte diesen ganzen Luxus nicht wirklich geniessen. Ich fühlte mich oft einsam. Das belastende Klima und die anstrengende Arbeit wären mit einem vertrauten Menschen an meiner Seite leichter zu bewältigen gewesen. Ich sehnte mich nach Jacques. Aber manchmal war ich auch sehr wütend auf ihn, weil er damals in Paris nicht auf mich gehört hatte.

«Du musst in den Süden gehen, Jacques», hatte ich ihn beschworen, «und dich nach Spanien durchschlagen. Wir treffen uns dann dort. Fred wird alles arrangieren.»

Hätte er nur meinen Rat befolgt, statt nach Poitiers zurückzukehren, dachte ich voller Bitterkeit, dann wäre er jetzt bei mir.

Coleno machte uns weiterhin das Leben schwer. Als ein sechzehnjähriger Junge, der von einer Kokospalme gefallen war, mit einem Beckenbruch eingeliefert wurde, wies der Oberst uns an, ihn täglich zum Verbandswechsel in den Operationssaal zu bringen. Jedes Mal, wenn wir den armen Kerl aus dem Bett hoben, schrie er vor Schmerzen. Wäre der Oberst mit den neusten Be-

handlungsmethoden vertraut gewesen, hätte er gewusst, dass der Bruch nicht verheilen konnte, solange wir den Jungen ständig bewegten. Aber mir blieb nichts anderes übrig, als seine Anordnungen zu befolgen.

Eines Morgens, als ich mit einem kambodschanischen Krankenpflegeschüler namens Puthyrak Praing unseren jungen Patienten in den Operationssaal brachte, liess dieser die Trage absichtlich los, sodass der Junge herunterfiel und fast ohnmächtig wurde vor Schmerz. Ich war so entsetzt über Puthyraks Verhalten, dass ich ihm eine schallende Ohrfeige gab.

«Mach das nie wieder!», schrie ich ihn an. «Und jetzt hilf mir, ihn wieder auf die Trage zu heben.»

Puthyrak beschwerte sich bei Dr. Sompear Hong Sat, dem kambodschanischen Klinikleiter, der den Vorfall umgehend Oberst Coleno meldete. Prompt rief dieser mich in sein Büro, um mir eine Standpauke zu halten. «Sie hatten kein Recht, Ihren Schüler zu ohrfeigen», polterte er. «Sie können von Glück sagen, dass man Sie nicht wegen Körperverletzung eingesperrt hat.»

«Ich weiss, dass das nicht in Ordnung war, aber mir ist einfach die Hand ausgerutscht. Es war grausam von Puthyrak, dem hilflosen Jungen so etwas anzutun. Ein Krankenpfleger sollte das Leiden eines Patienten lindern und nicht noch vergrössern.»

Zu meinem Erstaunen lächelte mein Vorgesetzter jetzt. «Sie haben natürlich recht, aber Sie sollten trotzdem in Zukunft Ihr Temperament zügeln, sonst Sorge ich dafür, dass Sie hinter Gitter kommen.»

«Danke, Herr Oberst.» Ich hielt einen Moment inne und sagte dann: «Dürfte ich Sie um einen Gefallen bitten?»

«Nur zu.»

«Bitte entlassen Sie Puthyrak nicht.»

Er sah mich perplex an. «Wieso denn nicht?»

«Weil er es genau darauf angelegt hat. Er will seine Ausbildung abbrechen, aber wenn er von sich aus geht, muss er das Stipendium zurückzahlen. Wenn er rausfliegt, muss er es nicht.»

Coleno schmunzelte. «Sie geben nicht auf, was?»

«Niemals.»

Nach einem neunmonatigen Aufenthalt in Phnom Penh wurde ich am 2. Januar 1947 in die vietnamesische Hafenstadt Tourane versetzt, dem heutigen Da Nang. Im Dezember 1946 hatte Ho Chi Minh der französischen Besatzungsmacht den Krieg erklärt. Obwohl er im März desselben Jahres mit der französischen Regierung in Paris ein Abkommen unterzeichnet hatte, das die Zahl der in Vietnam stationierten französischen Soldaten begrenzen sollte, entsandte der Kommandeur des Expeditionskorps Admiral Thierry d'Argenlieu trotzdem Truppen nach Tourane. Da es daraufhin zu schweren Gefechten kam, wurden dringend französische Krankenschwestern benötigt, die die Verwundeten versorgten.

Ich arbeitete in einem Militärhospital in Tourane unter der Leitung von Elauptmann Ricard, einem erfahrenen und kompetenten Chirurgen. Wir lösten ein Team ab, das seit dem Beginn der Kampfhandlungen Ende Dezember vor Ort gewesen war.

Als Oberschwester war ich dem Operationsaal zugeteilt. Wir hatten so viel zu tun, dass wir kaum zum Schlafen oder Essen kamen. Damit wir nicht dehydrierten, reichte man uns Getränke durch die Tür des Operationsaals, die wir mit einem Strohhalm tranken, um die OP-Masken nicht abnehmen zu müssen. Der Strom der Verwundeten riss nicht ab. Obwohl wir in einer Villa direkt gegenüber dem Krankenhaus wohnten, hielten wir uns

dort kaum auf. Wenn wir gebraucht wurden, was mehr oder wenig ständig der Fall war, stellte sich jemand mit einem Megafon auf die Veranda des Hospitals und rief zu uns herüber: «Bitte sofort kommen!» Nach Einbruch der Dunkelheit war es sehr gefährlich, die Villa zu verlassen, denn es kam immer wieder vor, dass auf dem parkähnlichen Klinikgelände Heckenschützen hinter den Bäumen lauerten. Da uns niemand begleitete, mussten wir jedes Mal die Beine in die Hand nehmen.

Neben meiner Arbeit als OP-Schwester, die darin bestand, alle benötigten Instrumente und Materialien für Hauptmann Ricard bereitzulegen, war ich auch für die Triage zuständig, das heisst, ich hatte je nach Schwere der Verletzungen zu entscheiden, welche der frisch Eingelieferten zuerst behandelt werden mussten. Da viele Soldaten vom Kampfeinsatz in den Reisfeldern völlig durchnässt waren, zogen wir ihnen zunächst vorsichtig die Uniformen aus, damit sich ihr Zustand nicht noch verschlimmerte. Dann hüllte ich die zitternden Soldaten in Decken ein, legte ihnen eine Tropfinfusion und verabreichte ihnen, falls nötig, ein Beruhigungs- oder Schmerzmittel. In tropischem Klima müssen wegen der hohen Infektionsgefahr selbst kleinste Wunden sofort versorgt werden. Unsere Patienten waren Soldaten unterschiedlichster Herkunft: weisse Franzosen, Schwarze, Araber und Angehörige verschiedener einheimischer Volksgruppen. Wir arbeiteten wie am Fliessband. Kaum waren wir mit einer Gruppe fertig, trafen Krankenwagen mit neuen Verwundeten ein. Manchmal weinten wir vor Erschöpfung und Frustration. Der Hauptmann kämpfte um jedes einzelne Leben. Sein selbstloser Einsatz spornte uns an. Er war ein grossartiger Mensch.

«Bitte stellen Sie alle nötigen Instrumente und Materialien für ein chirurgisches Team von sechs Ärzten und sechs Sanitätern zu-

sammen», bat mich Hauptmann Ricard eines Tages, während er dabei war, einem jungen Mann ein Bein zu amputieren. «Wir werden im Laufe der nächsten Wochen in den Norden verlegt.»

Und so verbrachte ich den Grossteil meiner freien Zeit damit, die erforderliche Ausrüstung zu beschaffen, was ein schwieriges Unterfangen war. Jedes Instrument und jedes Medikament auf meiner Liste musste ich dem Versorgungsoffizier abtrotzen.

«Sie sind mein Ruin, Marthe», sagte er jedes Mal mit gequälter Miene, wenn ich ihn um etwas bat. Es überraschte mich nicht, als mir später zu Ohren kam, dass er medizinisches Material auf dem Schwarzmarkt an die Viet Minh verkaufte.

Nach drei strapaziösen Monaten wurde unser mobiles Operationsteam nach Quang Tri verlegt, einer Provinz, die an die Entmilitarisierte Zone grenzte und die Schauplatz erbitterter Kämpfe war. Wegen der gefährlichen Lage weigerte sich Madame Philippe, die Anästhesieschwester, uns zu begleiten. Und so bat mich Hauptmann Ricard kurzerhand, ihre Aufgaben zu übernehmen.

«Hier, lesen Sie das», sagte er und reichte mir ein kleines Handbuch über Anästhesie. «Konzentrieren Sie sich auf die Abschnitte über das intravenöse Thiopental und die Äthernarkose mit Ombredanne-Maske. Dann kommen Sie schon zurecht.»

Wir fuhren von Tourane hinauf in die Berge und überquerten den Wolkenpass. Dann ging es weiter bis nach Quang Tri, einer Kleinstadt 60 Kilometer nördlich von Hue. Wegen seiner Lage an der Nationalstrasse i, der Hauptverbindung zwischen Saigon und Hanoi, war der Ort von zentraler strategischer Bedeutung. Um in die Stadt zu gelangen, mussten wir einen Fluss überqueren, aber

es gab weit und breit keine Brücke. Schliesslich brachten uns die Bewohner eines «schwimmenden Dorfs» mit ihren Sampans ans andere Ufer. Gleich nach unserer Ankunft richteten wir in einer ehemaligen Schule ein provisorisches Krankenhaus ein. Wir säuberten das Gebäude und kalkten die Wände. Zu unserer bescheidenen medizinischen Ausrüstung gehörte eine einzige Sauerstoffflasche zur Versorgung Lungenverletzter. Blutkonserven wurden bei Bedarf mit einer kleinen Piper Cub von Hue zu uns herübergeflogen. Damals kam für eine Bluttransfusion nur die Blutgruppe o negativ infrage, da sie bei den Verwundeten keinerlei allergische Reaktionen hervorrief. Wir hatten einen Generator, der ausschliesslich im Operationsraum eingesetzt wurde. Leider lieferte er nicht genügend Strom für die Kühlschränke. Später brachte uns die Fremdenlegion glücklicherweise einen stärkeren Generator vorbei.

Anfangs übernachtete ich mit zwei anderen Schwestern im obersten Stockwerk der Klinik. Doch da das Dach schwer beschädigt war, setzte der erste nächtliche Regenguss die ganze Etage unter Wasser. Zum Glück war am nächsten Morgen die Legion zur Stelle und reparierte es. Auf dem Rasen hinter dem Gebäude stellten wir ein Zelt auf, in dem wir verletzte Zivilisten und verwundete Viet-Minh-Kämpfer unterbrachten. Etwas weiter entfernt wurde ein weiteres Zelt errichtet, das uns als Leichenhalle diente.

Nach ein paar Tagen zogen wir drei Krankenschwestern in eine Villa gegenüber der Klinik. Und wieder kam uns die Legion zu Hilfe, indem sie im Garten eine provisorische Dusche baute.

Wir lösten uns bei der Nachtwache ab. Alle drei Stunden musste die Schwester, die Bereitschaftsdienst hatte, auf dem Weg zur Klinik zuerst eine grosse Rasenfläche und dann die breite, von mächtigen Bäumen gesäumte Nationalstrasse überqueren.

Uns war sehr mulmig dabei. Als ich einmal nachts über die Strasse ging, glaubte ich, die Anwesenheit einer anderen Person zu spüren. Voller Angst hielt ich meine Sturmlaterne in die Höhe und sah etwa einen Meter vor mir einen barfüssigen Mann in der typischen schwarzen Einheitskluft der Viet Minh.

«Halte, qui vive!», rief ich. Der Mann blieb wie angewurzelt stehen, und einen Moment lang starrten wir uns schweigend an. Ich wusste, dass er in mir den Feind sah – noch dazu eine leichte Beute, da ich unbewaffnet war. Doch dann drehte er sich um und verschwand zwischen den Bäumen. Ich rannte, so schnell ich konnte, zum Krankenhaus. Auf dem Rückweg zur Villa begleitete mich später ein arabischer Wachmann.

Als ich am nächsten Tag unserem Sicherheitsoffizier von dem Vorfall berichtete, meinte er, ich hätte grosses Glück gehabt. «Wenn Sie ihn nicht bemerkt hätten, hätte er sich wahrscheinlich an Sie rangeschlichen und Ihnen die Kehle durchgeschnitten. «

Ich fuhr regelmässig mit einem Militärkonvoi ins malerische Hue, dem ehemaligen Kaisersitz am Parfümfluss, denn es gehörte zu meinen Aufgaben, die Patienten zu begleiten, die wir in die Stadt verlegen mussten, um Platz für Neuzugänge zu schaffen. Auf der Nationalstrasse kam es häufig zu tödlichen Überfällen, aber unsere Konvois wurden nie angegriffen, weshalb ich mir bald den Ruf erwarb, ein Glückskind zu sein.

«Geben Sie uns Bescheid, wenn Sie das nächste Mal nach Hue müssen. Dann kommen wir mit», scherzten die Soldaten.

Als ich einmal von Hue zurück nach Quang Tri musste, gab es nur einen Konvoi, dem ich mich anschliessen konnte. Aus unerklärlichen Gründen verzögerte sich die Abfahrt immer wieder,

sodass wir erst nachmittags losfuhren und bei Einbruch der Dunkelheit noch weit von unserem Ziel entfernt waren. Da unsere Konvois nachts nicht über Land fahren durften, legten wir auf einem tief im Urwald gelegenen Stützpunkt der Fremdenlegion einen Zwischenstopp ein. Die meisten Männer dort kannte ich persönlich, da sie in unserem kleinen Krankenhaus entweder Patienten gewesen waren oder Freunde besucht hatten. Der Kommandant vor Ort, Hauptfeldwebel Dalbret, nahm uns herzlich auf. Unter einem funkelnden Sternenhimmel servierte man uns ein vorzügliches Abendessen. Danach sangen einige der Männer stimmungsvolle slawische Volkslieder. Gerade als sie eines beendet hatten, durchbrachen krachende Schüsse die Stille. Der Lärm war ohrenbetäubend. Doch statt aufzuspringen und auf ihre Posten zu rennen, blieben alle seelenruhig sitzen und beobachteten mich neugierig, als warteten sie darauf, dass ich mich voller Panik unter dem Tisch verstecken würde. Aber ich durchschaute ihre List. Sie hatten den Angriff inszeniert, um mich auf die Probe zu stellen. Ich rührte mich nicht vom Fleck und lächelte in die Runde. Feuertaufe bestanden.

Doch diese Fahrten waren nicht immer so vergnüglich. Als ich einmal mit einem Militärkonvoi von Quang Tri nach Dong Ha unterwegs war, machten wir an einem entlegenen französischen Stützpunkt mitten im Dschungel Halt. Bei unserer Ankunft herrschte im Lager grosse Aufregung. Am Tag zuvor hatte die Viet Minh zwei Soldaten in ihre Gewalt gebracht, grausam gefoltert und getötet. Ihre Leichen waren nicht weit vom Stützpunkt aufgefunden worden. Daraufhin hatten ihre aufgebrachten Kameraden einen jungen Viet-Minh-Kämpfer gefangen genommen und mit dicken Seilen an einen Baum gefesselt. Sie hatten ihn so übel zugerichtet, dass er sich kaum auf den Beinen halten konnte.

Mir drehte sich bei seinem Anblick fast der Magen um. Ich fragte, wer er sei und was er getan habe.

«Er hat zwei unserer Leute umgebracht», war die zornige Antwort.

«Woher wissen Sie das? Haben Sie Beweise für seine Schuld?»

Die Männer schnaubten verächtlich. «Wie kann man nur so naiv sein!», höhnte einer von ihnen. Als der Gefangene meine Stimme hörte, hob er den blutverklebten Kopf und sah mir direkt in die Augen. Sein flehentlicher Blick zerriss mir das Herz.

Ich wandte mich an einen der Männer, die ich aus unserem Krankenhaus in Quang Tri kannte. «Wenn dieser Mann nicht bald Wasser bekommt, stirbt er.»

«Er stirbt doch sowieso», gab dieser zurück. «Wasser würde die Tortur nur verlängern.»

Der Gefangene, der etwa im selben Alter wie Jacques bei seiner Hinrichtung war, sah mich immer noch unverwandt an. Ich widerstand der Versuchung, zu ihm zu laufen und ihn von dem Baum loszuschneiden. «Bitte erlauben Sie mir, ihm etwas zu trinken zu geben», sagte ich mit bebender Stimme.

Für den Gefangenen gab es keine Rettung. Das wusste er ebenso gut wie ich. Trotzdem beschwor er mich mit seinem Blick, ihn nicht im Stich zu lassen.

«Also gut», sagte der verantwortliche Unteroffizier schliesslich. «Geben Sie ihm etwas Wasser. Aber das war's dann.»

Ich holte meine Feldflasche hervor und ging zu dem Gefangenen, der vornübergebeugt am Baum lehnte. Mit zitternden Händen hob ich seinen Kopf an und hielt ihm die Flasche an die aufgesprungenen Lippen, während die Soldaten mit grimmigen Mienen zusahen.

Halb totgeprügelt, die eigene Hinrichtung vor Augen, bedankte sich der junge Mann für diese kleine menschliche Geste mit einem Blick, der mir die Tränen in die Augen trieb. Gierig trank er Zug um Zug, als wolle er mit jedem weiteren Schluck seinen Tod hinauszögern. Dann hatte er genug und wandte sich ab. Behutsam tupfte ich ihm den Mund trocken. Er nickte mir noch einmal dankbar zu, senkte den Kopf und ergab sich in sein Schicksal. Schweren Herzens ging ich fort.

Während meines Aufenthalts in Indochina trauerte ich oft um die geliebten Menschen, die ich verloren hatte. Dann dachte ich wehmütig an meine Kindheit in Metz zurück, an die gemeinsamen Jahre mit Stéphanie und meinen anderen Geschwistern. Steph hatte so gern Ärztin werden und Leben retten wollen. Wären die Zeiten andere gewesen, hätten sie und Dédé sich vielleicht Jacques und mir angeschlossen und wären mit uns nach Indochina gegangen. Stattdessen hatte Dédé mit einer anderen Frau eine Familie gegründet und Steph wahrscheinlich schon vergessen. Aber ich dachte ständig an sie, an die schrecklichen Dinge, die sie durchgemacht haben musste. Das anstrengende Klima und die Trennung von meiner Familie und meinen Freunden machten es nicht gerade leichter für mich.

Obwohl ich einen grossen Bekanntenkreis hatte und ein geselliges Leben führte, fühlte ich mich immer noch sehr allein. In Phnom Penh lernte ich Leutnant Jacques Durieux kennen, einen Kaffeepflanzenbesitzer von der Elfenbeinküste, der mir den Hof machte. Der Leutnant war ein charmanter Mann und sprach sogar von Heirat. Aber als ich ihm sagte, dass ich Jüdin bin, verlor er kein Wort mehr darüber. Doch obwohl ich ihn wirklich mochte, hätte ich ohnehin nicht mein Leben mit ihm verbringen wollen.

Wir waren drei Französinen unter Tausenden von Soldaten,

die in der Region stationiert waren. Da war es durchaus nichts Ungewöhnliches, dass man uns mehrmals die Woche, wenn nicht gar mehrmals am Tag, einen Heiratsantrag machte. Meist waren es Patienten, die sich in uns verliebt hatten. Ich konnte mir allerdings nicht vorstellen, dass eine solche Bindung im Alltag Bestand haben würde. Ausserdem war ich nach wie vor entschlossen, Junggesellin zu bleiben, da ich Jacques immer noch von ganzem Herzen liebte. Deshalb gab ich meinen beiden hartnäckigsten Verehrern einen Korb, und beide heirateten später jemand anderen.

In einer benachbarten Villa wohnte Hauptmann Lenay, ein Bekannter von mir, der in Nordafrika und Europa gedient hatte. Er lebte mit einer Vietnamesin zusammen. Leider hatte er ein Alkoholproblem. Wenn er, wie fast jeden Abend, betrunken war, verprügelte er seine Freundin und warf sie aus dem Haus. Wir konnten jedes Mal sein Gebrüll und ihre Schreie hören. Wie so viele Männer, die mir in Indochina begegnet sind, erzählte auch er mir seine Lebensgeschichte. Seine Frau, die ebenfalls beim Militär war, hatte sich von ihm getrennt und den gemeinsamen Sohn Serge in einem englischem Internat untergebracht.

Ein alter Schulfreund Lenays, den ich in Hue kennenlernte, erzählte mir später: «Er ist ein grossartiger Mensch, solange er nicht trinkt. Als seine Frau ihn verlassen hat, ist für ihn eine Welt zusammengebrochen. Er hat sie sehr geliebt, wissen Sie.»

Nicht lange nach der Trennung nahm Hauptmann Lenay seinen Sohn vom Internat und brachte ihn zu seiner Mutter in die Bretagne. Aber da sie schon recht alt und zuckerkrank war, konnte sie sich nicht um ihren Enkel kümmern. Und so holte er seinen Sohn zu sich nach Indochina. Er schenkte ihm einen Malaienbär – ein putziges Kerlchen, mit dem auch ich manchmal

spielte. Leider starb das Tier an einer Infektion, obwohl Hauptmann Ricard und ich alles versuchten, um ihn zu retten.

Als Serge zu uns kam, war er sieben Jahre alt. Er freute sich, bei seinem Vater zu sein, den er offenbar sehr liebte. Doch bald darauf erkrankte Hauptmann Lenay an Typhus.

«Bitte kümmern Sie sich um Serge», bat er mich von seinem Krankenlager aus. «Meine Freundin hat mich verlassen und ich habe sonst niemanden, der für ihn sorgen könnte. Sie sind die Einzige, der ich meinen Jungen anvertrauen kann.» Ich versprach ihm, Serge zu mir zu nehmen.

Noch am selben Abend brachte ich Serge in unsere Villa und quartierte ihn in meinem Zimmer ein, wo ich ihm einen Schlafplatz herrichtete. Er war ein liebenswerter, wohlzogener Junge und meine Hausgenossinnen schlossen ihn genauso schnell ins Herz wie ich. Meine Freunde aus der Legion kamen regelmässig zu Besuch, um mit ihm herumzutollen. Ich nahm ihn zu Essenseinladungen und anderen Geselligkeiten mit.

Der Zustand seines Vaters verschlechterte sich zusehends. Da wir auf die Behandlung hoch infektiöser Krankheiten nicht eingestellt waren, liessen wir ihn mit einer Ambulanz nach Hue bringen.

«Falls mir etwas zustösst, möchte ich, dass Sie meinen Jungen zu sich nehmen», flüsterte er beim Abschied. Eine Woche später starb er.

Sein Tod erschütterte mich tief. Ich musste meinen ganzen Mut zusammennehmen, um dem Jungen die schlimme Nachricht zu überbringen. Behutsam setzte ich ihn auf meinen Schoss und nahm ihn in den Arm.

«Dein Vater ist gestorben», sagte ich mit zitternder Stimme. «Er war sehr krank. Die Ärzte haben alles versucht, um ihn wieder gesund zu machen. Aber sie konnten ihn nicht retten. Es tut mir so leid.»

«Und was passiert jetzt mit mir?», fragte Serge. «Wer kümmert sich um mich?»

Seine blauen Augen füllten sich mit Tränen. Ich strich ihm übers Haar und drückte ihn an mich.

«Ich kümmere mich um dich, mein lieber Serge. Ich werde dich nie mehr allein lassen. Das versprech' ich dir.»

Fast ein Jahr lang wohnte Serge bei mir und schlief in meinem Zimmer. Tagsüber, wenn ich im Krankenhaus war, betreute ihn ein «Boy» – ein katholischer Vietnameser und Vater von sieben Kindern, den ich gesund gepflegt hatte, nachdem Viet-Minh-Kämpfer ihn und seine Familie mit Macheten angegriffen und schwer verwundet hatten. Als Serge mir erzählte, dass der Boy ihn unsittlich berührt habe, wandte ich mich an Leutnant Martin, den Kommandeur der Fremdenlegion.

«Ich brauche Ihre Hilfe», sagte ich zu ihm. «Ich kann Serge nicht mehr meinem Boy anvertrauen. Könnte ich ihn stattdessen morgens zu Ihrem Stützpunkt bringen?»

Leutnant Martin grinste breit. «Mit dem grössten Vergnügen! Meine Männer sind ganz vernarrt in den Kleinen.»

Alle liebten den Jungen. Die Männer kümmerten sich rührend um ihn. Sie spielten mit ihm, gaben ihm zu essen und bastelten Spielzeuggewehre und -lastwagen für ihn. Ich brachte ihn vor Arbeitsbeginn ins Camp und holte ihn nach dem Ende meiner Schicht wieder ab. Wenn wir bei Leutnant Martin zum Abendessen eingeladen waren, schickte man uns einen Militärkonvoi, der uns zum Stützpunkt eskortierte. Wir verbrachten viele heitere Stunden dort und wurden immer sehr zuvorkommend und respektvoll behandelt.

Ein paar Monate später versetzte mich der Leiter des Sanitätsdiensts in Vietnam, Oberstleutnant Berthon, nach Dalat, da er wegen der anhaltenden Gefechte nahe der Entmilitarisierten Zone um Serges Sicherheit besorgt war. Wir fuhren nach Tourane, wo

wir einen Truppentransporter nach Saigon nehmen wollten. Ein Motorboot brachte uns zum Schiff, das in der Bucht vor Anker lag. Doch kaum waren wir an Bord gegangen und hatten unser Gepäck in unsere Kabine bringen lassen, rief mich der Kapitän auf die Brücke.

«Es tut mir leid, aber wir können den Jungen nicht mitnehmen. Als Militärangehörige können Sie jederzeit nach Saigon reisen, aber für Zivilisten haben wir bedauerlicherweise keinen Versicherungsschutz.»

Er liess sich durch keines meiner Argumente umstimmen und lenkte auch nicht ein, als ich ihm die Lebensumstände des Jungen schilderte. Und so mussten wir das Schiff wieder verlassen. Den ganzen Tag lang zerbrach ich mir den Kopf darüber, wie Serge und ich nach Dalat gelangen könnten. Abends gingen wir zu einer Dinnerparty, zu der uns Bekannte aus Tourane eingeladen hatten. Dort lernten wir einige Marineoffiziere kennen, die am Nachmittag mit ihrem Flugzeugträger in der Bucht vor Anker gegangen waren. Als ein Hauptmann, der Stellvertreter des Kommandanten, von meinem Dilemma erfuhr, sagte er: «Kein Problem, wir nehmen Sie mit. Halten Sie sich morgen früh für die Abfahrt bereit.»

Am nächsten Morgen herrschte eine so raue See, dass unsere Motorbarkasse nicht nah genug an die Dixmude herankam, um an ihrem riesigen Rumpf festzumachen. Schliesslich befahl der Hauptmann seinen Männern, so dicht wie möglich an die kleine Plattform heranzufahren, von der ein Fallreep an der steilen Ausenwand hinaufführte. Dann sprang er hinüber. Doch wegen des starken Seegangs verfehlte er die Plattform und landete im Wasser.

«Un homme à la mer!», riefen die Matrosen.

Serge und ich beobachteten entsetzt, wie der Hauptmann in den Wellen versank. Die erfahrenen Seeleute um uns herum be-

fürchteten, dass er unter den Schiffsrumpf geraten und ertrinken könnte. Nach einem kurzen Moment, der mir wie eine Ewigkeit vorkam, tauchte er jedoch wieder auf und hielt triumphierend seine Schirmmütze in die Höhe. Die Seeleute hievten ihn ins Boot.

Nun wurde ein hünenhafter Matrose auf der Plattform positioniert. Er stand breitbeinig da und machte den Eindruck, als könne ihn nichts erschüttern. Nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen gelang es dem Steuermann endlich, die Barkasse dicht genug an den Schiffsrumpf zu manövrieren. Und ehe ich mich versah, hoben mich die Matrosen hoch und warfen mich in Richtung Plattform. Mir blieb fast das Herz stehen vor Schreck. Doch der Riese fing mich auf, als wäre ich leicht wie eine Feder, und setzte mich behutsam auf dem Boden ab. Dann wies er mich an, schnell das Fallreep hochzuklettern. Als ich mich nach Serge umdrehte, sah ich gerade noch, wie er in den Armen unseres Retters landete. Beruhigt stieg ich bis zum Deck hinauf, wo mich der Admiral empfing.

«Willkommen an Bord, Mademoiselle», begrüßte er mich und schüttelte mir die Hand.

Als ich mich bei ihm bedanken wollte, überkam mich plötzlich eine heftige Übelkeit. Sofort wurde ich in meine Kabine gebracht, wo mir ein Marinesanitäter ins Bett half und mich rührend versorgte. Als ich eingeschlafen war, stand offenbar die halbe Mannschaft vor meinem Fenster Schlange, um einen Blick auf die erste Frau an Bord zu erhaschen.

Für Serge war die sechstägige Schiffsreise ein wunderbares Abenteuer. Ich bekam ihn kaum zu Gesicht. Er erkundete jeden Winkel des Flugzeugträgers und freundete sich mit den Matrosen an. Nachdem ich die ersten vierundzwanzig Stunden glücklich überstanden hatte, konnte ich mein Krankenlager verlassen und unsere Zeit auf See genießen.

Jeden Tag speisten wir gemeinsam mit dem Admiral oder dem Hauptmann in der Offiziersmesse. Als wir in Saigon eintrafen, fiel uns der Abschied schwer.

Doch in Dalat schlossen wir schnell neue Freundschaften und stürzten uns ins gesellige Leben der Stadt. Ich begegnete sogar einigen Bekannten aus meiner Zeit in Tourane und Quang Tri wieder. Alle hiessen uns herzlich willkommen. Manchmal fuhren wir für ein paar Tage nach Saigon, um uns mit alten Freunden zu treffen. Wir wohnten meist im Hauptquartier des AFAT – des Corps de Auxiliaires Féminines de l'Armée de Terre –, dem Oberkommando aller weiblichen Armeeangehörigen in Indochina. Wir waren dann bei Kommandantin Suzanne Tillier zu Gast, der Chefin des AFAT. Sie hatte erst kürzlich Hauptmann Torres abgelöst, die nach Frankreich zurückgekehrt war. Suzanne war eine grosse, schlanke Frau, die eine natürliche Autorität ausstrahlte. Sie hatte sich im Zweiten Weltkrieg bei Einsätzen in Tunesien, Italien, Frankreich und Deutschland als Pilotin und Ambulanzfahrerin einen Namen gemacht.

Wenn ich bei ihr zu Besuch war, gingen wir abends oft mit Freunden aus. Zu vorgerückter Stunde machten wir dann meist noch einen Abstecher in eine Opiumhöhle. Ich genoss die entspannte Atmosphäre, die gedämpfte Beleuchtung, die leisen Gespräche und die Zuvorkommenheit der Bedienung – auch wenn ich die angebotene Tonpfeife stets ablehnte. Doch allein die mit Opiumdünsten geschwängerte Luft schien ihre Wirkung zu entfalten, denn ich fühlte mich jedes Mal merkwürdig entrückt und zugleich hellwach.

Gegen Ende meines Aufenthalts in Indochina beschloss ich, wenigstens einmal Opium zu probieren. Nachdem ich so viele Herausforderungen in meinem Leben gemeistert hatte, erschien es mir töricht, mich dieser einzigartigen Erfahrung zu verschliessen, noch dazu an einem der wenigen Orte, wo der Opiumkon-

sum legal war. Und so nahm ich eines Abends einen Zug von der kleinen Pfeife und inhalierte tief. Doch offenbar sind Drogen nicht mein Fall. Statt mit meinen Freunden einen entspannten Abend zu erleben, verbrachte ich die restliche Nacht über der Toiletenschüssel. Ich brauchte wohl keine Angst zu haben, je rauschgift-süchtig zu werden.

In Saigon traf ich auch Major Petit wieder, den man mittlerweile zum Oberst befördert hatte. Er arbeitete immer noch beim Nachrichtendienst. Als ich bei ihm und seiner Frau zum Abendessen eingeladen war, tauschten wir Erinnerungen an unseren Einsatz in Deutschland aus. Wir witzelten darüber, dass Petit mich damals erst mit einem klapprigen Fahrrad und dann mit einem schicken BMW ausgestattet hatte. Beim Kaffee nahm er mich beiseite.

«Ich möchte, dass Sie wieder für mich arbeiten, Marthe. Es gibt da ein paar interessante Projekte. Wir haben vor, chinesische Wirtschaftskreise zu infiltrieren. Als Frau hätten Sie die Möglichkeit, mit Geschäftsleuten auszugehen und herausfinden, was sie im Schilde führen. Vor allem natürlich, ob sie die Viet Minh finanzieren.»

Ich schüttelte den Kopf. «Vielen Dank, Herr Oberst. Aber meine Laufbahn als Spionin ist endgültig vorbei. Ich bin jetzt Krankenschwester. Das liegt mir mehr.»

Eines Sonntagmorgens, als ich nach dem Frühstück in einem Salon de thé mit ein paar Bekannten zum Krankenhaus zurückging, hörten wir drei Schüsse. Erschrocken fuhren wir herum und sahen, wie zwei vietnamesische Polizisten einem etwa zwanzig-jährigen Mann hinterherrannten. Der junge Mann stürmte an uns vorbei, die Strasse entlang.

«Haltet ihn! Viet Minh!», riefen die Polizisten. Ohne zu zögern nahm Leutnant Damien, ein junger Offizier aus unserer Gruppe, die Verfolgung auf. Er holte den Flüchtenden ein, packte ihn am

Arm und übergab ihn den beiden Beamten. Als ich sah, wie sie den völlig verängstigten Mann abführten, wurde mir ganz flau im Magen. Ich musste unwillkürlich an die schrecklichen Jahre in Frankreich denken, als man Jagd auf uns Juden gemacht hatte.

«Wie konnten Sie das bloss tun?», fragte ich Leutnant Damien aufgebracht. «Er war doch fast noch ein Kind.»

Der Offizier sah mich entgeistert an. «Aber Marthe! Er ist unser Feind. Er gehört zu denen, die Tag für Tag unsere Landsleute umbringen. Sie sollten mich loben, statt mich zu kritisieren.»

Ich erwiderte nichts. Doch der junge Mann ging mir monatelang nicht aus dem Kopf. Während der deutschen Besatzung hatte ich zu den Opfern gehört. Dass ich jetzt zu den Tätern gehörte, beschämte mich.

Serge besuchte die französische Schule in Dalat. Da sein Vater Katholik gewesen war, schickte ich ihn jeden Sonntag in den katholischen Gottesdienst.

«Warum kommst du nicht mit, Marthe?», frage er mich einmal.

«Ich bin nicht religiös», antwortete ich. Dass ich Jüdin bin, erzählte ich ihm nicht.

Er war ein gutherziger, aufgeweckter Junge, der sehr an mir hing. Nach wie vor begleitete er mich zu allen Unternehmungen.

Manchmal sprach er von seiner Mutter; er erinnerte sich noch gut daran, dass sie ihn in England zurückgelassen hatte. Wir unterhielten uns auch oft über seinen Vater, dem er sich immer noch sehr nah fühlte. Obwohl er mich mit meinem Vornamen anredete, wusste ich, dass er mich als seine Mutter betrachtete. Und ich sah in ihm meinen Sohn.

Schliesslich fasste ich einen Entschluss. Ich rief Oberstleutnant Berthon in Hue an.

«Ich möchte Serge Lenay adoptieren», sagte ich zu ihm. «Das war der Wunsch seines Vaters. Er hat mich kurz vor seinem Tod gebeten, seinen Sohn zu mir zu nehmen.»

«In Ordnung. Ich kümmere mich um die Formalitäten.»

Kurz darauf wurde ein Adoptionsverfahren in die Wege geleitet und ich musste unzählige Formulare ausfüllen. Meine Vorgesetzten und Kolleginnen aus der Klinik, aber auch Angehörige der Legion bestätigten in ihren Empfehlungsschreiben, dass ich dem Jungen eine gute Mutter sein würde. Fast ein ganzes Jahr lang hatte Serges Grossmutter nichts von sich hören lassen. Als man sie über den Tod ihres Sohnes informierte, reagierte sie nicht. Kein einziges Mal erkundigte sie sich nach dem Wohlergehen ihres Enkels. Wir wussten nicht einmal, ob sie noch lebte.

Dann erhielt ich einen unerwarteten Anruf von einer Mitarbeiterin des Sozialdienstes der französischen Armee in Saigon. «Ich habe leider schlechte Nachrichten», sagte sie. Einen Moment lang war nur ein Knistern in der Leitung zu hören. «Serges Grossmutter hat uns geschrieben. Sie möchte, dass der Junge bei ihr in Frankreich lebt.»

«Das kann sie doch nicht machen!», rief ich empört. «Sie hat seit fast einem Jahr keinen Kontakt mehr zu ihm und davor hat sie sich auch kaum gemeldet. Ausserdem ist sie viel zu krank. Serges Vater hat mir erzählt, dass sie nicht in der Lage ist, einen kleinen Jungen grosszuziehen!»

Die Sozialarbeiterin versuchte mich zu beruhigen. Sie versprach, noch einmal mit Serges Grossmutter zu reden. Aber etwas in mir zerbrach. Da ich keine schriftliche Willenserklärung von Hauptmann Lenay besass, würde ich den Jungen hergeben müssen, wenn es seine Grossmutter verlangte. Nach dem Gesetz gehörte Serge zu seinen Blutsverwandten, selbst wenn sie ausserstande waren, sich um ihn zu kümmern. Ich war am Boden zerstört.

Danach ging alles sehr schnell. «Sie besteht darauf, dass er nach Frankreich kommt», eröffnete mir die Sozialarbeiterin am Telefon. «Sie sagt, dass sie in der Lage ist, den Jungen aufzuziehen, und dass ihr laut Gesetz das Sorgerecht zusteht. Ich fürchte, Sie haben da keinerlei rechtliche Handhabe.»

Die Sozialarbeiterin kam eigens aus Saigon nach Dalat geflogen, um Serge abzuholen, denn sie fürchtete, dass ich den Jungen nicht hergeben würde. Ich hatte Serge von Anfang an auf die Situation vorbereitet. Er wusste, wie die Sache stand, wollte sich aber genauso wenig von mir trennen wie ich mich von ihm.

«Aber warum kann ich nicht bei dir und unseren ganzen Freunden bleiben?», fragte er. Seine Oberlippe zitterte. «Mir gefällt's hier.»

«Weil deine Grossmutter möchte, dass du bei ihr lebst. Sie hat deinen Vater sehr lieb gehabt und jetzt will sie seinen Sohn bei sich haben. Das ist nur natürlich.»

Die Sozialarbeiterin blieb ein paar Tage bei uns, damit wir uns auf den bevorstehenden Abschied einstellen konnten. Sie ging sogar abends mit uns essen. Ich hatte das Gefühl, unter ständiger Beobachtung zu stehen.

Schliesslich war es so weit. Wir fuhren zu dritt zu dem kleinen Flughafen von Dalat, der nur aus einer holprigen Piste bestand.

«Leb wohl, Serge», sagte ich und umarmte ihn fest. Dann gab ich ihm seinen Koffer, in den ich einige Erinnerungsstücke gepackt hatte.

«Wiedersehen, Marthe», sagte er mit kreidebleichem Gesicht.

Dann nahm die Sozialarbeiterin ihn bei der Hand und führte ihn zum Flugzeug. Mit geballten Fäusten stand ich da und beobachtete, wie sich Serge immer mehr von mir entfernte.

Plötzlich drehte er sich um, riss sich los und rannte zu mir zurück. Er schlang die Arme um mich und rief:

«Marthe, Marthe! Bitte behalt mich bei dir. Ich hab dich doch so lieb.»

Zu meiner Beschämung verlor ich völlig die Fassung. Schluchzend klammerten wir uns aneinander. Die Sozialarbeiterin musste uns buchstäblich auseinanderreißen. Als das Flugzeug abhob, war ich von Schmerz überwältigt.

In den folgenden vier Monaten trauerte ich um meinen Verlust. Es war, als durchlebte ich alle erlittenen Verluste meines Lebens noch einmal. Ich hatte meinen Sohn verloren. Da ich nicht bereit war, einen Mann zu lieben, hatte ich all die Liebe, zu der ich fähig war, diesem kleinen Jungen geschenkt. Ich klammerte mich verzweifelt an die Hoffnung, dass seine Grossmutter bald merken würde, dass sie mit ihrer neuen Aufgabe überfordert war, und mich als Pflegemutter akzeptieren würde. Doch tief im Innern wusste ich, dass ich ihn – ebenso wie Stéphanie und Jacques – endgültig verloren hatte.

Meine Freunde in der Fremdenlegion taten ihr Bestes, um mich aufzumuntern. Sie luden mich für ein paar Tage auf ihren Stützpunkt in der hübschen Küstenstadt Nha Trang ein. Leutnant Gilbert nahm mich auf einen Inspektionsbesuch in ein nahe gelegenes Dorf mit. Er wollte überprüfen, welche Massnahmen die Einheimischen ergriffen hatten, um sich vor Überfällen der Viet Minh zu schützen. Als ich durch den Ort schlenderte, verursachte ich einen regelrechten Menschenauflauf. Die Dorfbewohner, die offenbar noch nie eine blonde Frau gesehen hatten, umringten mich neugierig und berührten fasziniert meine Haare. Vor allem die Kinder, kaum kleiner als ich, rückten mir auf die Pelle. Die Frauen lachten und kreischten und deuteten auf mich, als sei ich ein Wesen von einem andern Stern.

«Sie brauchen keine Angst zu haben. Sie meinen es nicht böse», sagte der Leutnant.

Also stand ich still da, während die Leute mir kichernd übers Haar strichen.

Nachdem ich mich bei der Fremdenlegion etwas erholt hatte, nahm ich den Zug nach Saigon, um von dort meine Heimreise nach Frankreich anzutreten. Es war November 1948 und mein Einsatz in Indochina ging zu Ende. Da die Bahnstrecke durch gefährliches Gebiet führte, hatte man aus Sicherheitsgründen jeden der drei Waggons an eine eigene Lok gehängt. Ganz vorn fuhr ein langer Flachwagen, auf dem etwa dreissig vietnamesische Zivilisten standen oder sassen. Sie wurden von den Franzosen dafür bezahlt, dass sie das Gleis im Auge behielten, für den Fall, dass es zu Sabotageakten käme. Im zweiten Wagen befanden sich schwer bewaffnete Fremdenlegionäre, die nach Viet-Minh-Kämpfern Ausschau hielten. Im letzten Waggon sassen die Fahrgäste, alleamt Offiziere auf dem Weg in ihren wohlverdienten Fronturlaub.

Nach einer mehrstündigen ereignislosen Fahrt kam unser Wagen mit einem Ruck zum Stehen. Im selben Moment schrie alles wild durcheinander. Die Offiziere sprangen hinaus und brüllten den Legionären Befehle zu, worauf diese mit ihren auf dem Dach unseres Waggons montierten Maschinengewehren ringsum in den dichten Urwald feuerten.

Ich stieg aus und fragte einen der Offiziere, was denn passiert sei.

«Sabotage», sagte er. «Die ersten beiden Wagen sind in die Schlucht unterhalb der Brücke gestürzt. Überall sind Hecken-schützen und nehmen uns unter Beschuss. Steigen Sie sofort wieder ein.»

«Ich bin Krankenschwester. Ich will helfen», erwiderte ich.

Ohne seine Antwort abzuwarten, ging ich mit einer Handvoll Sanitäter zur Schlucht, um mir ein Bild von der Situation zu machen. Der Flachwagen lag kopfüber in der Schlucht. Der Waggon, in dem sich die Legionäre befanden, hing halb über dem Abgrund und wurde nur noch von unserer Lok gehalten. Viele waren aus dem Zug geschleudert worden und gegen die Felsen geprallt. Es gab zahlreiche Schwerverletzte. Vorsichtig hangelte ich mich an Gestrüpp und Ästen den Abhang hinunter. Dort untersuchte ich zunächst die kritischen Fälle und gab den Sanitätern Anweisungen.

Nachdem der nächstgelegene Stützpunkt der Fremdenlegion alarmiert worden war, traf bald medizinische Ausrüstung ein. Wir fertigten aus Ästen provisorische Tragen an und brachten die Schwerverletzten hinauf an den Rand der Schlucht, wo sie versorgt wurden.

«Hierher, Mademoiselle!», rief jemand. «Die Frau bekommt ein Kind!»

Ich liess einen jungen Soldaten mit gebrochenen Beinen in der Obhut seiner Kameraden zurück und eilte zu einer Vietnamesin, bei der die Wehen eingesetzt hatten. Bestürzt frage ich mich, wieso die hochschwangere Frau eine so gefährliche Reise auf sich genommen hatte. Ich hielt sie an den Schultern fest und erklärte ihr, wie sie atmen sollte. «Nicht pressen! Haben Sie mich verstanden?» Sie sah mich mit ihren schönen Mandelaugen an und nickte.

Inzwischen waren Hubschrauber eingetroffen, um die Schwerverwundeten in ein Krankenhaus zu fliegen. Sie brachten weitere medizinische Ausrüstung und zusätzliche Helfer mit. Ich koordinierte den Abtransport und sah regelmässig nach der Gebärenden, bis man sie ins nächste Dorf fuhr, wo es ein kleines vietnamesisches Krankenhaus gab. Dort brachte sie bald darauf ein schwächtiges, aber gesundes Mädchen zur Welt.

Es dauerte einige Stunden, bis alle Verletzten versorgt waren. Als ich mich völlig erschöpft an unseren Waggon lehnte und einen Schluck Wasser aus meiner Feldflasche nahm, sprach mich der vietnamesische Schaffner an.

«Dürfte ich Ihren Namen und Ihre Adresse haben?»

«Wozu?», fragte ich und wischte mir den Schweiß von der Stirn.

«Ich will Sie melden.»

«Aber warum denn? Habe ich was falsch gemacht?», fragte ich entgeistert.

«Ganz im Gegenteil, Mademoiselle.» Ein breites Lächeln entblösste seine vom Betelkauen rot verfärbten Zähne. «Ich möchte Sie für eine Belobigung vorschlagen.»

Ich winkte ab. «Aber ich habe doch nur meine Pflicht getan.» Doch er blieb hartnäckig und liess sich von einem der Offiziere meinen Namen geben.

Tatsächlich führte der Bericht des Schaffners zu einem lobenden Eintrag in meiner Militärakte: «Ungeachtet eines tödlichen Angriffs der Viet Minh weigerte sich Mademoiselle Hoffnung, im Zug zu bleiben, und leitete stattdessen den medizinischen Rettungseinsatz.»

Diese Würdigung meiner Arbeit und die Geburt eines unschuldigen Kindes inmitten von Gewalt und Chaos schienen mir der passende Abschluss meines Aufenthalts in diesem schönen, aber zerrissenen Land zu sein.

Ich freute mich auf Frankreich.

## Der Kreis schliesst sich

Meine Rückkehr nach Frankreich im Dezember 1948 verlief nicht so, wie ich es mir erträumt hatte. Ich hatte mich in Saigon mit ein paar Kameraden aus der Fremdenlegion nach Marseille eingeschifft. Nach einer ruhigen Überfahrt hatte ich mich in einem Café an der Canebière unter Tränen von ihnen verabschiedet und war in den überfüllten Nachtzug nach Paris gestiegen. Nachdem ich praktisch rund um die Uhr mit Kollegen, Patienten, Freunden oder Serge zusammen gewesen war, fühlte ich mich allein und dachte mit Bangen an die Zukunft.

Als ich im Morgengrauen im Gare de Lyon ankam, empfing mich der typische Pariser Nieselregen. Es war kalt und ungemütlich und meine leichte Baumwolluniform, die für die Tropen gedacht war, erwies sich als völlig unzureichend.

Müde machte ich mich auf den Weg zu Céciles Wohnung in der Avenue des Ternes, nur um festzustellen, dass sie Grippe hatte und nach Poitiers gefahren war. Ihre Vermieterin hatte keine Ahnung, wann sie zurückkommen würde. So viel zu unserem grossartigen Wiedersehen! Mit klammen Fingern blätterte ich in meinem Adressbuch, um Helenes Nummer herauszusuchen. Sie studierte inzwischen an der Sorbonne Philosophie. Ich rief sie an und wir verabredeten uns für den späten Nachmittag in einem Cafe am Boulevard Saint-Michel. Sie und ihr Mann Jean-Claude, ein Erdölchemiker, kamen auf einem Motorroller angefahren. Die beiden hatten geheiratet, als ich in Indochina war.

Es war ein sehr emotionales Wiedersehen. Wir lachten und

weinten, bestürmten uns mit Fragen. Als ich ihr von Serge erzählte, kam mein ganzer Schmerz wieder hoch. Hélène war wunderbar. Sie nahm mich in den Arm und tröstete mich. Es ging etwas Strahlendes von ihr aus. Verliebt zu sein, stand ihr gut. Nach den schweren Kriegsjahren und ihrer gefährlichen Arbeit für die Resistance gönnte ich Hélène ihr Glück von Herzen. Es war das erste Mal seit Januar 1946, dass ich ein Familienmitglied wieder sah. Und es war schön, endlich Jean-Claude kennenzulernen. In ihren Briefen hatte sie mir so viel von ihm erzählt. Wie passend, dass Hélène einen Widerstandskämpfer geheiratet hatte! Im April 1946 hatte General de Gaulle Jean-Claude und Hélène für ihren Einsatz gegen die Besatzungstruppen in Frankreich die Médaille de la Résistance verliehen. Ich mochte Jean-Claude und fand es sehr schade, dass ich ihre Hochzeit versäumt hatte.

Als Cécile erfuhr, dass ich in Paris war, kam sie kurz darauf zurück. Wir lachten viel und vergossen auch ein paar Tränen. Ich erzählte ihr von meiner Zeit in Indochina, meiner Trauer um Serge und von meinen vielen eindrucksvollen Erlebnissen.

«Was gibt's Neues von Jacques Lefèvre?», fragte ich sie irgendwann im Lauf unseres Gesprächs. Ich freute mich darauf, ihren Freund wiederzusehen. Während des Kriegs hatte er viel für uns getan und sogar sein Leben für uns riskiert.

«Der Krieg hat uns zusammengeschweisst, aber nach der Befreiung haben wir uns auseinandergelebt», erzählte sie. «Wir sind immer noch Freunde, aber mehr auch nicht. Aber ich weiss, dass er dich gern wiedersehen würde.» Mit Jacques verbindet mich bis heute eine enge Freundschaft. Ich glaube, dass er die Trennung von Cécile nie überwunden hat.

Cécile stellte mir ihren neuen Freund Luigi Visoni vor, einen

Schweizer Musiker, der am Conservatoire de Paris Violine und Klavier studiert hatte. Wir waren uns sofort sympathisch. Obwohl er ein Einzelkind war, zeigte er grosses Verständnis für die enge Beziehung zwischen Cécile und mir.

Fred war nach seiner Militärzeit nach Poitiers zurückgekehrt und hatte vor Kurzem Elby wiedereröffnet. Zusammen mit Arnold, der in Berlin in General Leclercs Zweiter Panzerdivision gedient hatte, hatte er das Geschäft zunächst von einer provisorischen Unterkunft aus geführt. In unserem alten Laden hatte sich ein Kürschner breitgemacht, der sich trotz des Restitutionsgesetzes weigerte, ihn zu räumen. Erst nach einem dreijährigen nervenaufreibenden Rechtsstreit bekamen wir ihn schliesslich zurück. Fred wünschte sich, dass wir Geschwister alle nach Poitiers zurückkehrten und im Familienbetrieb mitarbeiteten. «Das wär doch fabelhaft», schrieb er mir, als ich noch in Indochina war, «die vier ältesten Hoffnungen wie in alten Zeiten vereint!» Cécile habe zugestimmt, mitzumachen, erzählte er weiter. Und so liess ich mich nach anfänglichem Zögern von Freds Begeisterung anstecken.

Cécile fuhr kurz darauf wieder nach Poitiers, während ich noch auf meine Wintergarderobe wartete. Sie musste extra angefertigt werden, denn es gab selbst in der Modehochburg Paris noch keine Konfektionskleidung. Als ich wieder allein war, kamen mir Bedenken. Ich war im Begriff, mich auf etwas einzulassen, zu dem ich nicht die geringste Lust hatte. Mir wurde plötzlich klar, dass meine Militärlaufbahn endgültig zu Ende war und ich mich an ein weniger aufregendes Leben würde gewöhnen müssen. Am liebsten hätte ich mich wieder verpflichtet. Aber ich hatte Fred mein Wort gegeben. Doch zuerst wollte ich meine Eltern, meine Geschwister und Serge wiedersehen.

Niedergeschlagen fuhr ich nach Metz, wo meine Eltern und

meine Grossmutter inzwischen wohnten. Es war das erste Mal, dass ich nach unserer Flucht 1939 hierher zurückkehrte. Es war ein merkwürdiges Gefühl, nach knapp zehn Jahren wieder in dieser Stadt zu sein, mit der ich so viele glückliche Kindheitserinnerungen verband, die aber auch für eine Phase in meinem Leben stand, die endgültig vorbei war.

Ich war bestürzt, als ich sah, in welch beengten Verhältnissen meine Eltern lebten. Da ihre alte Wohnung in ihrer Abwesenheit beschlagnahmt worden war, hatte meine Grossmutter sie bei sich aufgenommen. Sie hatten zwar vor Gericht recht bekommen, aber das nützte ihnen wenig, denn der Beamte der Präfektur, der darin wohnte, weigerte sich, sie zu räumen. Jetzt, vier Jahre nach Kriegsende, waren sie praktisch noch immer obdachlos.

Zornig begleitete ich meine Mutter zu dem Anwalt, der sie bei ihrer Verhandlung vertreten hatte, und bat ihn um Rat.

«Wenn der Mann sich weigert, auszuziehen, kann ich gar nichts unternehmen», sagte er. «Er hat eine gehobene Stellung in der Präfektur, die ihn schützt.»

«Aber was sollen wir jetzt machen?», fragte ich.

«Warum gehen Sie nicht in Ihrer Uniform zur Präfektur und beschweren sich?», schlug er trocken vor.

Ich vereinbarte einen Termin beim Unterpräfekten, dem zweiten Mann nach dem Präfekten und obersten Verwaltungsbeamten des Arrondissements. Zu dem Treffen trug ich meine Uniform und meine sämtlichen Orden.

«Ich bin sehr befremdet, Monsieur», erklärte ich. «Ich komme gerade aus Indochina zurück, wo ich in der Ersten Französischen Armee gekämpft habe, und muss feststellen, dass ich keine Bleibe habe. Die Wohnung meiner Familie wurde besetzt. Das ist illegal. Darf ich Sie daran erinnern, dass wir hier in Frankreich und nicht

in Deutschland sind? Dieser Mann hat kein Recht, sich in unserer Wohnung aufzuhalten. Meine Eltern haben den Gerichtsprozess vor über einem Jahr gewonnen, aber er weigert sich schlichtweg, auszuziehen. Er macht keinen Hehl daraus, dass er die Wohnung niemals irgendwelchen Juden überlassen würde.»

Der Unterpräfekt war sichtlich betroffen. Ich hatte ihm mein Anliegen höflich, aber bestimmt vorgetragen. Ich hatte kein Blatt vor den Mund genommen.

«Dieser Mann ist nicht nur arrogant, sondern auch noch antisemitisch», fuhr ich fort. «Ich dachte, wir hätten auch deshalb gegen die Deutschen gekämpft, damit Juden nicht mehr diskriminiert würden?»

Er nickte zustimmend. «Gewiss», sagte er ernst und griff nach einem Stift und einem Blatt Papier. «Nennen Sie mir bitte den Namen des Betreffenden, Mademoiselle. Ich werde mich der Sache umgehend annehmen.»

Als ich ihm den Namen nannte, zuckte er kaum merklich zusammen. «Ja, Monsieur», sagte ich. «Es ist jemand, der für Sie arbeitet, und zwar in Ihrer Abteilung.»

Er lief rot an.

Innerhalb einer Woche konnten meine Eltern wieder in ihre alte Wohnung einziehen. Der Unterpräfekt hatte die Räumung persönlich veranlasst.

Mein Vater war überglücklich. Ich glaube, ich hatte ihn mächtig beeindruckt. Ich half meinen Eltern, ihre wenigen Habseligkeiten auf einen Karren zu laden. Aber mein Vater wollte nicht zulassen, dass ich ihn schob.

«Nicht, Marthe», protestierte er. «Du bist doch jetzt Offizier!»

«Was ist denn das für ein Unsinn?», erwiderte ich und liess mich nicht beirren. «Ich bin deine Tochter und nichts weiter.»

Bereits bei meiner Ankunft hatte ich bemerkt, dass meine achtundsiebzigjährige Grossmutter seit meinem letzten Besuch gesundheitlich ziemlich abgebaut hatte. Sie litt schon seit Jahren unter Herzrhythmusstörungen, aber jetzt klagte sie auch über starke Schmerzen im linken Bein, die durch eine Arterienverkalkung hervorgerufen wurden. Onkel Max, der wieder in Paris praktizierte, kam extra nach Metz, um sie zu untersuchen, und war ebenso wie ihr Hausarzt der Meinung, dass ihr Bein amputiert werden musste. Da meine Grossmutter zu schwach für eine Generalanästhesie war, kühlte ich ihr Bein vor der Operation mit Eisblöcken, wie es mein Onkel empfohlen hatte. Max und ich blieben Tag und Nacht bei ihr im Krankenhaus, bis sie sich so weit erholt hatte, dass sie wieder nach Hause durfte. Dort wurde sie rund um die Uhr von einer Schwester gepflegt, bis sie ein paar Monate später starb. Endlich war sie wieder mit ihrem geliebten Mann vereint.

Es wurde Zeit, dass ich meine Zelte in Paris abbrach und nach Poitiers fuhr. Meine Mutter bekräftigte mich in diesem Entschluss. Sie drängte mich ständig, aus dem Militärdienst auszuscheiden und nie wieder nach Indochina zurückzukehren.

«Bitte, Marthe», flehte sie mich unter Tränen an. «Versprich mir, dass du tust, worum ich dich bitte. Unsere Familie hat schon so viel mitgemacht. Ich ertrage es einfach nicht, wenn du so weit weg bist. Arbeite mit Fred, Cecile und Arnold zusammen. Setz dich bitte nicht mehr solchen Gefahren aus. Versprich es mir!»

Ich brachte es nicht übers Herz, ihr diesen Wunsch abzuschlagen, und gab ihr mein Wort. Damit konnte ich allerdings meinen heimlichen Wunsch, mich doch wieder zu verpflichten, endgültig begraben.

Auf der Rückfahrt nach Paris hatte ich genug Zeit, um über

mein Leben nachzudenken. Ich war 28 Jahre alt und trauerte immer noch um die Menschen, die ich verloren hatte. Als ich im Ausland gelebt hatte, war es mir leichter gefallen, mit diesem Schmerz umzugehen. Der Gedanke, nach Poitiers zurückzukehren, an einen Ort voller bittersüßer Erinnerungen, machte mir Angst. Auch die Vorstellung, als Buchhalterin mein Geld zu verdienen, hatte etwas Beängstigendes. Ich war unentschlossen und verunsichert. Nicht zuletzt litt ich immer noch sehr unter der Trennung von Serge.

Seit er in Dalat ins Flugzeug gestiegen war, hatte ich ihm und seiner Grossmutter mindestens einmal pro Woche geschrieben. Aber Serges Grossmutter hatte mir nur selten geantwortet und Serge überhaupt nicht. Auf meinen Brief, in dem ich meine Rückkehr nach Frankreich angekündigt und sie gefragt hatte, ob ich sie in Nantes besuchen könne, hatte sie nicht reagiert. Trotzdem gab ich nicht auf. «Bitte, Madame», schrieb ich, «erlauben Sie mir, dass ich ihn besuche, wenn nicht um meinetwillen, dann wenigstens Serge zuliebe. Ich war die Einzige, die ihn getötet hat, als Ihr Sohn starb.» Ich sehnte mich danach, den kleinen Jungen wiederzusehen, der fast ein Jahr lang mein Sohn gewesen war. Ich machte mir Sorgen um ihn und zerbrach mir den Kopf darüber, wie ich seine Grossmutter dazu bringen könnte, ihn in meine Obhut zu geben. Mir war schmerzlich bewusst, dass ich keinerlei Rechte hatte.

Als Cécile ein paar Tage geschäftlich in Paris zu tun hatte, verbrachten wir die Abende zusammen, gingen ins Theater und ins Ballett und assen gemeinsam mit Hélène und Jean-Claude zu Abend. Bei einer dieser Gelegenheiten stellten sie mir Jean-Claudes Cousin vor, der nach Israel ausgewandert war, wo er einen wichtigen Regierungsposten innehatte. Jean-Claude hatte ihm viel von mir erzählt.

«Warum arbeiten Sie nicht für uns?», fragte er mich spontan. «Ich habe Kontakt zu einer Organisation, die sefardischen Juden in Marokko und Tunesien hilft, nach Israel auszuwandern. Ihre muslimischen Regierungen behandeln sie seit der Gründung Israels wie Staatsfeinde, verweigern ihnen aber die Ausreise. Wir versuchen, Wege zu finden, um sie illegal ausser Landes zu bringen.»

«Mit deinem Hintergrund als Spionin und deiner Erfahrung als Krankenschwester wärst du die ideale Kandidatin», ergänzte Jean-Claude.

Ich war hin- und hergerissen zwischen meinem Versprechen Fred gegenüber und einer Arbeit, die sich aufregend und vielversprechend anhörte. «Gilt das Angebot auch nur für drei Monate?», fragte ich, weil ich überlegte, dass Fred sicher noch ein paar Wochen auf mich verzichten könnte.

«Nein, tut mir leid», erwiderte der Cousin enttäuscht. «Es handelt sich um eine längerfristige Tätigkeit.»

Ich schluckte schwer und schüttelte traurig den Kopf. «Dann fürchte ich, dass Sie jemand anderen finden müssen. Leider habe ich mich bereits anderweitig verpflichtet.»

Als ich schliesslich drei Tage später in Poitiers ankam, konnte es Fred kaum fassen, dass sein Traum, Elby als Familienbetrieb zu führen, wahr geworden war. Es freute mich, ihn so glücklich zu sehen, und ich beschloss, das Beste aus der Situation zu machen. Ich hatte immer eine besonders enge Beziehung zu Fred gehabt. Er war ein Intellektueller, aber auch ein Mann der Tat, ein liebevoller Ehemann, Vater, Sohn und Bruder. Ich bewunderte ihn sehr. Obwohl ich meine Arbeit bei Elby wenig befriedigend fand, genoss ich die langen, anregenden Diskussionen mit Fred. Nachdem er sich im Krieg in der Résistance hervorgetan hatte, machte er sich jetzt als Leiter und offizieller Repräsentant der

jüdischen Gemeinde im Departement Vienne einen Namen. Er unterhielt gute Beziehungen zu Vertretern anderer Glaubensrichtungen und organisierte mit dem katholischen Bischof, dem evangelischen Pfarrer und dem muslimischen Imam jährliche Treffen, um über Toleranz und ein friedliches Zusammenleben zu diskutieren. Viele Jahre später gründete er in Poitiers die erste Synagoge seit dem Mittelalter. Ich war stolz darauf, seine Schwester zu sein.

Da nach Ceciles Hochzeit unsere Wohnung zu klein geworden war, zogen wir in ein helles und freundliches Appartement in der Innenstadt. Ich wohnte gern mit den beiden zusammen. Nach einem langen Tag im Geschäft spielte uns Luigi oft etwas auf der Geige oder dem Klavier vor. Wir assen häufig mit Arnold zusammen zu Abend sowie mit Fred, Rosette, ihrem Sohn Maurice und Töchterchen Michele, dem Neuzugang. Wir waren auch oft bei Jacques' Eltern, den Delaunays, zum Essen eingeladen, die inzwischen fast zur Familie gehörten.

«Wir haben zwar unsere eigenen Kinder verloren, aber wir wurden reichlich dafür entschädigt», sagte Monsieur Delaunay einmal nach einer lebhaften Mahlzeit gerührt. «Vielen Dank, dass ihr uns an eurem Leben teilhaben lasst.»

Als ich in der Zeitung eine Notiz über ein Treffen der Association Rhin et Danube entdeckte, ging ich kurzentschlossen hin. Da ich die einzige Veteranin aus General de Lattre de Tassignys Erster Armee in Poitiers war, fiel mir die Rolle zu, mich um wohltätige Belange zu kümmern. Dazu gehörten Spendenaktionen und die Organisation des alljährlichen Balls sowie Besuche bei Kranken und Gefangenen. Diese Aufgabe hielt mich auf Trab und versöhnte mich etwas mit meinem Leben als Zivilistin.

Im Dezember 1950 bekam ich eine Einladung von der Fremdenlegion in Sidi bei Abbes, Weihnachten und Neujahr in Algerien.

en zu verbringen. Ich fuhr mit dem Zug durch Spanien, sah mir Barcelona, Madrid und Cordoba an und setzte dann mit dem Schiff nach Tanger über. Von dort flog ich nach Casablanca, wo ich in den Zug nach Sidi bei Abbes umstieg. Während meines zehntägigen Aufenthalts wetteiferten meine Freunde und früheren Patienten darum, mich zum Essen, zu Konzerten und Tanzveranstaltungen einzuladen. Nächtelang tauschten wir Erinnerungen an unsere gemeinsame Zeit in Indochina aus. Leider ging der Besuch viel zu schnell zu Ende. Auf der Rückfahrt nach Poitiers besichtigte ich Sevilla und Granada. Diese Reise war mein letzter offizieller Kontakt mit der Fremdenlegion, für die ich bis heute eine Schwäche habe.

Ich engagierte mich zwar bei Elby, aber es machte mir keinen grossen Spass. Als Fred sah, dass ich unglücklich war und meine Arbeit als Krankenschwester vermisste, ermutigte er mich, ambulante Pflegedienste anzubieten. Er meinte, ich könnte doch während der Mittagspause, abends und am Wochenende mit meinem Motorrad zu den Patienten nach Hause fahren und bei besonders schweren Fällen auch über Nacht bleiben. Luigi, der noch weniger Interesse an Elby hatte als ich, ging ein Jahr später nach Genf, wo man ihm ein Engagement als Geiger im Orchestre de la Suisse Romande, unter dem weltbekannten Dirigenten Ernest Ansermet, angeboten hatte. Cécile blieb noch ein weiteres Jahr in Poitiers, bevor sie zu ihm nach Genf zog.

Allein in unserer gemeinsamen Wohnung wurde mir bewusst, wie leer mein Leben war. Dass ich wieder in Poitiers wohnte, machte es nur noch schlimmer, denn die Stadt war voller Erinnerungen an Jacques. Wenn ich im Clain schwamm oder an seinem Ufer spazieren ging, wenn unsere Familie Wanderungen unternahm oder im Wald picknickte, schien er ständig anwesend zu

sein. Ich selbst hatte mich zwar verändert, aber die Menschen, die ich als Jugendliche gekannt hatte, waren dieselben geblieben.

Eines Tages traf ich auf der Strasse einen alten Freund von Jacques. Ich freute mich sehr, ihn zu sehen, und ich lud ihn spontan für den nächsten Tag zum Abendessen bei uns ein. Ich hatte jahrelang in einer Männerwelt gelebt und dachte mir nichts bei der Einladung.

Der arme Mann lief rot an und stammelte, er müsse erst seine Mutter um Erlaubnis fragen. Offenbar hatte er meine Absichten missverstanden und wusste nicht, wie er reagieren sollte. Ich sah ihn nie wieder.

Um etwas Abwechslung in mein Leben zu bringen, nahm ich Flugunterricht. Ich hatte mir schon immer gewünscht, ein Flugzeug fliegen zu können – wie die Helden meiner Kindheit, Maurice Bellonte und Dieudonné Costes.

«Wenn ich gross bin, werde ich Pilotin», hatte ich zu meiner Mutter gesagt, nachdem ich meine beiden Vorbilder auf ihrem Triumphzug 1930 in Metz gesehen hatte.

In den Piper Cubs, die wir flogen, war man Wind und Wetter ausgesetzt. Die anderen Flugschüler machten oft Fotos von mir, wie ich von Kopf bis Fuss eingemummelt im Cockpit sass, zwei Kissen unter mir, zwei weitere im Rücken und zwei zu beiden Seiten, und aussah wie Yayas «Mumie». Aber ich liess mich nicht entmutigen. Leider waren die Kosten für den Flugschein, vor allem wegen der Pflichtstunden, so hoch, dass ich mir kaum ein neues Paar Strümpfe leisten konnte. Schweren Herzens gab ich diesen Sport noch vor der Abschlussprüfung auf.

Serge ging mir nicht aus dem Kopf. Ich schrieb ihm weiterhin regelmässig und schickte ihm Geschenke, hörte aber nie etwas von ihm. Dann bekam ich aus heiterem Himmel einen Brief von seiner Grossmutter, in dem sie mich zu sich einlud. Am nächsten Tag fuhr ich mit dem Zug zu ihnen nach Nantes. Ich war entsetzt

über die beengten Verhältnisse, unter denen sie lebten. Nach und nach gelang es mir, mir zusammenzureimen, wie es dazu gekommen war.

Serges Grossmutter hatte mehrere Jahre in einer Wohnung gewohnt, die ihr Sohn in seiner Funktion als Hauptmann in Leclercs 2. Panzerdivision für sie beschlagnahmt hatte. Da sie schwer zuckerkrank und ausserdem senil war, hatte sie sämtliche Aufforderungen, die Wohnung ihrem rechtmässigen Besitzer zurückzugeben, ignoriert. Ihr zweiter Mann, ein netter, alter Herr, stand unter ihrer Fuchtel und war von der Situation völlig überfordert. Einige Tage vor meinem Besuch war ihre Wohnung zwangsgeräumt worden. Netterweise hatte ein Nachbar die drei aufgenommen. Ausserdem war sie einem Betrüger auf den Leim gegangen, der sie um ihre wenigen Ersparnisse gebracht hatte. Ich ging mit ihr zu ihm und zwang ihn, das Geld zurückzugeben.

Statt sich bei mir zu bedanken, machte sie mir Vorwürfe. «Warum haben Sie mir Serge weggenommen?», fragte sie anklagend. «Warum war er so lang bei Ihnen? Sie waren in meinen Sohn verliebt, stimmt's?»

Wenn du wüsstest, wie dein Sohn gelebt hat, schoss es mir durch den Kopf.

«Nein, ich war nie in Ihren Sohn verliebt», versicherte ich ihr, «aber Serge ist mir ans Herz gewachsen. Bitte erlauben Sie, dass ich ihn mitnehme. Ich verspreche, dass ich gut für ihn sorgen werde.»

«Haben Sie die Leiche meines Sohns überhaupt gesehen?» Die alte Frau stierte mich misstrauisch an.

«Nein», erwiderte ich. «Als ich mit Serge nach Hue zu seiner Beerdigung kam, lag er bereits im Sarg.»

Ihr Gesicht leuchtete auf. «Vielleicht ist er ja gar nicht tot!», rief sie. «Vielleicht lebt er noch!»

Erschrocken versicherte ich ihr, dass ihr Sohn ganz gewiss tot

sei. «Er hatte Typhus. Ich habe ihn gepflegt, als er schon sehr krank war. Sein Arzt in Hue hat Serge und mir seinen Tod bestätigt.»

Sie nahm Serges Hand. «Wenn dein Vater tot ist», sagte sie, «bleibt uns nur, uns vor die Strassenbahn zu werfen.»

Serge versuchte, ihr seine Hand zu entziehen, weinte und schrie: «Nein, Grossmutter! Nein! Ich will nicht sterben!» Dann rannte er zu mir und flehte mich an, ihn mitzunehmen. Ich versuchte, die alte Frau umzustimmen. Ich versprach ihr, dass sie ihren Enkel jederzeit besuchen könne. Aber es war sinnlos. Um eine dauerhafte Bleibe für Serge und seine Grossmutter zu finden, lief ich von einem Amt zum nächsten, aber es gab keine freien Wohnungen. Im Herbst 1949 hatte der Wiederaufbau noch nicht ernsthaft begonnen und in Frankreich herrschte grosse Wohnungsnot.

Der Nachbar willigte ein, sie weiterhin bei sich wohnen zu lassen, bis sich etwas ergäbe. Ich lud die zänkische alte Frau, ihren gutmütigen Mann und Serge zum Abendessen in ein Restaurant ein. Doch das sollte ich bitter bereuen. Serge war den ganzen Abend über schweigsam und in sich gekehrt. Auch der alte Mann sagte kein Wort, sondern schlürfte nur still seine Suppe. Gegen Ende des Essens wurde die alte Frau immer feindseliger und warf mir vor, ich wolle ihr ihren Enkel wegnehmen.

«Das stimmt doch gar nicht», erwiderte ich entnervt. «Ich will ihm doch nur ein besseres Leben bieten.»

Sie funkelte mich böse an. «Ich verbiete Ihnen, Serge je wieder zu besuchen! Ich will Sie nie mehr sehen!»

Niedergeschlagen bezahlte ich die Rechnung. Ich gab Serge einen Kuss, dann verliess ich das Restaurant und nahm den letzten Zug zurück nach Poitiers.

Sobald es ging, fuhr ich nach Paris und versuchte, bei dem Vater eines Freundes aus der Fremdenlegion einen Termin zu be-

kommen. Der Sohn war in Quang Tri mein Patient gewesen. Er hatte Serge sehr gemocht. Sein Vater war General und Adjutant von Vincent Auriol, dem Präsidenten der Französischen Republik. Als ich im Élysée-Palast eintraf, wurde ich sofort in sein Büro geführt. Durch die Briefe seines Sohnes wusste er, wer ich war und dass ich mich nach dem Tod von Hauptmann Lenay um Serge gekümmert hatte.

«Bitte helfen Sie mir, Herr General», bat ich ihn. «Ich muss unbedingt eine Wohnung für eine befreundete Familie finden. Und dafür brauche ich Ihre Hilfe.»

Der General hörte mir aufmerksam zu und versprach, sich der Sache anzunehmen. Er leitete eine Untersuchung ein, aber die misstrauische Art der alten Frau machte seine ganzen Bemühungen zunichte. Später schrieb er mir, dass er ohne ihre Mithilfe nichts unternehmen könne.

1958, lange nachdem ich in die USA ausgewandert war, schrieb mir Rosette, dass sie einen Brief von Serge bekommen habe, in dem er mich bat, wieder Kontakt zu ihm aufzunehmen. «Er will dich wiedersehen, Marthe», schrieb sie. «Er hat um deine Hilfe gebeten.»

Aber das konnte ich nicht. Es hätte mir das Herz gebrochen, ihn noch einmal zu verlieren.

Da ich in Poitiers lebte, hatte ich öfters Gelegenheit, meinen Neffen Maurice und meine Nichte Michele und nach seiner Geburt 1951 auch den kleinen Daniel zu sehen. In meiner Freizeit kümmerte ich mich um die drei, sehr zur Freude von Rosette, die dann etwas ausspannen konnte. Am Wochenende nahm ich die beiden Älteren zum Flugplatz mit, wo sie mir bei meinen Flugstunden zusahen. Wir machten Ausflüge zusammen und ich nahm an allen Familienfeiern teil, sodass sich ein inniges Verhältnis zwischen den Kindern und mir entwickelte. Dieser enge Kontakt half mir über den schmerzlichen Verlust von Serge hinweg.

Im Dezember 1952 luden mich Cécile und Luigi zu sich ein. Gespannt reiste ich nach Genf und war ganz beeindruckt von ihrer geschmackvollen Wohnung, die sie mit hübschen Stücken vom Trödler eingerichtet hatten. Um sein Einkommen als Pianist aufzubessern, gab Luigi Klavierunterricht und überholte gebrauchte Klaviere, die er anschliessend verkaufte. Cecile unterstützte ihn dabei. Gleich nach meiner Ankunft überraschte er mich mit einem Vorschlag.

«Warum kommst du nicht nach Genf, Marthe?», fragte er. «Ich habe auch schon eine Beschäftigung für dich gefunden. Du könntest ein Jahr lang die hiesige Schwesternschule des Roten Kreuzes besuchen, um dich für die Schweizer Zulassung als Krankenschwester zu qualifizieren. Dann könntest du überall in der Schweiz arbeiten, falls du das willst. Bon Secours, so heisst die Schule, bildet seine Schwesternschülerinnen im Kantonsspital aus, das einen sehr guten Ruf geniesst. Und da du über jahrelange Berufserfahrung verfügst, bekommst du während deiner Ausbildung ein normales Schwesterngehalt. Na, wie klingt das? Du könntest bei uns wohnen und Cécile hätte abends, wenn ich mit dem Orchester auftrete, Gesellschaft. Was meinst du?» Er sah mich erwartungsvoll an.

Wie gewöhnlich hatte Luigi alles genau durchdacht. Er wusste, dass ich seinem verlockenden Angebot nicht würde widerstehen können.

In Poitiers nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und redete mit Fred. «Geh nur», sagte er und tätschelte meinen Arm. «Ich weiss ja, dass dir die Arbeit hier nicht besonders viel Spass gemacht hat. Fang ein neues Leben an, Marthe, meinen Segen hast du.»

Also wurde 1953 Genf meine neue Heimatstadt. Ich schrieb mich in der Schule ein. Dann wandte ich mich an die Weltgesundheitsorganisation, um mich nach Stellen zu erkundigen, denn im

Nu würde das Jahr vorüber sein und ich wollte mich rechtzeitig bewerben. Beim Vorstellungsgespräch unterhielt ich mich mit zwei Krankenschwestern, einer Britin und einer Amerikanerin. Aufgrund meiner Erfahrung im Militärdienst boten sie mir an, Schwesternschulen für die Ausbildung von Einheimischen in den früheren französischen Kolonien in Afrika aufzubauen.

«Aber zuerst müssen Sie Englisch lernen», meinten sie. «Wir empfehlen Ihnen, nach England zu gehen und dort zumindest ein Jahr lang in einem Krankenhaus zu arbeiten. Dann sollten Sie sich in Paris weiterqualifizieren.»

Durch diese fantastischen Aussichten angespornt, bewarb ich mich an einer Universitätsklinik in London und an einer medizinischen Hochschule in Paris. Beide Male wurde ich angenommen. Das Pariser Institut bot mir sogar ein Stipendium an, das so grosszügig bemessen war, dass es meine ganzen Ausgaben abdeckte. Meine Zukunft lag klar vor mir.

Meine Erfahrungen an der Schwesternschule in Genf hatten mir gezeigt, dass man als Ausländerin Diskriminierungen ausgesetzt ist, selbst wenn man die Landessprache beherrscht. In England, wo ich mich nicht einmal verständigen konnte, würde ich sicher noch mehr Probleme bekommen. Also beschloss ich, sofort Englisch zu lernen. Genf war eine internationale Stadt, der Sitz des Roten Kreuzes und vieler amerikanischer und englischer Vertretungen. Sicherlich gab es hier jemanden, der mich unterrichten konnte.

Ich heftete eine Anzeige ans schwarze Brett der Universität. Kurz darauf meldete sich Henri Fournel bei mir, ein Medizinstudent, der sich dringend etwas dazuverdienen musste. Anfangs fand der Unterricht in Ceciles und Luigis Wohnung in der Rue Louis-Favre statt, aber nach einer Weile fuhr ich zu ihm, um ihm die Fahrtkosten zu ersparen. Und dort lernte ich eines Tages im

Dezember 1953 seinen Mitbewohner kennen, einen amerikanischen Medizinstudenten namens Major Lloyd Cohn. Ich war 33 Jahre alt.

Mein erster Eindruck von ihm war alles andere als positiv. Major hatte einen dunklen Teint und schwarze Locken. Er hatte eine französische Freundin gehabt, die ihn heiraten wollte, was er sich aber finanziell nicht leisten konnte. Daraufhin hatten sie sich wieder getrennt. Als ich ihn kennenlernte, trauerte er noch um sie. Ich fand ihn ziemlich aufdringlich. Er hatte etwas von einem Don Juan und gab sich alle Mühe, mich zu beeindrucken, aber das hätte er sich sparen können.

Als ich Henri fragte, wo er denn diesen komischen Vogel aufgetrieben habe, sah er mich verständnislos an. «Du irrst dich», erwiderte er. «Major ist ein prima Kerl.» Er erzählte mir, wie viel Major für ihn getan hatte. Sie hatten sich als Studenten nach dem Krieg in Paris kennengelernt und Henri hatte Major Französischunterricht gegeben. Dankbar für seine Hilfe, hatte Major Henri in die Schweiz mitgenommen, wo er sie beide von seiner Studienbeihilfe ernährte. Sein Bruder Melvin, ein Professor für Immunologie am Institut Pasteur, und Melvins Frau Ruby, eine Magisterstudentin an der Sorbonne, griffen ihm finanziell ein wenig unter die Arme. Majors Einkommen hätte zwar für ihn allein gereicht, aber Henris kostspielige Ausbildung zwang sie zu einem spartanischen Leben.

Nachdem ich Major ein paarmal getroffen hatte, sah ich ihn in einem anderen Licht. Ich musste zugeben, dass mich mein erster Eindruck getäuscht hatte. Henri und er luden mich oft zu sich zum Mittagessen ein, aber sie konnten sich nur Brot, Frischkäse und Ölsardinen leisten. Die Tischdecke bestand aus Zeitungspapier und wir mussten uns zu dritt einen Teebeutel teilen. Als Gast durfte ich ihn immer zuerst eintunken.

Als ich Cecile und Luigi von den beiden erzählte, luden sie Henri und Major spontan zum Abendessen ein. Es gab Spaghetti mit Tomatensosse und Fleischbällchen. Ungläubig starrten die beiden auf die erste warme Mahlzeit, die sie seit Ewigkeiten zu Gesicht bekamen. Dann machten sie sich heiss hungrig über das Essen her. Danach lud Cécile sie regelmässig ein.

An Silvester gingen wir gemeinsam zu einer Tanzveranstaltung, wo Luigi in einem kleinen Ensemble spielte. Major und ich tanzten Wange an Wange und für Cécile und Luigi stand damit fest, dass wir ein Paar waren. Im Verlauf des Abends hoben mich ein paar Gäste auf den Tisch und riefen: «Vive la mariée!» Lang lebe die Braut. Das war mir zwar etwas peinlich, aber ich fühlte mich auch geschmeichelt. Als wir in den frühen Morgenstunden nach Hause gingen, küsste mich Major. Wir standen auf der Mont-Blanc-Brücke und es war eisig kalt, aber das war mir egal. Zum ersten Mal seit Jahren war ich richtig glücklich.

1954 machte ich meinen Abschluss. Meine Mitschülerinnen gaben eine Abschiedsparty für mich, was mich sehr rührte. Alles ging plötzlich so schnell. Zwar freute ich mich darauf, nach London und Paris zu gehen und anschliessend nach Afrika, aber mir graute vor dem Abschied von Major. Er würde erst 1956 sein Examen machen und anschliessend in den USA als Arzt praktizieren. Ich beschloss, ihn nach meiner Abschiedsfeier noch einmal zu besuchen. Wir tranken Tee und plauderten über allerlei Belangloses.

«So», sagte ich schliesslich, «jetzt muss ich aber wirklich nach Hause und packen. Leb wohl, Major.» Ich reichte ihm die Hand.

Major sprang auf. «Was wäre, wenn ich dich bitten würde, nicht nach England zu gehen?», fragte er auf seine lakonische Art.

«Machst du Witze?» Ich starrte ihn entgeistert an. «Es ist alles organisiert.»

«Ich habe noch nie in meinem Leben etwas so ernst gemeint», entgegnete er und sah mir fest in die Augen. «Marthe, bleibst du hier?»

Zu meiner grössten Überraschung hörte ich mich sagen: «Ja, Major.» Mit einem strahlenden Lächeln erwiderte ich seinen Blick. «Die Antwort ist Ja.»

Etwas zögerlich fügte Major hinzu: «Ich weiss noch nicht, wann wir heiraten können, aber spätestens, wenn ich finanziell unabhängig bin.»

Luigi war wütend, dass ich einfach so meine beruflichen Pläne aufgab. Er fand mich blauäugig. «Du bist ja nicht mal verlobt!», rief er und lief hektisch im Zimmer auf und ab. «Hat er wirklich vor, dich zu heiraten, und wenn ja, wann?»

«Das ist mir egal», erwiderte ich und grinste ihn an. «Ich bin glücklich, Luigi. Das ist alles, was zählt, stimmt's? Ich war so lange unglücklich. Ich werde jede Gelegenheit beim Schopf packen, die mir das Leben bietet.»

Cecile brach in Tränen aus und umarmte mich.

Die kommenden zwei Jahre vergingen wie im Flug.

Vor meiner Abreise nach Amerika fuhr ich noch einmal nach Metz, um meinen Eltern Adieu zu sagen. Meine Mutter klammerte sich schluchzend an mich. Auch der Abschied von Arnold, Fred, Rosette und den Kindern in Poitiers war sehr tränenreich. Madame Delaunay, deren Mann mittlerweile an den Spätfolgen seiner Lagerhaft gestorben war, wiederholte noch einmal, wie sehr sich Jacques gewünscht habe, dass ich eines Tages jemand anderen heiratete.

«Sehr wenige Frauen hätten so lange gewartet, Marthe. Jacques wäre stolz auf dich.» Man sah ihr an, dass ihr der Abschied schwerfiel.

Auch ich war bedrückt, als ich ihr Haus verliess.

Im Juni 1956 fuhren Major und ich auf der île de France in die Vereinigten Staaten. Am 30. Januar 1958 wurden wir in St. Louis, Missouri, standesamtlich getraut. Die halbstündige Zeremonie fand während meiner Mittagspause im Büro des Friedensrichters statt. Melvin und Ruby waren unsere Trauzeugen. Mein Ehering kostete ganze 4,50 Dollar. Ich machte damals am Barnes Hospital der Washington University eine Zusatzausbildung zur Anästhesistin und bekam ein Stipendium von fünfzig Dollar im Monat. Major war in derselben Einrichtung Assistenzarzt für Innere Medizin und erhielt dieselbe Unterstützung wie ich. Als Ehepaar hatten wir Anspruch auf einen Wohnzuschuss von einhundert Dollar.

Zehn Tage danach wurden wir im Haus meiner Schwiegereltern in Brooklyn, New York, von einem Rabbiner getraut. Maman war zur Hochzeit extra aus Metz gekommen und beobachtete gerührt, wie wir unser Gelübde ablegten und Major anschliessend unter der Chuppa ein Glas zertrat. Ich bin sicher, dass sie nicht mehr damit gerechnet hatte, diesen Tag je zu erleben.

Ich war voller widerstreitender Gefühle. Meine Brüder und Schwestern fehlten mir sehr. Ich hätte sie und ihre Familien so gern bei den Feierlichkeiten dabeigehabt, aber das war nicht zuletzt aus finanziellen Gründen unmöglich. Mein Vater hatte wegen seines labilen Gesundheitszustands die weite Reise nicht auf sich nehmen können. Die Anwesenheit meiner Mutter war ein Geschenk des Himmels.

«Herzlichen Glückwunsch, Marthe», sagte sie und küsste mich liebevoll auf beide Wangen. «Ich bin so froh, dass du endlich dein Lebensglück gefunden hast.»

Zwei Jahre später, am 12. Dezember 1960, nach zwei Fehlgeburten und einer komplizierten Schwangerschaft, kam unser erster Sohn auf die Welt. Major und ich waren gerade auf einer Rei-

se durch Europa und hatten gehofft, dass unser Kind in Frankreich geboren würde, damit es die doppelte Staatsbürgerschaft bekäme. Doch in Agrinio, einer griechischen Stadt nordöstlich von Athen, setzten plötzlich sechs Wochen zu früh die Wehen ein. Als die Fruchtblase platzte, brachte mich Major in eine Privatklinik. Nervös wie jeder werdende Vater lief er im Flur der Entbindungsstation auf und ab.

Die Geburt verlief überraschend problemlos, obwohl man uns von einer weiteren Schwangerschaft dringend abgeraten hatte. «Ihre Frau darf auf keinen Fall noch einmal schwanger werden», hatten die Ärzte Major in Amerika gesagt. «Das könnte lebensgefährlich für sie sein.»

Aber ich war fest entschlossen gewesen, es noch einmal zu versuchen. Ich hatte mir nichts sehnlicher gewünscht als ein Kind, nicht nur um meinetwillen, sondern auch um dem Tod von Stephanie und Jacques und all der anderen Mitglieder meiner Familie etwas entgegenzusetzen. Als Jüdin den Krieg überlebt zu haben, war nicht genug; ich war es meinen Grosseltern und Eltern schuldig, dafür zu sorgen, dass sich unsere Linie fortsetzte.

«Nicht pressen!», sagte die Hebamme. Sie war die Einzige im ganzen Krankenhaus, die ein paar Brocken Französisch sprach. Ich musste plötzlich an die Vietnamesin denken, deren Wehen am Rand der Schlucht eingesetzt hatten.

Ich dachte auch an Hélène und Rosy, die als Säuglinge wie Püppchen ausgesehen hatten. Mein Vater hatte jedes Mal geweint, wenn ein weiteres Kind geboren wurde.

Nach einer letzten, enormen Anstrengung kam mein erstes Kind auf die Welt, eine Welt, in der weitgehend Frieden herrschte und wo die Erinnerung an den Krieg langsam verblasste. Ich hörte ein Quäken und dann lag das kleine Wesen schon in meinen Armen. Ich weinte vor Freude.

«Es ist ein Junge», sagte die Hebamme. Dann rief sie Major herein.

«Oh, Major», schluchzte ich. «Wir haben einen Sohn ...  
Stephan Jacques.»

Major nickte und lächelte.

«Herzlich willkommen, Stephan Jacques», sagte er, beugte sich über ihn und küsste ihn auf die Stirn.

## Epilog

Als ich 1998 mit 78 Jahren meine Familie in Frankreich besuchte, beschloss ich, bei den Behörden eine Kopie meiner Militärakte anzufordern. Inzwischen war es aufgrund einer Gesetzesänderung möglich, die doppelte Staatsbürgerschaft zu bekommen, und ich wollte zusätzlich zu meiner amerikanischen die französische beantragen.

Bei der französischen Armee war man sicher überrascht, dass ich überhaupt noch lebte, aber ich bekam die Dokumente anstandslos zugeschickt. Jahrelang hatte mich mein Bruder Fred gedrängt, mich um die Médaille militaire zu bewerben, und so wandte ich mich schliesslich ans Militärarchiv in Pau in den Pyrenäen, wo man mir die entsprechenden Formulare gab. Mehrere Wochen später erhielt ich die Eingangsbestätigung, mit dem Hinweis, dass ich mich erneut bewerben solle, wenn ich bis zum 1. Juli 1999 nichts von ihnen gehört hätte.

Der genannte Tag verstrich und ich vergass die ganze Angelegenheit. Ich hatte sowieso nicht die Absicht, mich ein zweites Mal zu bewerben. Völlig unerwartet informierte mich im Dezember 1999 das Verteidigungsministerium, dass man mir den Orden für meine Verdienste während des Zweiten Weltkriegs verliehen hätte. Ich fiel aus allen Wolken.

Die schlichte Zeremonie fand am 14. Juli 2000, dem französischen Nationalfeiertag, in einer Suite des Sofitel-Hotels in Beverly Hills statt. Die Medaille militaire, die 1852 von Napoleon m. gestiftet und unter anderem auch schon Winston Churchill verlie-

hen worden war, wurde mir von Monsieur Yves Zelda, dem französischen Konsul in Los Angeles, für meine «ausserordentlichen Verdienste» während meiner «Sondermissionen» im Schwarzwald im April 1945 überreicht. In der Begründung hiess es, dass mein Einsatz «in hohem Mass zum Erfolg der letzten Kriegseinsätze der französischen Armee» beigetragen habe.

Mein Mann Major, unsere Söhne Stephan und Remi, Stephans Frau Barbara und ihre kleine Tochter Anna sowie einige enge Freunde waren dabei, als mir der Konsul den vergoldeten Orden ans Revers meiner königsblauen Kostümjacke heftete, die ich mir extra für diesen Anlass hatte anfertigen lassen. Unwillkürlich kamen mir die Tränen.

Ich nahm diese Auszeichnung im Namen von Jacques und meinen Familienmitgliedern entgegen, die so mutig gewesen waren wie ich, wenn nicht mutiger – Stéphanie, Onkel Léon, meine Eltern, Brüder und Schwestern. Ich hatte meinen Kindern nie von meiner Tätigkeit während des Kriegs erzählt. Selbst Major kannte nur wenige Details. Und unsere Freunde und Nachbarn waren völlig ahnungslos. Ich hatte immer befürchtet, dass man mich für eine Aufschneiderin halten könnte, und deshalb lieber geschwiegen.

Die Geburt unseres ersten Sohnes lag nun schon fast ein halbes Jahrhundert zurück. Viel Erfreuliches, aber auch Trauriges war in der Zwischenzeit geschehen. Am 25. April 1964 kam unser zweiter Sohn Remi Benjamin zur Welt, was für Major und mich an ein kleines Wunder grenzte. Mein Vater starb ein Jahr danach, meine Mutter 1983, nachdem sie uns drei Mal in Amerika besucht hatte.

Fred starb nach langer Krankheit im Juni 2001. Sein Sohn Maurice war erst eineinhalb Jahre alt, als die Deutschen regelmässig in ihren Zufluchtsort in den Bergen einfielen und Razzien durchführten. Jedes Mal mussten ihn seine Eltern aus dem Schlaf reis-

sen, um ihn und die übrige Familie in Sicherheit zu bringen. Möglicherweise haben diese frühen Traumata lebenslange Spuren hinterlassen. Am 28. Juni 2001 nahm sich Maurice in Paris das Leben. Er war ein renommierter Professor am Institut Pasteur und hinterliess eine liebevolle Ehefrau und drei wunderbare Kinder. Freds Tochter Michele arbeitet bei der Luftfahrt in Paris und Daniel ist Arzt und wohnt in Poitiers. Der Jüngste, Serge, arbeitet bei einer Lokalzeitung in Poitiers.

Cecile und Luigi bekamen keine Kinder. Luigi starb 1998; Cécile lebt immer noch in Genf. Arnold blieb unverheiratet und hat sein Leben lang mit Fred zusammengearbeitet. Er lebt in Poitiers. Rosy hat ebenfalls nie geheiratet und war Chefsekretärin in Genf, wo sie eine Freimaurerloge für Frauen gründete. Sie starb im Februar 2002, nach einem langen und tapferen Kampf gegen den Krebs.

Hélène wurde Professorin für Philosophie und lebte mit ihrem Mann Jean-Claude in Paris. Nach ihren schlimmen Kriegserlebnissen konnten sie sich nicht vorstellen, Kinder in die Welt zu setzen. Aber sie liebten Kinder und vergötterten ihre Nichten und Neffen. Nachdem sie beide schwer erkrankt waren, beendeten sie 2004 gemeinsam ihr Leben.

Onkel Max, dessen Gesundheitszustand sich nach seiner Inhaftierung immer mehr verschlechtert hatte, starb Anfang der 70er Jahre. Seine Frau Fannie folgte ihm ein paar Jahre später nach. Ihre Tochter Ruth lebt zusammen mit ihrem Sohn in Jerusalem und leitet dort die französische Bibliothek. Onkel Benoît, seine Frau und ihr Sohn überlebten den Krieg, aber Benoît starb später an Krebs. Seine Frau und sein Sohn starben nicht lange nach ihm.

Jacquie, der den hebräischen Namen Gavan annahm, ist Vater von drei Kindern und hat zwei Enkel. Er ist Dekan eines Ingenieurkollegs in Israel. Sein Bruder Josie wurde im Sechs-Tage-Krieg

getötet. Seine Schwester Mindele lebt in Toronto, ist verheiratet und hat zwei Söhne. Ihre Eltern starben vor einigen Jahren in Israel.

Madame Delaunay starb 1988. Wir hielten bis zum Schluss engen Kontakt. Ich habe immer noch die kleinen weissen Lederschuhe, die sie Stephan schenkte, als er ein paar Monate alt war.

Meine Freundin Sophie Weyne entging – ebenso wie Cécile – dank ihrer gefälschten Papiere in Paris der Verhaftung. Nach dem Krieg heiratete sie Henri Nichols. Inzwischen wohnen die beiden in New York und haben einen Sohn. Odile de Morin heiratete Maurice de la Servé und bekam ebenfalls Kinder. Sie starb vor ein paar Jahren. Annette Boutin, die mich über Jacques' Prozess auf dem Laufenden hielt, wurde Sozialarbeiterin und blieb in Poitiers. Ich habe auch immer noch zu meiner Mitschülerin Jeanine Rieckert Kontakt, deren Bruder Eliot zusammen mit Jacques erschossen wurde und die selbst in der Résistance aktiv war. Sie ist verheiratet, hat vier Kinder und lebt in La Rochelle.

Dédé, Stéphanies Verlobter, heiratete 1945, liess sich aber später wieder scheiden. Er starb recht jung. Rosettes Mutter, Madame Korn, überlebte den Krieg in einem Pflegeheim in Poitiers, nachdem sich der zuständige Arzt ihrer Verhaftung durch die Deutschen widersetzt hatte, starb aber innerhalb der nächsten zehn Jahre. Ihr Mann Salman war kurz nach unserer Flucht verhaftet und nach Auschwitz deportiert worden. Er kehrte nie zurück.

Zu Serge Lenay hatte ich jahrzehntelang keinen Kontakt und brachte bis vor Kurzem nicht den Mut auf, mich bei ihm zu melden. Aber als ich dieses Buch schrieb, wurden viele Erinnerungen wieder lebendig und ich merkte, dass die Zeit meinen Schmerz gelindert hatte. Es war mir wichtig, dass er erfuhr, wie viel mir unser gemeinsames Jahr bedeutet hatte und wie leid mir alles tat.

Meine Mitautorin Wendy Holden entdeckte seinen Namen im Telefonbuch eines Pariser Vororts und gab mir seine Nummer. Spontan griff ich zum Hörer. Serge ist jetzt Mitte sechzig und von Beruf Lehrer. Er ist glücklich verheiratet und hat vier wohlgeratene Kinder, zwei Mädchen und zwei Jungen, sowie vier Enkel. Auch er hatte mich nicht vergessen. Major und ich haben ihn und seine Familie inzwischen besucht und ich habe mir fest vorgenommen, nie mehr den Kontakt zu ihm abreißen zu lassen. Ich bin froh, meinen verlorenen «Sohn» wiedergefunden zu haben.

Jetzt, im hohen Alter, von Arthrose geplagt und dummerweise auch noch schwerhörig, blicke ich voller Stolz auf mein Leben und das meiner Familie zurück. Wir hatten mehr Glück als andere – wir machten unserem Namen Hoffnung Gutglück alle Ehre. Trotz allem, was wir mitgemacht haben, trotz dieser grauenvollen Kriegsjahre, hat keiner von uns je seinen Lebensmut verloren.

Der Krieg hat mich eine Menge Dinge gelehrt, unter anderem, dass es von den Umständen abhängt, ob ein Mensch mutig oder feige ist. Es heisst, dass der Krieg das Beste und das Schlechteste in einem Menschen hervorbringt, und bei mir war mit Sicherheit beides der Fall. Wenn ich an die vielen Menschen denke, die ihr Leben für uns aufs Spiel gesetzt haben, hilft mir das, die bitteren Erinnerungen an jene, die so grausam waren, leichter zu ertragen. Der Krieg lehrte mich auch, das Unvermeidliche zu akzeptieren und das Schöne, das mir widerfahren ist, zu würdigen, wie die Geburt meiner beiden wunderbaren Söhne und meiner Enkelin.

Die tiefe Verbundenheit mit all denen, die ich verloren habe, aber auch jenen, die mir erhalten geblieben sind, hat mir selbst in dunklen Momenten Kraft gegeben.

## Danksagung

Zahlreiche Menschen haben uns in Poitiers geholfen, die deutsche Besatzung zu überstehen. Besonders dankbar bin ich meinen Klassenkameradinnen, allen voran Odile de Morin, und dem Personal der Schwesternschule des Roten Kreuzes, aber auch Monsieur Charpentier und vielen Nachbarn und Ladenbesitzern, an deren Namen ich mich nicht mehr erinnere. Sie alle haben aus freien Stücken ihr Leben aufs Spiel gesetzt, indem sie uns bei sich aufnahmen, Papiere für uns fälschten, unsere persönliche Habe aufbewahrten und uns Lebensmittel verkauften.

Ich möchte an dieser Stelle auch meinen Verlobten Jacques De-launay erwähnen, der mich zu meiner Schwesternausbildung ermutigte und meine Fluchtpläne vorbehaltlos unterstützte. Dafür bin ich ihm unendlich dankbar.

Dankbar erinnere ich mich auch an Madame Keller, die sich in Marseille den Gesetzen des Vichy-Regimes widersetzte und dafür sorgte, dass mich die Rot-Kreuz-Schule aufnahm. Die meisten Juden, die in Frankreich den Krieg überlebten, verdanken ihre Rettung solchen selbstlosen, mutigen Nichtjuden. All diesen namenlosen Helden gilt mein aufrichtiger Dank.

Während meiner Zeit beim Militär habe ich viele Menschen getroffen, denen ich zu grossem Dank verpflichtet bin. Zuerst möchte ich Leutnant Latour und Leutnant Vérin erwähnen, die mich herzlich in ihrer Einheit aufnahmen und mich ebenso geduldig wie gewissenhaft ausbildeten. Unvergessen ist mir auch die angenehme Zusammenarbeit mit Leutnant Talichet in Lindau.

Ich habe seine Freundlichkeit und Fairness sehr geschätzt. Ganz besonders möchte ich mich jedoch bei Hauptmann Millot bedanken, der Hauptmann Zimmerman als Leiter meiner Spionage-Einheit ablöste.

Ich bedanke mich herzlich bei Oberst Bouvet und seinen Männern, die mich wie eine ganz gewöhnliche Soldatin behandelten und an mich glaubten. Da ich sie auf keinen Fall enttäuschen wollte, fand ich den Mut, die Grenze nach Deutschland zu überqueren. Hauptmann Mollat bin ich dankbar, dass er anfangs an mir zweifelte, denn das spornte mich an. Ich bedanke mich bei Oberst Petit, der als Major so viel Vertrauen zu einer jungen Frau in Zivil hatte, dass er ihre Informationen ohne zu zögern an seine Vorgesetzten weitergab. Ich danke Major Ruysen und Major Rigaud, Hauptmann Ligouzat, Hauptmann Metivier und Hauptmann Ducournau sowie Leutnant Neu und Oberst Petit für die tiefe Freundschaft, die uns viele Jahre lang verband.

Aus meiner Zeit in Indochina sind mir zahlreiche Freunde aus der Fremdenlegion in lebendiger Erinnerung geblieben. Sie haben viel für mich und unser Krankenhaus getan. Ich danke auch Suzanne Tillier, der Kommandeurin aller weiblichen Armeeangehörigen in Indochina.

Obwohl mich mein Bruder Fred jahrelang dazu ermuntert hatte, dieses Buch zu schreiben, zog ich seinen Vorschlag erst nach meiner Pensionierung 1999 ernsthaft in Erwägung. Im Sommer 2000 setzten sich meine Mitautorin Suzanne Singer und ich an das erste Kapitel. Es war eine sehr angenehme Zusammenarbeit, aus der sich eine dauerhafte Freundschaft entwickelte.

Mein herzlicher Dank gilt auch der britischen Autorin Wendy Holden, die Suzanne ablöste, als diese eine Rabbinerausbildung begann.

Ich danke auch meiner Lektorin bei Harmony Books, die mich in jeder Phase des Projekts ermutigte und sachkundig begleitete, sowie meinem Agenten Alan Nevins und meinen Beratern und Förderern Ted Demers und Robert Mirisch.

Zu guter Letzt möchte ich mich bei meinem Mann Major Lloyd Cohn für seine uneingeschränkte Unterstützung und seine unendliche Geduld bedanken. Ich danke auch meinen Söhnen Stephan und Remi, die erst anlässlich meiner Ehrung in Los Angeles von meiner Laufbahn als Geheimagentin erfuhren. Ich möchte Stephans Frau Barbara dafür danken, dass sie die Tochter für uns ist, die wir nie hatten. Und mein ganz besonderer Dank gilt meiner Enkelin Anna Regina, die im Mai 2001 mit acht Jahren einen Schulaufsatz über mich schrieb, der mich zutiefst rührte.

## Zitat- und Bildnachweis

Die Gedichtzeilen aus Charles Baudelaires *Blumen des Bösen* auf S. 258 £ werden hier in der deutschen Übersetzung von Terese Robinson zitiert: München: Georg Müller Verlag 1925.

Die Rechte an sämtlichen Abbildungen im Bildteil liegen bei der Autorin.

Vera Lourié

**Briefe an Dich**

*Erinnerungen an das russische Berlin*

Mit zahlreichen Abbildungen

Herausgegeben von Doris Liebermann

280 Seiten. Gebunden.

ISBN 978-3-89561-615-0

«Von den schwersten Dingen erzählt sie in ihren Briefen  
noch einmal so leicht und mitreissend, dass man gar  
nicht mehr aufhören kann zu lesen.»

*Anna Prizkau, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*

«Die Briefe der wiederentdeckten russischen Dichterin Vera Lourié  
sind ein Dokument des Überlebens und ein Stück Kulturgeschichte.»

*Fokke Joel, ZEIT online*

«In Vera Louriés Erinnerungen leuchtet noch einmal die russische  
Moderne auf – ein kostbares Geschenk!»

*Olga Martynova, Bachmann-Preisträgerin 2012*

«Was war das für ein Leben! Vera Lourié hat das ganze  
20. Jahrhundert erlebt.»

*Oliver Pfohlmann, WDRJ Mosaik/Passagen*

«Die Slawistin Doris Liebermann hat Vera Lourié mit einer  
vorbildlichen Edition der Erinnerungen, von autobiografischen  
Texten und Fotos ein würdiges Denkmal gesetzt.»

*Andreas Breitenstein, Neue Zürcher Zeitung*

Schöffling & Co.

Rudolf Vrba

**Ich kann nicht vergeben**

*Meine Flucht aus Auschwitz*

Mit einem Vorwort von Beate Klarsfeld

Herausgegeben, mit Anmerkungen und einem Nachwort

von Dagi Knellessen und Werner Renz

Aus dem Englischen von Sigrid Ruschmeier und Brigitte Walitzek

528 Seiten. Gebunden.

ISBN 978-3-89561-416-3

«Die Geschichte des Horrors, mit schwejschem Witz gebrochen,  
eine Lektüre, die ans Herz fasst, mit einem präzisen Blick auf  
Menschen in der Hölle.»

Susanne Mayer, *DIE ZEIT*

«Ein absolut notwendiges Buch. Eines, das überrascht,  
ergreift, ermutigt. Das atemlos macht beim Lesen.»

*Carsten Hueck, Deutschlandradio Kultur*

«Das Einzigartige an Rudolf Vrbas Erlebnisbericht *Ich kann nicht  
vergeben* ist der radikale Blick, der unvoreingenommen jedes  
Detail registriert und den eigenen Empfindungen vertraut.»

*Nicole Henneberg, Der Tagesspiegel*

«Nicht für Auschwitz->Experten<, weder für Betroffene noch für  
Historiker, wollte Vrba ein Buch schreiben. Vrbas neu übersetzter  
Bericht kreist um die Erfahrungen der Opfer.»

*Friederike Reents, FAZ*

«Es geht bei dieser Lektüre nicht allein um das KZ Auschwitz.  
Zur Diskussion steht auch der politische Umgang  
mit der Wahrheit.»

*Martin Zähringer, SWR2*

Schöffling & Co.

Tadeusz Borowski  
**Bei uns in Auschwitz**

*Erzählungen*

Aus dem Polnischen von Friedrich Griese

424 Seiten. Gebunden.

ISBN 978-3-89561-329-6

«Klare, selbstquälerisch gnadenlose Erzählungen.»

*Imre Kertész*

«Borowskis Gedichte und Erzählungen werden als wichtiger Teil der Weltliteratur die Zeiten überdauern. Ein Meilenstein in der Literatur über Auschwitz.»

*Arno Lustiger, Die Welt*

«Wem es hier nicht kalt über den Rücken läuft, der weiss nicht, was aufregende, verrückte, amoralische, zeitlose Literatur ist.»

*Maxim Biller, Der Spiegel*

«Das Erschreckende an diesem Buch: Auschwitz erscheint als natürliche Fortsetzung unserer Lebensweise, als eine bis ins Absurde verstiegene Normalität.»

*Olga Martynova, DIE ZEIT*

«Borowski beschreibt die Realität deutscher Konzentrationslager mit einer Härte, aber auch mit einer Meisterschaft, die ohne Beispiel ist.»

*Marta Kijowska, Neue Zürcher Zeitung*

«Borowski muss man immer wieder lesen. Unstrittig ragt sein Erzählband über Auschwitz als provozierender Solitär aus dem Kanon der Holocaust-Literatur hervor.»

*Carsten Hueck, Deutschlandradio Kultur*

Schöffling & Co.

Valentin Senger

**Kaiserhofstrasse 12**

Mit einem Nachwort von Peter Härtling  
und zahlreichen, teils farbigen Abbildungen

320 Seiten. Gebunden.

ISBN 978-3-89561-485-9

«Dies Werk wird bleiben.»

*Frankfurter Allgemeine Zeitung*

«Ein authentisches Stück Zeitgeschichte, das sehr klar, anschaulich  
und auch mit augenzwinkerndem Humor viel mehr erzählt vom  
Alltag im Dritten Reich als ein Stapel Geschichtsbücher.»

*ZEIT MAGAZIN*

«Dass die untergetauchte Familie Senger mitten in Frankfurt  
überlebt hat ist ein Wunder. Dass es dieses Buch von 1978 jetzt  
wieder gibt, ist ein Segen.»

*Brigitte*

«Ein ganz besonderes Buch.»

*Frankfurter Rundschau*

«Dieses Buch lebt von der Unmittelbarkeit des Geschilderten.  
Angemessene Trauer und der nötige Humor, um den Mut nicht zu  
verlieren, wechseln einander ab.»

*Deutschlandradio Kultur*

Schöffling & Co.